

Sagen

des

Neckarthals, der Bergstraße

und des

Odenwaldes.

Aus dem Munde des Volkes und der Dichter

gesammelt

von

FRIEDRICH BAADER.

Mannheim.

Verlag von Friedrich Bassermann.

1843.


EX
BIBLIOTHECA
J.F.J. HEREMANS







Sagen

des

Neckarthals, der Bergstraße

und des

Odenwaldes.

„Ihr Herrn, die Fackel nicht zu nah!
Die Poesie verhält sich da,
Wie die Lanterna magica!“

(A. Kopisch.)



In dem Verlage von Fr. Bassermann sind ferner erschienen:

Darstellung der geologischen Verhältnisse der am Nordrande des Schwarzwaldes hervortretenden Mineralquellen u. s. w. mit einem topographischen Plane und einer Zeichnung. Von Fr. A. Walchner, großh. badischem Bergrathe und Professor an der polytechnischen Schule in Karlsruhe. 1 fl. 12 kr. (16 Gg.)

1793. Beitrag zur geheimen Geschichte der französischen Revolution, mit besonderer Rücksicht auf Danton und Challier, zugleich als Berichtigung der in den Werken von Thiers und Mignet enthaltenen Schilderungen. Von Fr. Funck. 2 fl. 42 kr. (1 Thr. 16 Gg.)

Die Entstehungsgeschichte des Jesuitenordens, nebst einem Schlußwort über die neuen Jesuiten. Nach den Quellen dargestellt von Dr. Fr. Kortüm, Professor der Geschichte in Heidelberg. 1 fl. (16 Gg.)

Schwarzwälder Dorfgeschichten von Dr. Berthold Auerbach. Zwei Theile. 3 fl. 30 kr. (2 Thlr.)



Mannheim, bei Friedr. Baſsermann.

Vorwort.

Unsere Pfalz steht keiner deutschen Gegend nach an Erinnerungen aus vergangenen Zeiten, geknüpft an bleibende Reize der unvergänglichen Natur.

Aus vorgeschichtlichen Jahrhunderten herüber gibt der reiche Sagenstoff Kunde von der großartigen Religion unserer Urväter; Götter und Kobolde, Helden und Heldenschatten, sind, aller Bemühungen der Mönche ungeachtet, im Glauben, im Aberglauben, im Munde des Volkes geblieben.

Die Römer kamen an den Rhein und die Geschichte Deutschlands meldet in ihren ersten Anfängen von den Bewohnern unseres Bodens, auf dem alle großen Ereignisse jener Epoche ihre Spuren zurückgelassen haben. Dem Rheine, dem Neckar, der Bergstraße entlang finden sich Trümmer von Römerkastellen und am Rande von Odin's Walde, namentlich zu Neuenheim bei Heidelberg, Reste römisch-persischen Gottesdienstes, während die Legenden von dem frühen Siege des Christenthums und der Hingebung seiner Verkünder und Bekenner berichten.

Auf unserem Boden, in Worms, Lorsch, dem Odenwalde und dem Speßhart, wurzeln die Sagen, welche

v

in dem Nibelungen-Liede vereinigt, den fernen Norden, das Burgunderreich, Attila's Horden und die Völkerwanderung aus einem gemeinsamen dunkeln Hintergrunde hervortreten lassen.

Die schönsten Sagen aus den Zeiten Karls des Großen knüpfen sich gleichfalls an diese Gegend; Eginhard und Emma ruhen in unserer Erde.

Unsere Städte und Gefilde sahen glanzvolle Versammlungen und Reichstage, damals, als unter den Hohenstaufen Deutschland an Macht und Ruhm am Höchsten stand.

Das Kriegsgeschrei der Welfen und Gibellinen widerhallte auch in unseren Bergen und hinterließ uns die schöne Sage von der Weibertreue.

Wir treffen Karl V. und Luther in Worms. Hier fand die erste feierliche Verhandlung statt über die Reformation, die im Guten wie im Bösen für unser Vaterland so folgenreich gewesen.

Die Erwählung des pfälzischen Churfürsten Friedrich V. zum Könige von Böhmen gab das Zeichen zum Ausbruche des dreißigjährigen Krieges, welcher Deutschland so schwere Wunden schlug, deren Narben auch an den Ufern des Rheins bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz verharscht sind.

Als bald nachher Ludwig XIV. auf den Ruin Deutschlands die Größe Frankreichs zu bauen versuchte, da war es wieder die schöne Pfalz, welche zunächst den Einfall der Feinde des Reiches zu erdulden hatte. Noch jetzt, nach beinahe zweihundert Jahren, erinnern die Trümmer des Heidelberger Schlosses an die Greuel der Zerstörung, welche die hinterlistige Politik Frankreichs über ein schuldloses Land, mitten im Frieden, verhängte. Der Schmach des Rheinbundes, der napoleonischen Herrschaft, will ich nicht weiter gedenken. Durch die großen Ereignisse, deren Schauplatz die Pfalz gewesen, zieht sich, reich an Interesse und Wechselfällen, die häusliche Geschichte ihrer früheren Beherrscher, der pfälzischen Churfürsten.

Die Naturschönheiten der Gegend kennt das ganze deutsche Vaterland. Von jeher nennt man die Pfalz den Lustgarten Deutschlands; die fruchtbare Ebene, von dem majestätischen Rheine, dem lieblichen Neckar durchzogen, die romantischen Thäler, die Hügel und Berge, von Reben umsäumt, mit Wald bedeckt, mit Burgruinen geschmückt, ergötzen das Auge, das, wenn es den fast beklemmenden Eindruck imposanter Alpenmassen aufgenommen, mit Wohlgefallen auf sanfteren Reizen ruht.

Die Mittel eines leichten und schnellen Verkehrs, welche die Dampfschifffahrt auf dem Rhein und dem Neckar darbietet, denen sich bald die große Eisenbahn von der Grenze der Schweiz, zwischen dem Rhein,

dem Schwarzwalde und Odenwalde bis nach Frankfurt anschließen wird, lassen einen stärkeren Besuch unserer schönen Gegend voraussehen.

Den Genuß der herrlichen Natur mit den Erzählungen der Sage und der Geschichte zu verbinden, den Reiz des Gesehenen zu erhöhen durch die Anknüpfung an das Geschehene, ist die Aufgabe, welche sich der Herausgeber dieses Buches gesetzt hat. Er sammelte nicht Stoff zum Forschen und Studiren, sondern zum Genießen in dem Augenblicke des Anschauens, zum Nachgenuß in der Erinnerung. Diesem Zwecke entfloß die Wahl der poetischen Form, als entsprechendes Mittel. Die gesammelten Gedichte versah der Herausgeber mit

kurzen historischen Bemerkungen, um dem Leser den geschichtlichen Boden in genaueren Umrissen vor das Gedächtniß zu führen, als es in der Absicht und der Macht des Dichters liegen kann. Es wird ihn freuen, wenn der Zweck der Sammlung erreicht, wenn manchem Bewohner und Besucher des anziehenden Landes, wenn namentlich den Musensöhnen der Ruperto-Carolina für die Gegend, welche sie nach allen Richtungen zu durchschwärmen häufigen Anlaß finden, eine neue Quelle des Genusses eröffnet wird, welche sie zugleich als freundliches Andenken an dieselbe in die ferne Heimat begleiten, und ihnen in späteren Jahren noch oft die froh und sorglos durchlebte Jugendzeit in's Gedächtniß zurückrufen möge.

Schließlich findet sich der Unterzeichnete allen Denen verpflichtet, welche ihn bei seiner Sammlung mit Beiträgen unterstützt haben. Mit vorzüglicher Anerkennung und verbindlichem Danke muß er der Liberalität und Zuvorkommenheit erwähnen, womit ihm die Schätze der Heidelberger Bibliothek zur Verfügung gestellt wurden.

Heidelberg, 21. Juni 1843.

Friedrich Baader.

Inhalt.

*) Durch einen Druckfehler ist diese Seite mit 322 bezeichnet; wir bitten den Leser, das Versehen zu berichtigen.

Seite.

III. Die Bergstraße und der Odenwald.

Heidelberg und Umgegend.

Jetta

von

Heribert Rau.

Als noch im Reiche der Germanen
Der Adler Roms sein Nest gebaut,
Als in den Wäldern unsrer Ahnen
Des Christenthumes Morgen graut',
Und unter tausendjähr'gen Eichen
Der Barde seine Lieder sang,
Da war es, als aus diesen Zweigen
Prophetisch manches Wort erklang.

Noch prangten hier nicht kühn Paläste,
Von wildem Leben laut durchbraust,
Noch wehte Frieden durch die Aeste,
In deren Schatten Jetta haust.
Von Gottes Geist hinweggerissen
Aus einer Welt voll Wahn und Schein,
Sog aus des Waldes Finsternissen
Sie ihren Trost und Frieden ein.

Von der Begeist'rung Schwung getragen,
Umrauschet von der Dichtung Weh'n,
War ihr die Zukunft aufgeschlagen,
Das Künft'ge sah sie vor sich steh'n.
Von nah und fern, von jedem Orte
Zog man zum Jettahügel hin,
Zu lauschen ob der Seherworte
Der jungfräulichen Zauberin [1]).

So stand sie einst im Abendstrahle,
Weit flatterte ihr weiß' Gewand,
Die Blicke ruhten auf dem Thale
Und auf dem Busen ihre Hand.
Wie glänzen ihre blauen Augen
In wunderbarem, düsterm Licht;
Ein höh'res Seyn scheint aufzutauchen,
Entzücken strahlet ihr Gesicht.

„Ihr alten Eichen, ihr müßt fallen!" —
So ruft sie hoch begeistert aus —
„An eurer Stätte tragen Hallen
Und schlanke Säulen bald ein Haus,
Das wechselnd in der Zeiten Drang
Erglänzen wird in stolzer Pracht,
Und dessen Ruhm Jahrhundert lang
Erhellen wird des Reiches Nacht."

„Doch Frühlingsluft weicht Sommergluthen,
Dem Winter wird der Herbst zum Raub,
Allmächtig ist der Zeiten Fluthen,
Es reift die Frucht, es sinkt das Laub.
So wird auch dieses Schloß zertrümmern,
Zerstäuben seine Herrlichkeit;
Doch seine Söhne werden schimmern
Im Glanze der Unsterblichkeit.“

„Und wenn die rohe Kraft erlegen,
Dann wird die Weisheit aufersteh'n,
Und fröhlich wird ihr reicher Segen
Durch dieses Thales Gründe weh'n.
Erwachen wird ein edles Streben
In jedes guten Menschen Brust,
In Harmonie lös't sich das Leben,
Und selbst das Sterben wird zur Lust.“

So rief sie laut, und Ahnungsschauer
Durchrieselten die Seherin.
Wehmüthig rauscht, in tiefer Trauer,
Der Wind durch ihre Eichen hin.
Sie ging, gebeugt von heil'gen Sorgen,
Wohl tiefer in den düstern Wald,
Doch fand sie schon der nächste Morgen
Am Fuß des Hügels todt und kalt.

[1]) Nach den alten Chroniken und der allgemeinen Volkssage wohnte zur Zeit der brukterischen Jungfrau Velleda, ein altes Weib, Namens Jetta, auf dem Hügel, worauf jetzt das Schloß zu Heidelberg steht, und welcher noch der Jettahügel genannt wird. Sie hielt sich in einer sehr alten Capelle auf, deren Trümmer man noch zur Zeit als der Pfalzgraf Friedrich (ums Jahr 1544) einen schönen Pallast baute, welchen man den neuen Hof nennt, sah. Dieses Weib war wegen ihrer Wahrsagerei sehr berühmt, und kam selten aus ihrer Capelle, um sich ein desto größeres Ansehen zu machen. Wurde sie um Rath gefragt, so gab sie ihre Antwort durch ein kleines Fenster, ohne sich selbst sehen zu lassen. Unter andern verkündigte sie, wie sie es in „ungeschaffenen“ „selzsamen“ Versen vorbrachte: „Es wäre über ihren Hügel beschlossen, daß er in kräftigen Zeiten von königlichen Männern, welche sie mit Namen nannte, sollte bewohnt, beehrt, und geziert, und das Thal unter demselben mit vielem Volk besetzt werden.“

Der heilige Eberhard.

Von H. Rau.

1147.

Zimbeln ertönen und Pauken erschallen,
Jubel durchrauschet die gastlichen Hallen,
Freundlich bewirthet auf Heidelberg's Veste
Drängen sich wacker die stattlichen Gäste;
Konrad der Pfälzer gibt jeglichen Tag
Köstliche Mahlzeit und fürstlich Gelag.

Edele Ritter und züchtige Frauen,
Zierliche Mädchen, gar minnig zu schauen,
Lieben und scherzen im pfälzischen Hause,
Jauchzen und lachen bei reichlichem Schmause,
Spotten der Zeiten ermahnenden Drang
Jubelnd von dannen mit Spiel und Gesang.

Eberhard einzig, er schleichet sich leise
Fort aus der Freude berauschendem Kreise;
Hin, wo die waldigen Berge sich senken,
Suchet der Jüngling die Schritte zu lenken;
Dort, wo ihn Einsamkeit friedlich umweht,
Liegt er oft Stunden in frommem Gebet.

Konrad, der Gründer der pfälzischen Staaten,
Ehrte des Christenthums heilige Saaten;
Tapfer im Kampfe und bieder im Leben,
Wußte dem Glauben er Früchte zu geben,
Darum erwählt er zum Lehrer fortan
Klüglich den Söhnen den heiligen Mann.

Aber des Lebens urkräftiges Walten
Sollte kein heuchlerisch Wesen erkalten;
Darob verbot er mit ernstlichen Worten
Frömmelndes Treiben an jeglichen Orten.
„Saget ihr tausend Gebete auch her,
Recht thun," — so rief er — „gilt dorten noch mehr!"

Aber nicht gleich sind des Lebens Gestalten,
Wie sich die Herzen verschieden entfalten:
So auch dem Ritter war kräftiges Streben —
Diesem nur heilige Sehnsucht gegeben;
Göttliche Liebe, so glühend und heiß,
War ihm des Lebens entzückender Preis.

Darum erbauet in einsamer Stille,
Daß er das Sehnen des Herzens erfülle,
Einen Altar sich der Jüngling behende,
Zieret mit Laub ihm die steinernen Wände,
Zündet der Kerzen hellflammendes Licht,
Knieet dann nieder und betet und spricht:

„Ewige Liebe, du Lieb' sonder Gleichen,
Habe Erbarmen und gib mir ein Zeichen,
Ob ich den Machtspruch des Herren soll ehren,
Oder soll brünstig hier wiederkehren;
Liegt doch mein Herz in dem Kampf mit der Pflicht."
Und er erhebt sich und löschet das Licht.

Siehe! der Gott, zu dem fromm er sich wendet,
Hat ihm auch schnell seine Botschaft gesendet:
Denn so oft er zum Altare noch schreitet,
Findet er immer die Kerzen bereitet
Leuchtend in wunderbar strahlender Pracht,
Hell durch des Waldes grün dämmernde Nacht [1]).

[1]) Pfalzgraf Konrad übertrug, nach der Sage, die Erziehung seiner Söhne Konrad und Friedrich, dem heiligen Eberhard von Stalecke, der sich eine Kapelle in der Nähe des Königstuhles erbaut haben soll, und so fromm war, daß die Engel ihn mehreremal von Heidelberg nach Stalecke, der früheren Residenz der Pfalzgrafen, und von Stalecke wieder nach Heidelberg zurücktrugen. Ein zweites Wunder erzählt die Legende von H. Rau.

Der Pfalzgraf am Rhein [1]).

(Volkslied.)

Es wohnt' ein Pfalzgraf an dem Rhein,
Der ließ verjagen sein Schwesterlein,
Da kam der Küchenjung zu ihm:
„Willkommen! Willkommen, Pfalzgraf am Rhein!

Wo ist dein schönes Schwesterlein?"
„„Mein Schwesterlein, die kriegst du nicht,
Sie ist dir viel zu adelich,
Und du gehörst zur Küch hinein.""

„Warum sollt ich sie kriegen nicht,
Sie hat von mir ein Kindelein."
„„Hat sie von dir ein Kindelein,
Soll sie nicht mehr mein Schwester seyn.""

Er ließ sie geißeln drei ganzer Tag,
Bis man ihr Lung' und Leber sah:
„Hör auf, hör auf, es ist genug,
Es gehört dem König aus Engelland."

„„Gehört es dem König von Engelland,
So kostet mich's mein ganzes Land,
Mein ganzes Land ist nicht genug,
Mein Leben muß auch noch darzu.""

Es stund nicht länger als drei Tag' an,
Da kam der König aus Engelland:
„Willkommen, willkommen Pfalzgraf am Rhein,
Wo ist, wo ist dein Schwesterlein?"

„„Mein Schwesterlein, die ist schon todt,
Sie liegt begraben röslinroth.""
„Liegt sie begraben röslinroth,
So mußt du leiden den bittern Tod."

Selbst zog er sein schweres goldnes Schwerdt
Und stach es dem Pfalzgrafen durch sein Herz:
„Hat sie müssen leiden den bittern Tod,
So mußt du leiden den Schmerz."

*) Diese Ballade, offenbar eine der tragischsten, welche uns im Munde des Volkes erhalten ist, läßt sich ohne Widerrede den schönsten altenglischen, scottischen und dänischen Bal-

laden an die Seite stellen. Sie ist weit verbreitet und in mehreren Versionen auf uns gekommen. Die im Wunderhorn II., S. 272 abgedruckte ist wohl von Brentano selbst gedichtet. Am neusten ist offenbar die Bearbeitung desselben Stoffes, welche ich in den Sagen der (bayrischen) Pfalz (Stuttgart bei K. Göpel) S. 251 mitgetheilt habe. Ihr gar zu romantisches Gewand verräth ihre Unächtheit.

Herzog Otto der Erlauchte
und
die schöne Welfentochter.

Von

Eduard Duller.

I.

Des welfischen Pfalzgrafen Heinrich Abendruh.

Auf hohem luft'gen Söller in seinem Schloß am Rhein
Da saß der Welfen Pfalzgraf, Herr Heinrich [1]), froh
 beim Wein,
Und hob den goldnen Becher, und sah hinab mit Lust,
Wie sich der Rhein mit Inbrunst der Pfalz schmiegt an
 die Brust [2]).

Und sah dann gegen Himmel und wieder dann auf's
Land.
Das alles ist sein Eigen, was rings sein Auge fand,
Dann sinnt er trüb und trüber, des Welfenruhms zurück,
Er sinnt des alten Löwen und feuchter wird sein Blick.

Jetzt schaut er auf die Tochter, die ihm zur Seite steht,
Von holder Scham geröthet, von allem Reiz umweht,
Das blaue Kleid umschimmert des Gürtels goldner Glanz,
In's goldne Haar verwebt sich ein blauer Cyanenkranz.

Ihr Aug' strahlt klar und freundlich, und mild und
ernst zugleich; —
So anspruchslos bescheiden — und doch wie überreich! —
Sie schenkt dem alten Grafen vom besten teutschen Wein
Aus reichgetriebnen Kannen zum silbernen Schoppen ein.

Und mit Behagen blickt sie der Pfalzgraf lächelnd an; —
„Hätt ich auch keine Grafschaft, — ich wär' ein reicher
Mann!
's ist doch die Lieb auf Erden kein deutungsloses Wort; —
Mein Bruder, Kaiser Otto, hat keinen bessern Hort!"

„Wie rings in holdem Frieden das Land so lieblich blüht,
Der Strom so klar und freundlich die blauen Bahnen zieht,
Die goldnen Aehren wogen und mit den Häuptern nicken,
Als dankten sie der Sonne für Vollkraft und Erquicken!"

„Die Sonne scheint ja wärmer, und leuchtet doppelt schön,
Auf friedliches Gelände herab von ihren Höh'n,
Die Sterne funkeln reiner und frömmer im Azur,
Als wenn sie Haß bescheinen auf blutgedüngter Flur!"

„Wie hell zu meinen Füßen, im goldnen Abendschein
Die Städte friedlich glänzen aus dunklem Wald und Hain.
's ist großer Feierabend! — Das Leben geht zur Rast;
Der Schlaf sucht still die Herberg, ein süß gebetner Gast."

„Ihr Städte und ihr Burgen! — Ihr Felder und ihr Au'n,
Soweit euch kann der Herrscher mit Vaterblicken erschau'n, —
Mög nie der Fried' euch lassen! — Mögt ihr ihn immer hegen,
Als Pfand und theures Heilthum. — Das ist mein Abendsegen!" —

Und wie der Fürst geredet, wird's unten laut im Schloß,
Es schallt wie Hufgeklapper von manchem tücht'gen Roß. —
„Wer kommt so spät?" — ruft Heinrich — „Sieh zu! mein Töchterlein!
Und ist's ein Gast, nach teutschem Brauch, soll er willkommen seyn!"

Die Tochter eilt geschäftig hinab die Wendelstieg';
Da hört sie's plötzlich rufen von hundert Stimmen:
„Krieg!“ —
Ein Herold hält zu Rosse, in Reichsfarb angethan,
Stolz, königlich zu schauen, der schönste teutsche Mann!

Vom Haupt in üpp'ger Fülle die braune Locke wallt,
Sein Blick, siegreich erobernd, bezwingt mit Allgewalt,
Hochfürstlich, wie ein Gebieter, steht er im Schloßhof da,
Und spricht, wie er am Söller den Welfen Grafen sah:

„Eu'r Herrschen hat ein Ende, Pfalzgraf, in diesem Land!
Das spricht zu euch der Kaiser! Ihr seyd vom Reich gebannt! —
„„Wie?! sendet dies der Kaiser? — Ihr seyd bei frohem Muth; [*]) —
Der Kaiser ist mein Bruder, — und meint es stets mir gut.““ —

„Ihr sprecht, so wie's gewesen,“ — versetzt der Herold drauf,
Herr Otto liegt im Banne; — mich schickt ein Hohenstauff.
Es ist der zweite Friedrich, der Euch dies Wort entbeut,
Die Pfalz ist Ludwig von Wittelsbach verlieh'n für ew'ge Zeit!“

„Mein ist die Pfalz nach Rechten;" — grollt drauf
der alte Graf;
„Laß uns im Krieg drum würfeln; [4]) und seh'n, wer
minder traf,
Zwar lieb' ich Friede wahrhaft, doch führ' ich auch das
Schwert,
Pfalz! Pfalz! — beim ew'gen Himmel! — Du bist des
Kampfes werth!"

„So rüstet!" donnert der Herold, — „wir zwingen
noch das Glück!
Kampf sey's auf Tod und Leben!" — Da trifft ihn der
Jungfrau Blick,
Da sinkt, im Zorn erhoben, der Arm ihm wie gebannt. —
Fort trägt ihn der schäumende Rappe. — Sie sinnt
ganz unverwandt.

II.

Der Besuch.

Es brauf't herauf vom Thale, es sauf't durch den
Eichenwald,
Ein dumpfes Waffenklirren herauf zum Schlosse schallt,
Bang sorgend um den Vater, dort in des Treffen's Reih'n,
Sitzt Agnes, die schöne Welfin, im Garten bleich, allein.

Sie stützt das Haupt auf's Händchen; das Herz ist ihr so schwer,
Sie sieht im Geist nur Einen, sonst ist die Welt ihr leer
Sein Aug', sein Blick, seine Haltung, sein edler Fürstenglanz,
Das nimmt die armen Sinne der Maid gefangen ganz.

Und wie sie sinnt und denket, steht's plötzlich jetzt vor ihr,
So sonnenhell, so leuchtend! — Die Sinne schwindeln ihr;
Ein Mann in voller Rüstung, dem jungen Kriegsgott gleich,
An Schönheit, Kraft, Blick, Haltung — an aller Hoheit reich.

Sie hält die Hand vor's Auge und blickt ihn bangend an,
Das Herz, es will nicht schweigen, wenn's auch die Lippe kann;
Sie sieht, kann's doch nicht glauben und sieht's doch wieder klar; —
Was ihre Träume sprachen, der Morgen macht es wahr.

Der Ritter aber neigt sich bescheiden vor der Maid; —
„Ob ihr, o süße Herrin; die Kühnheit wohl verzeiht?! —
Als ich zuerst Euch schaute, da sprach es laut in mir:
Die Eine von allen Andern ist teutscher Frauen Zier."

„Da ward's mir klar im Herzen, wozu dem Mann
die Kraft;
Dich zu verdienen, schwor ich den Eid der Ritterschaft.
Was gilt Gefahr und Sterben, wenn ich dies Eine fand,
Dich wieder zu sehen, du Krone der Frau'n im teutschen
Land!"

„So weit der teutsche Name vom Norden geht zum Süd,
So weit da wird gesungen ein kräftig teutsches Lied,
So weit um Gunst der Frauen ein edler Ritter minnt,
Möcht' ich die Kunde tragen vom schönen Welfen-
kind!" —

Die Jungfrau, stumm erröthend, den Blick zur Erde
kehrt; —
„Senk' nicht die edle Stirn, du, aller Kronen werth!
Jungfräulich holde Rose! — wie deine Wangen glüh'n! —
Mit Recht heißt man die Rose der Blumen Königin!"

Die Jungfrau hebt kein Auge, sie reicht ihm nur still
die Hand;
Das ist von zarter Liebe ein süßes Unterpfand,
Du hast mich wiederfunden, wenn's auch Dein Mund
nicht sprach,
„Ich bin der Waffenherold, — Der Sohn des Wittels-
bach."

„„Bist Du ein Wittelsbacher!? — weh' mir! ein schlimmes Wort! —
So sind wir streng geschieden, so mußt du schleunig fort! —
Wenn sie Dich seh'n und finden, sie thun Dir wahrlich ein Leid;
Das Herz bricht mir von Sorge, mir beklagenswerthen Maid!""

„Wein' nicht, Du schöne Welfin! — der Wittelsbacher spricht,
„Käm eine Welt in Anzug, der Otto scheut sie nicht,
Noch immer Thränen, Agnes? sie sind ein kostbar Gut,
Um das ich freudig möchte vergießen all' mein Blut."

„Zwar gegen deinen Vater kämpft kraftlos mein Arm und Schwert; —
Horch! die Drommete schmettert, zur Schlacht trägt mich das Pferd,
Dein Name ist die Losung! — Treu schirmt er mich überall; —
Leb' wohl, du süße Herrin! — leb' wohl viel tausendmal!" —

III.

Der Abschied.

Am Brunnen, der im Schloßhof mit kühler Labe fließt,
Da rastet ernst ein Pilger, der wandermüde ist,

Im härenen Gewande, am knot'gen Pilgerstab,
So wankt er, stolz und bangend, den Schloßhof auf und ab.

Er blickt zu manchem Fenster empor mit treuem Aug',
Er blickt nach manchem Pförtlein mit stiller Sehnsucht auch,
Da wandelt bleich, beklommen, vom stolzen Grafenhaus
Die schöne Welfentochter in Gottesluft heraus.

Setzt sich auf's Marmor-Bänklein, das an dem Brunnen steht,
Im Arm die Cither haltend, durch die ein Säuseln weht,
Preßt ihre Stirn, wie glühend, hart an den kalten Stein,
Und beginnt dann ein altes Liedchen, die Wellen stimmen drein.

Als sie das Lied gesungen, entsank der Hand die Laute,
Ihr Aug', wie trostlos suchend, starr in das Weite schaute,
Aus ihren Locken nimmt sie das Kränzlein, frisch gepflückt,
Und aus dem Kranz die Blüthen, bis daß er war zerstückt.

Dann senkt sie still das Köpfchen und legt die Händ' in Schooß,
Das Herz ist ihr beklommen, das Leid ist ihr zu groß,
Sie denkt der Schlacht und Otto's voll schmerzensreichem Sehnen,
Und trüber wird ihr Auge von hellen Liebesthränen.

Da tritt der Pilger näher und faßt sie leis am Arm,
Er hält sie treu am Herzen hold inniglich und warm.
Sie bebt zurück, er drückt ihr im stillen Schmerz die Hand,
Da blickt sie ihm in's Auge und hat ihn schnell erkannt.

„Daß ich dich wieder funden, daß ich dich wieder hab',
Ist mir so lieb als Alles, was ich auf Erden hab'," —
„„Und muß doch wieder scheiden und muß doch wieder fort,
Auf schneller Flucht zu retten mich vor Verrath und Mord.""

„„Die Schlacht, sie ist geschlagen; der Sieg, er ist dahin,
Das sind der Bayern Schaaren, die in der Fern' dort flieh'n,
Mein Vater Ludwig selber, gefangen in der Schlacht,
Wird von dem Deinen, Agnes! in strenger Huth bewacht."" —

„So mußt du schleunig eilen, du süße Liebe mein!
Könnt' ich mein Leben theilen, die Hälfte wäre dein! —
Was schwätz' ich da für Worte! Es ist ja dein schon ganz,
Und wenn ich leb', so ist's nur in deiner Sonne Glanz."

„Und mußt du eilig flüchten, so denk' an mich manchmal,
Und denk' an meine Liebe und namenlose Qual;
Und denk', daß ich einst lebte, — kann's ja nicht ohne dich; —
Wenn aber das Herz gebrochen, denk' manchmal noch an mich!" —

„„O Agnes! süße Herrin! wie ist dir trüb das Herz!““ —
„Und soll's nicht trübe werden vor lauter Lieb' und
Schmerz?“ —
„„Wir scheiden nicht auf ewig! — Ein Wiederseh'n
gibts doch! —
Das Leben ist nicht das Höchste. — Die Lieb' ist drüber
noch!““ —

„„Ich aber schwör's beim Himmel! so wahr die Sterne
steh'n,
Daß ich dich will noch einmal und herrlich wiederseh'n,
Was sich im Bayerlande von kühnen Männern regt,
Das biet' ich auf zum Kampfe, — und was das Schlacht-
schwert trägt.““

„„Und beim dreiein'gen Gotte und meiner Ritterschaft, —
Den Vater lös' ich wahrlich aus seiner traur'gen Haft; —
Und an demselben Tage, der seine Freiheit schaut,
Führ' ich dich heim nach Bayern, als herzogliche Braut!“

Und wie er dies geschworen, tritt ihn der Pfalzgraf an,
Und ruft mit finst'rem Ernste: „Halt ein, du kühner
Mann!“
„Nimm deinen Eid zurücke! denn der wird nie vollbracht! —
Folg' mir, du kecker Freier! — Du bist in meiner Macht.“

IV.

Der Gefangene.

(1225.)

In hoher enger Kammer, vom Welfen streng bewacht,
Stand Ludwig, Bayerns Herzog, gefangen in der Schlacht,
Er sah durch's Gitterfenster hinaus in's freie Land,
Und rief in dumpfer Kammer, von Sehnsuchtsgluth entbrannt:

„Wie frei die Lüfte sich regen, dort außen vor meiner Haft,
Wie frei die Aeste schwanken in reifend-rüst'ger Kraft,
Das Vöglein schlägt an's Fenster mit freiem Fittich an,
Und ich muß hier verkümmern als ein gefang'ner Mann."

„O Freiheit, süße Freiheit! des Lebens bester Theil,
Du Sonne aller Wesen, du aller Kräfte Heil!
Den Schwachen schaffst du zum Riesen, den Sterbenden gesund;
Und ich muß dein entbehren auf eig'nem Land und Grund!" —

Wie er das Wort gesprochen, so tritt der Pfalzgraf ein,
Und ruft: „Glückloser Streiter! wer nennt die Pfalz jetzt sein! —

Du wolltest all' mir nehmen, was mir vom Himmel
ward; —
O Ludwig, Bayerherzog! bei Gott! das war zu hart!"

„Der Fürsten Loos auf Erden, es liegt in Gottes Hand,
D'rum wollt' ich es nicht lassen, d'rum stritt ich um
mein Land;
Und als du im Kampf verloren, da sannst du ungesühnt,
Mein Liebstes mir zu rauben durch deinen Sohn, —
mein Kind'" —

„Ich hab' auf Erden wahrlich doch kein mir werther Gut,
Als Agnes, die einz'ge Tochter, die letzte vom Welfen-
Blut,
Sie, die mir mehr als Alles, als Ruhm und Leben gilt,
Die war mir auch zu rauben dein kühner Sohn gewillt."

„Und als ich dies vernommen, und als ich dies erkannt,
Gelobt ich, zu vereiteln, wornach er heiß entbrannt,
Er schwor dich zu befreien, und mir mein Kind zu nehmen,
Da müßt' ich, alter Weißbart, mich ja zu Tode
grämen."

„D'rum, was er auch geschworen, fürwahr! er thut
es nie!
Er wollte Agnes rauben; nun denn! — ich geb' ihm sie;

Er schwor dich zu befreien! — ich gebe selbst dich frei; —
Und willst du Freund mir werden; — die Pfalz bürgt
meine Treu'!

„Denn sieh! im Treffen mitten, da sann ich dies bei mir:
Ich sterb' des Mannsstamms Letzter, und laß als Erbin hier
Die einz'ge Tochter Agnes! Warum fließt teutsches Blut?
Eint sich die Pfalz mit Bayern! Dann hat sie's — denk'
ich — gut!" —

Da sinkt der Wittelsbacher dem Welfen in den Arm;
Er drückt ihn an den Busen recht männertreu und warm,
Schen tritt die Jungfrau eben, und kühn der Freier ein; —
„Macht Hochzeit!" ruft der Pfalzgraf, „zu Straubing
soll sie seyn!" [5])

Als sie die Hochzeit hielten, geschah's beim Spiel und Tanz,
Wohl perlt' in goldnen Kannen des Weines goldner Glanz,
Der Herzog hob den Becher, „Hoch Bayern und die
Pfalz!"
Ein alter Spielmann brachte den Reim drauf: „Gott
erhalt's!"

[1]) Dieser welfische Pfalzgraf vom Rhein war der erstgeborne Sohn des ehemals vielgewaltigen Welfen, Heinrich des Löwen, Bruder des im Jahre 1197 neben Philipp von Schwaben erwählten deutschen Königs Otto IV.

*) Zu diesen Pfalzlanden gehörten beim Rheinstrom ein großer Theil der fruchtbaren Gefilde des Graichgaues, wo zu Füßen des Gebirges am Neckar die Stadt Heidelberg ruhte, mit zwei Vesten auf der Höhe, der Pfalzgrafen Sitz; ein Landstrich der alten Grafschaft Zweibrücken, dazu die Herrschaft Bacharach am Rhein mit der Burg Staleck und vielen Getreide und Wein bauenden Dörfern. — — — Kein Pfalzgraf stand in andern Ländern so hoch angesehen und gewaltig, als der Pfalzgraf beim Rhein, denn er herrschte da eigenherrlich, von keinen Landständen beschränkt; vertrat den König, wenn der Thron des Reiches ledig, verwahrte dessen Kleinodien für den künftigen Herrscher, den er selbst krönen half. — — —
(Aus Zschokke's bayrischer Geschichte 2. Buch 4. Abschnitt 5.)

*) Kaiser war damals Otto IV. des Pfalzgrafen bei Rhein Bruder, Heinrich des Löwen zweiter Sohn. — Was hier zum Zwecke des Ueberblicks und für dichterische Geformtheit auf Einen Moment zusammengedrängt erscheint, ergab sich nach der Geschichte im Zeitlauf mehrerer Jahre. Im November des Jahres 1211 nämlich hatte bereits Pabst Innocenz, der Vierte, König Otto, den Vierten, nachdem er ihn vor zwei Jahren zum Kaiser gekrönt, in den Bann gethan. Erst im Jahre 1212 am 6. Dezember ward Friedrich II. von Hohenstaufen, auf den schon früher das Auge der Wähler gefallen war, zu Mainz gesalbt. 1214 geschah die Schlacht bei Bovines in Flandern, die Otto's letzte Hoffnung stürzte; 1215 wurde König Friedrich zu Aachen durch den Mainzer Erzbischof Siegfried gekrönt, der welfische Pfalzgraf Heinrich am Rhein in die Acht erklärt, dessen herrliche Rheinpfalz Herzog Ludwig von Bayern, dem Sohne Otto des Ersten (des Größeren), gegeben. (Duller Wittelsbacher.)

*) Der Krieg zwischen dem Bayerherzog und dem Pfalzgrafen begann bald und währte länger, als in diesen Ge-

sängen angedeutet ist; Herzog Ludwig verlor im Jahre 1215 die Freiheit und mußte gefangen von Schloß auf Schloß in der Rheinpfalz wandern. (D. W.)

*) Zu Straubing ward das Beilager mit ungemeiner Pracht vollzogen. — Das dritte Wandgemälde in den Arkaden des Hofgartens zu München stellt die Verlobung des liebenden Paars und die Versöhnung der feindlichen Geschlechter dar. (D. W.)

Maria von Brabant.

Von

Heribert Rau.

1256.

Das greise Haupt gestützt auf seinen Arm,
Saß Pfalzgraf Ludwig. Leis und warm —
In ihrer still erhabnen Pracht —
Durch's hohe Bogenfenster weht die Nacht,
Und holden Frieden gießt sie auf die Welt,
Die schlummernd sie in ihren Armen hält.
„O Frieden, süße Himmelslust,
Zögst du doch ein in meine Brust;
O wär es doch im Herzen mir
So still, wie auf der Erde hier!“
Also der Pfalzgraf düster sprach.
In seinen finstern Zügen lag

Die tiefe, nimmersatte Qual
Der Schuld; und auf den Harnisch stahl
Sich aus der Wimpern grauem Haar
Ein heißes, bitt'res Thränenpaar.
Mit Hast ergriff er dann die Hand
Des Jünglings, der zur Seit' ihm stand,
Und kindlich ihm in's Auge schaut.
„Mein Sohn, mein Rudolph!" rief er laut —
„Du Erbe einst von Land und Thron,
Dir will ich mein Vergehen klagen,
Das ewiglich an mir wird nagen.
Dir mag es Warnung seyn, drum habe Acht:
Groß ist auf Erden Fürstenmacht,
Doch über Fürst und Welt und Zeit
Thront göttliche Gerechtigkeit! —
Gerecht nennt mich zwar alle Welt,
Nicht Gott, wenn er sein Urtheil fällt!..."

Um deine Mutter nicht – wohl Habsburg's schönstes Kind –
Hab' in der Jugend ich, der fröhlichen gewinnt;
Sie gab der König mir in spätern Jahren,
Ein kostbar Heiligthum, sie liebend zu bewahren.
Maria von Brabant, ein herzig süßes Wesen,
Hatt' ich mir früher schon zur Gattin auserlesen.
O, laß mich schweigen von der Tugend Fülle,
Die nimmer sich in einer schönern Hülle

Auf Erden je gezeigt. Gedenk ich noch der Stunden,
Die mir so selig einst an ihrer Seit' entschwunden,
So däucht es mir, als ob mein Seelenauge
Sich wonnig in des Himmels Fluren tauche. —
Bald aber rief der Rhein'sche Bund mich zu den Waffen.
Viel machte mir der wilde Krieg zu schaffen;
Von Bayern rief er mich hieher nach Heidelberg —
zum Rhein —
Zur Sicherheit ließ ich auf Mangoldstein,
Der festen Burg, mein heißgeliebtes Weib.
An meiner Seite ritt mein treuster Freund,
Der Graf von Hirschau, der mit mir vereint
So manche heiße Schlacht geschlagen.
Ich liebt' ihn sehr; doch in den letzten Tagen
Von fremden Lästerzungen schmählich angefacht,
War Eifersucht in meiner Brust erwacht [1]).
Ich unterdrückte sie, doch tief im Herz verborgen
Bestürmten Argwohn mich und finstre Sorgen."

„So floh ein Jahr. Der rauhe Winter nahm
Besitz vom teutschen Land; da überkam
Marien heiße Sehnsucht nach dem fernen Gatten.
Den Boten sandte sie, gab ihm zwei Briefe mit,
Und hieß ihn eilig seyn, beflügeln seinen Ritt.
Der eine war dem Freund, der andere für mich.
Nun fügte es durch bösen Zufall sich,

Daß jener mir zu Händen kam.
Ich riß ihn zitternd auf, und Eifersucht und Scham
Durchflammten mich mit fürchterlicher Glut.
Ich las, vernichtet fast vor Wuth:
„„Sobald Ihr Wort, Herr Graf, den Gatten mir heimführet,
Gewähre ich dem Freund, was ihm als Dank gebühret;
Dann sollen freundlich auch und gnädig Sie mich sehen,
Und was Sie einst erfleht, das mag alsdann geschehen.““—
Ich stand erstarrt; Vernunft war mir entwichen,
Der Liebe zartes Bild in meiner Brust erblichen,
Und Rache nur und Zorn und Eifersucht und Hohn
Durchzuckten mich. Als Botenlohn
Durchbohrt' ich wild den Reiter.
Zu Pferde dann, und wie im Sturmwind weiter
Ging es nach Mangoldstein.
O, Fluch dem Tag, an dem ich dort traf ein!
Wer mir entgegen trat, er war des Todes Kind.
Vor Wuth, vor Liebe noch, vor Rache taub und blind,
Hör ich das Bitten nicht, nicht meiner Gattin Fleh'n;
Ich stoße sie zurück, will nicht ihr Antlitz seh'n.
Nicht glaub' ich ihrem Eid: daß sie ja treu und rein!
Und senke tief den Dolch — ihr in den Busen ein.“

Der Pfalzgraf schwieg, er war emporgesprungen,
Und hatte hoch die Hand, wie zu dem Stoß geschwungen;

Laut auf dem Harnisch klirrt die mächt'ge Eisenfaust,
Und heulend durch die Burg ein wilder Sturmwind
saus't.
Jetzt plötzlich schrickt er auf, es zittern seine Glieder,
Die heiße Thräne stürzt in seinen Bart hernieder,
Und in Verzweiflung ruft er wild und gräßlich laut:
Daß es dem Sohn tief in der Seele graut:
„Es raucht ihr Blut empor, bei Gott mich anzuklagen,
Ich hatte ja im Zorn mein schuldlos Weib erschlagen!
Mein schuldlos Weib! ja! ja! — Zu bald ward
ich's gewahr;
Durch tausend Zungen ward mir ihre Reinheit klar.
Nicht der verbot'nen Lust galten des Briefes Reden,
Ach! nur dem Wörtchen „Du", um das sie Hirschau
einst gebeten,
Und bei dem Schachspiel scherzend sie geplagt,
Und das sie damals ihm aus Züchtigkeit versagt."

„Es war gescheh'n — die Schreckensthat vollbracht;
Mein Herz war todt, in meiner Seele Nacht.
Wie viel der Thränen ich, der reuigen, vergossen,
Wie oft mein eigen Blut bei Büßungen geflossen,
Dies frage Niemand mich. Nach Rom bin ich gegangen,
Vom heil'gen Vater dort Vergebung zu empfangen.
Nach Klosterbau und Buß' hat er sie mir ertheilt.
Doch hat mich nicht sein Wort, nicht sein Gebet geheilt.

O nimmer, nimmer! — würd' ich ewig leben —
Kann mir mein Gott — kann mir mein Weib vergeben!" —

Der Pfalzgraf stürzet auf die Kniee nieder.
Er horcht und horcht — ihm tönen ferne Lieder,
Der dunkle Himmel scheint sich aufzuschließen
Und seinen Strahlenglanz sanft auf die Welt zu gießen;
Und sieh! von einer Engelschaar umgeben,
Sieht er sein Weib zu sich hernieder schweben.
Wehmüthig blickt er auf und ruft im Schmerzenston:
„Maria! Heilige! die jetzt an Gottes Thron,
Ihr Märtyrthum mit Seligkeit gekrönt,
O sprich, bist, Himmlische, du jetzt versöhnt?"
Da neigt sie sanft ihr Haupt — Er fühlt die Schmerzen weichen,
Und die Gestalt zerrinnt, und wird — zum Kreuzeszeichen.

[1]) Maria von Brabant, Ludwig des Strengen Gemahlin, ward auf Anstiften des Marschalks des letzteren durch falschen Argwohn ihres von wüthender Eifersucht bethörten Gatten zu Donauwörth am 18. Februar 1256 hingerichtet. Die Chronik des Klosters heil. Kreuz in Donauwörth, mitgetheilt in Hormayr's Archiv. 1828. Nr. 21., berichtet darüber folgendes: — — — „Bevor war der Marschalk ein falsch, gaihl, listig Fuchs am Hoff, der diese Mariam in Abwesen des Herren oft mit libkosen begert zur unordentlichen Lieb zu pringen, dann auch auf eine Zeitt Maria mitt List in eins Zimmer versperret, alſ ein schamlicher Bueler in willens als ein Gefangenen iren Herren aufzuehalten, biß an dessen Heim-

kunft, so war sie aber durch filfältig anhalten und bitt der irigen dahin bewegt, daß sie der Marschalkh wider auf freien Fueß stellte, dise Schmach und Unbild konnte der falsche Mann nitt vergessen, suechte alle Mittel sich an der Hertzoginn zur rechen, und wider er den Herrn allberiwth im Eifer, widwillen und Haß wider seinem Gemache stecken sach, mehrte er listiger Weiß deme sein zerritets und widerstenïg gemiet, mit ernstlichen Fürgeben, sie (die Fraum), halte sich nitt der ehelichen Pflicht, sondern lasse den Graf, Hainrich (der Wild- und Raugraf Heinrich von Hirschau) bei Tag und nacht zue sich einschleichen. — — Alles Gepliet, ja markh im Gebein verwandelt sich im Hörtzog. Denn dieser verleimder was ganz glaubhaft und eines hohen vertrauwens bei seinem Herrn."

Diese Geschichte erinnert jedoch gar zu sehr an die Sage von der heil. Genofeva.

Churfürst Friedrich der Sieghafte von der Pfalz.

Balladen

von

Eduard Duller.

I.

Widmung.

In diesen neuen Zeiten blüht manch' ein alter Stamm,
Geschmückt statt goldner Früchte mit Ehren wundersam,

Und jedes frische Zweiglein grünt wie ein neuer Ruhm,
Und aus der Krone schallet gar lauter Preis ringsum.

Es ruht sich sanft im Schatten vor glüh'ndem Sonnenbrand,
Dabei wird nicht ermatten das Volk und auch das Land.
D'rum steigt man zu den Wurzeln tief in die Erd' entlang,
Und gräbt aus tiefen Schachten die Kraft und den Gesang.

Einst wuchs im Bayerlande ein Baum von seltner Art,
In zwei gewalt'gen Aesten durch Doppelkraft gepaart;
Zwei Ströme rauschten drunter, die Donau und der Rhein,
Zwei Völker lagen drunter im traulichen Verein.

Die Rheinpfalz hieß das Eine, das trug ein edles Reis,
Herr Friedrich war sein Name; ihn schmückte mancher Preis,
Es mochten Feind' ihm drohen, so weit man Deutsche nennt,
Die Sonne riß doch Keiner herab vom Firmament.

So viel auch Männer stritten mit Waffen aller Art,
Nie hat er Schmach gelitten; die Pfalz war treu bewahrt;

Sieghaft muß man ihn nennen, bis in die spätste Zeit,
Der Sieg war ja sein Harnisch, die Ehre war sein Kleid.

Auch zeugt' er ein Geschlechte, stark bis zum jüngsten Glied,
Davon soll manche Kunde euch bringen dieses Lied.
Wer nicht vom Besten singet, verliert die Kraft zum Sang,
In diesen neuen Zeiten thut noth ein alter Klang.

II.
Die Feinde in der Pfalz.
1462.

O Markgraf Karl von Baden! o Graf von Würtemberg!
Was schließt ihr feste Bünde zu einem kühnen Werk [1*])?
Viel Räthe steh'n beisammen, und sprechen manchen Rath; —
Was nützt der Reden Warnung, wenn man nicht scheut die That?!

Von Würtemberg Herr Ulrich, von Baden auch der Graf,
Die sprachen: „Hüt' dich, Pfälzlein, eh' dich der Hirsch noch traf,

„Der Hirsch hat scharf Geweihe [1b]), und wie nach
frischem Quell,
„So durstet er zu baden im Pfälzer Blute hell!

„Du auf dem Rebenhügel, Du Heidelberger Schloß!
„Bald soll Deine Rebensäumung zerstampfen unser Roß [2]),
„In Deinen stillen Hallen zieht ein der rauhe Krieg,
„Dann grüßest Du wohl Andre als Friedrich mit dem
Sieg."

Herr Ulrich sprach hinwieder: „Das ist besondrer Brauch,
„Daß Friedrich sieghaft heiße, und Würtemberg
nicht auch,
„Der Pfälzer mag es büßen; wer geizt so mit dem Ruhm?
„Dies Schwert in Schwabenfäusten bringt wohl den
Pfälzer drum."

„Ich mag nicht gern es hören, daß man alleine spricht
„Vom Pfälzer nur in Ehren, und von dem Schwaben nicht.
„Mag sich's sein kühner Vetter in Landshut wohl versehn,
„Viel klüger ist's, alleine den Waghals zu bestehn!"

Das hört ein Würtemberger, Hans Rechberg war
sein Nam',
Der sprach zum Grafen Ulrich: „Eu'r Hoffen Herr! ist
lahm!

„Mich däucht, es geht auf Krücken, so bald's die Pfalz betritt,
„Indeß das Glück und Friedrich stets halten gleichen Schritt."

„Ich wollt' Euch dies nur sagen; 's ist eines Mann's Gedanke,
„Der niemals dran noch dachte, daß er im Kampfe wanke.
„Ich mein': auf diese Reben trat noch kein Schwaben-Roß;
„Es hat gar feste Mauern das Heidelberger Schloß [3])."

Da sprach Graf Ulrich wieder: „Hans Rechberg laß das seyn!
„Wir ziehn in diesem Monde zu Heidelberg noch ein.
„Stehn wir im stolzen Schlosse und halten festlich Mahl,
„Sollst du daran uns mahnen bei der Trompeten Schall."

Und es geschah im Sommer, wenn gelb sich färbt die Saat,
Da ritt der Graf, Herr Ulrich, zu Stuttgart aus der Stadt;
Bei Pforzheim aber harrte, wie ein Spion im Netz,
Mit Speyr's und Baden's Knechten der Bischof Jürg von Metz.

Und weiter ging die Reise, die seltne Pilgerfahrt,
Bis man am hohen Markstein die reiche Pfalz gewahrt.
Das ist der Zaubergarten, worein mit stolzer Pracht
Der Himmel seinen Segen aufhäuft und treu bewacht.

Von Rebengold und Aehren trägt die Natur den Kranz,
Nicht mag sie auch entbehren der Früchte bunten Glanz,
Der Rhein zeigt hell im Spiegel des Landes üpp'ges Bild,
Mit jungfräulichen Küssen umkos't die Luft es mild.

Der Graf und auch der Bischof ersah'n das blüh'nde Land;
Da ward in Neid und Hasse ihr Herz gar toll entbrannt,
Der Graf und auch der Bischof, sie saßen hoch zu Roß,
Sie sprengten in die Saaten sammt ihrem reis'gen Troß.

Sie ritten hin bis Bretten auf diesem seltnen Pfad,
Wer schirmt vor Rosseshufen die goldig reiche Saat?
Und als sie weiter kamen zu saatenreichen Feldern,
Viel breite Aest' sie nahmen, zerbrochen in den Wäldern,

Und an den Schweif der Rosse band man die Aeste an,
So ward zerstampft, zerschlagen die Saat auf ihrer Bahn [4])
Wohl nah stand mancher Bettler, noch jüngst ein reicher
Mann,
Und sprach in seinem Jammer: „Weh euch, daß ihr's
gethan!"

Der Bischof und die Grafen, sie hörten nicht dies Wort,
Sie schädigten und tobten mit Grimm von Ort zu Ort,
Bis, wo der Neckar mündet, lag manches Dorf in Brand;
Der Bischof und die Grafen durchritten frei das Land [5]).

[1]) a. Anno praenotato dominicae incarnationis MCCCCLXII. Carolus Marchio de Baden Georgius Episcopus Metensis frater ejus, Johannes Nix Episcospus Spirensis et Udalricus Comes Wirtenbergensis simul coadunati congrevaverunt exercitum et contra Fridericum Comitem Palatinum procedentes (quem putabant procul absentem) omnem terram eius una cum oppido mansionis eius Heidelberg in praedam sibi promiserunt. (Trithem Chron. Sponh. ad. a. 1462. p. 375.)

[1]) b. Der Hirsch im Würtemberger Wappen ist hier genannt.

[2]) „Ind hatten sich vermessen Sy woulden die Wyngarden vur Heydelberg, dan des Pfalzgreuen Wonunge is affhauen ind ym ander vill smaheit andoin."
(Chronika van der hilligen Stadt Cölln. Fol. 314.)

[3]) Als in Stuttgart über diesen Feldzug berathen wurde, gerieth der verständige Hans von Rechberg zuletzt so in Eifer, daß er seinem Herrn ins Gesicht sagte: „Gnädiger Herr, Ir wöllent dem allermännlichsten und mächtigsten Fürsten der inn Teutschland wohnt, in sein Land ziehen: Und Fürwar, so werden Ir Ja vor sehen, und mit Im fechten muessen, als wahr ich die Wand vor mir sehe, oder Ir müsset Im flüchtig entrinnen."

[4]) Graf Ulrich von Würtemberg schrieb dieses aus dem Feldlager vor Haidelsheim (d. d. 27. Juni) an Markgraf

Albrecht von Brandenburg, und: „Daß er den 26. am Herabziehen vor Bretheim (Bretten) das Korn gewüstet, welches sie auch uf Dato (27. Juni) vor Haidelsheim in steter Uebung, und vorhabens seyen, den 28. fortzuziehen, und die Feind zu schedigen.“
(S. Steinhofer Würtembergische Chronik Tom. III. p. 59. und Kremer, Gesch. Friedr. I. Tom. I. p. 292.)

*) Darnach umb sant Johans tag Baptisten des obgenannten jars (1462) da hauft sich markgrave Carle von Baden, graf Ulrich von Wirtemberg, der bischof von Metzs, der bischof von Speier und ander ire guten Freund und Herren; machten ein wagenburg und hatten darin zu roß und fuß bei den 8000 mannen guts volks wol bereit mit aller zugehörung, und zogen naher Heydelberg zu. Und da sie kamen bei Sanct Leon, da liessen sie die wagenburg mit dem volk im felt, und trabten die Herren, der markgrave von Baden, der von Wirtemberg und mit inen der bischof von Metzs, hetten bei die 700 pferden, als man sagt, ritten zwuschen Heydelberg und Mannheim bei eine Dorf, heißt Seckenheim, und liessen die wagenburg und alles volk hinder ine me dan zwo meilen wegs; ritten also da mutwillen in hochmut.“

„Diß wart der pfalzgrave gewar und het nach dem alten bischof von Mainz geschickt, daß er furderlichen zu im kem'. Der kam mit 500 pferden, daß es die feind nit entwusten. Also gewann der pfalzgrav 1200 pfert und uf 2000 oder me zu fuße. Das wißten die herren alles nit, vermeinten, der pfalzgrav hett nitt über 500 pfert, also hett ine ihr botschaft gesagt.“

(S. Fikhart Arztes Gesch. sr. Zeit, mitgetheilt in Mone's Archiv II. B. p. 262. 63.)

III.

Die Schlacht bei Seckenheim.

1462. (29. Juni.)

Bei Seckenheim im Felde liegt ein gewalt'ger Leu',
Viel Rittersleut' in Waffen bewacht er scharf und treu;
Er hat von Gold die Mähnen und Krallen gut zum
Fang;
Es ist der Pfälzer Löwe! Noch wird der Pfalz nicht
bang.

Ein andrer Leue schreitet umher bei jung und alt,
Als ächter Landes-Hüter in fürstlicher Gestalt;
Dicht unterm goldnen Helme drängt sich das goldne Haar;
Die Kraft hat er vom Löwen, das Aug' hat er vom Aar.

Es war im hohen Sommer ein heißer Schnittertag,
Als zwischen Rhein und Neckar des Pfälzers Ehre lag,
Da schritt in froher Ahnung zu einem alten Mann
Der junge Pfälzer Churfürst und sprach den Ritter an:

„O viel versuchter Ritter, ihr tragt ein herrlich Schwert,
„Das manchen stolzen Degen mit Scharten viel versehrt,
„Hört eines Mann's Begehren, der gern umarmt den
Ruhm,
„Weiht uns zu hohen Ehren, zum edlen Ritterthum!"

Da spricht der alte Degen, Herr Wipprecht zubenannt:
„Kein Herz schlägt allerwegen so stolz im teutschen Land,
„Als eines grauen Mannes, der dieses Wort gehört;
„Nie flog aus dunkler Scheide je freudiger ein Schwert!"

Es kniet der Churfürst Friedrich; der alte Degen spricht:
„Heil mir, daß ich's noch schaute, eh' dies mein Auge bricht.
„Churfürst! ich schlag' euch zum Ritter und setz mein Leben ein,
„Will man Sieghafte nennen, man nennt nur euch allein!

„Jetzt will ich freudig sterben, und bet' aus voller Seel',
„Du Gott im Himmel, löse mich rein von allem Fehl!
„Nach dieser höchsten Ehre taugt nur mein Schwert allein
„Zum letzten frohen Siege; sterb' ich, senkts mit mir ein!"

Herr Wipprecht sprach's und küßte sein Schwert, das stets er trug,
Als er den Churfürst Friedrich damit zum Ritter schlug [1]),
Laut schallen die Trompeten; die Donnerbüchsen dröhnen,
Der Leu wird ungeduldig und schüttelt seine Mähnen.

Jetzt aber, wie ein Sturmwind sich durch zwei Wetter drängt,
So bricht der Kampf die Fesseln, in Schranken lang geengt.
Nun Baden! bad' im Blute, und Metz, wetz dein Geschoß,
Ihr Hirschgeweihe zittert! — Der Löw scheut nicht den Stoß.

Das nennt man noch ein Treffen! weil viel getroffen wird,
Der Hirsch und mit der Heerde der rauhe Seelenhirt;
Um Gott! wer stürzt den Leuen dort in dem dichtsten Kampf!?
Er sinkt. Nicht mehr zu kennen ist er in Qualm und Dampf.

Herr Wipprecht sieht's von Ferne, und blutig spornt er's Roß;
„Mein Seel! des Friedrich's Rappen traf eben das Geschoß [2])!
„Da stürzt sein edler Renner! schon sind die Feinde nah!
„O Friedrich! wackrer Pfälzer! vertrau! sieh ich bin da!"

Es sprachs der alte Degen, und eilt zu seinem Herrn,
Herr Wipprecht ist getroffen! Er rief: „Das leid ich gern [3])!"

Der Churfürst aber schwingt sich auf ein and'res Roß behend,
Und kämpft siegreich alleine, von seinem Volk getrennt.

Er streckt mit eignen Händen wohl manchen in den Sand,
Da schallt's von allen Enden: „Sieg! Sieg! Du Pfälzer Land!"
Nun bad im Blute Baden! es ist dein eignes Blut!
Der Hirsch wirft sein Geweihe! der Löw' traf ihn zu gut.

Man fing viel edle Herren und Grafen auch dabei,
Von Würtemberg und Baden sind ihre tücht'ge zwei [*])!
Der junge Pfälzer Churfürst erblickt den edlen Fang,
„Ein seltnes Jagen!" ruft er, „euch Füchse sucht' ich lang!"

Als er dies sprach, daneben lag wohl ein blut'ger Mann,
Der schaut mit freud'gen Blicken den jungen Sieger an;
Herr Wipprecht war's von Helmstätt: „Gott schütze meinen Herrn!
„Denn sieghaft wird er heißen; jetzt sterb' ich, wahrlich! gern."

„Da schlug ich einen Ritter, wie man ihn lang nicht sah,
„Man soll vom Friedrich sprechen in Ehren fern und nah',

„Mit mir soll man begraben dies Schwert, das stets ich trug,
„Das war's, mit dem ich heute die Pfalz zum Ritter schlug [5])!"

[1]) In Kremers Geschichte des Churfürsten Friedrich des Ersten von der Pfalz T. I. p. 299. finden sich in der Note 2 die Namen aller derjenigen, welche bei dieser Gelegenheit zu Rittern geschlagen wurden.

[2]) „Der Streit wurde hartnäckig und allgemein. Die Verzweifelung that bei dem Feind ihre natürliche Würkung so starck, daß ein gewisser Geschichtschreiber versichert, daß unsere Reiterei sich bei nahe nach der Flucht umgesehen hätte, und daß dem Kurfürsten das Pferd, worauf er gesessen, unterm Leib erstochen worden, so, daß er eine Zeitlang zu Fuß fechten müssen." (Kremer l. c. p. 301.)

[3]) „..... vnd Her Wiprecht von Helmstat Ritter der den Pfalzgraffen Ritter hatte geslagen wart off des Pfalzgraffen sitten erschlagen. (Altes Manuscript.)

[4]) „Und also gewan der pfalzgrave den krieg und fieng die obgenanten drei fursten mit 350 pferden oder me, als man sagt. Der markgrave von Baden wart gefangen mit 41 graven, herren, ritter und knechten, on arme knecht'; der von Wirtemberg war gefangen mit 40 graven, herren, rittern und knechten, on arme knecht'; der bischof von Metzs wart gefangen mit 31 graven, herren, rittern und knechten, on arme knecht'; und wurden uf 40 manne erstochen, unter denen waren drei graven, einer von Helfenstein in Schwaben, item ein herr von Prandis und ein rawgrave, das andere waren edel und arme knecht." (Artztes Geschichte l. c.)

[5]) Zum Gedächtniß dieses Sieges ließ Friedrich auf der Wahlstatt ein steinernes Crucifix errichten, mit der Inschrift:

„Als man zale nach Gottes Geburte M.CCCC.LXII. jar vff sant Paulus Gedechtnuß Tag sint vff dieser Wallstatt durch Herzog Friederich Pfalzgraue by Rine 2c. vnd Kurfürsten nyder geworffen worden Her Jorg Bischoff zu Metz. Markgraue Karle von Baden vnd Graue Vlrich von Wirtemberg mit eyner merglichen Zale Jr Diener Grafen Herren Ritter vnd Knecht vnd derselben, die in solichem Geschefte tod bliben sint wolle Gott barmherzig sin vnd vff denselben Tag sint viel zu Ritter geschlagen.“

Ein Chronodistichon aus dieser Zeit und von diesem Sieg mag seiner Eigenthümlichkeit halber hier einen Platz finden:

„Als ein A mit einem I geziert — M.
Vier Huf-Eisen waren formirt — CCCC.
Ein Art und der Apostel Zal — L. XII.
Geschach die Schlacht am Neckarthal
Da schlug und fieng ein junger Pfälzer
Einen Bader Jäger und Selzer
Friedrich der Siegreich wolgnant
Der Kur-Pfalz Zier durch alle Land.“

IV.

Das Mahl auf dem Heidelberger Schloß.

Zu Heidelberg im Schlosse sitzt froh im schönsten Saal,
Der Pfälzer Churfürst Friedrich, beim stolzen Siegesmahl,
Auch die gefangnen Grafen, sie sitzen mit am Tisch;
Da setzt man, köstlich duftend, vor beide Braten und Fisch.

Es schäumt in goldnen Kannen der gold'ne Rebentrank;
„Den Becher!“ ruft der Churfürst, „bring ich dem Sieg zum Dank!“
„Sieg sey mir treu vor allen! wie meine Pfalz so treu,
„Wie meint ihr gute Grafen, ob ich verlassen sey?!“

Stumm blicken beide Grafen auf's goldene Geschirr,
Gar üppig schmeckt der Braten; „was denkt ihr Herr'n von mir.“
So ruft der Churfürst freundlich, — „bin ich ein schlechter Wirth?
„Ich hab' euch eingeladen, und sicher hergeführt.“ —

„Mit nichten!“ spricht Herr Ulrich! „ihr haltet guten Tisch,
„Gar würzig schmeckt der Braten, gar köstlich lockt der Fisch;
„Nur Brod allein vermiß ich; das Brod würzt Speis und Trank.“
Da spricht im Zorn der Churfürst: „das nenn' ich schlechten Dank!“

Und von dem Mahle geht er zum offnen Fenster hin;
Die Gäste folgen staunend; er spricht: „Seh't den Gewinn!

„Schaut hin auf alle Felder, die ihr zu früh gemäht,
„Jetzt faßt euch selbst die Sichel, die ihren Herrn verräth!“

„Speis't doch vom lockern Brode der Saat, die ihr zerstört,
„Ei! werdet satt vom Segen, den ausgetilgt Eu'r Schwert! —
„Euch duften zwar andere Speisen, das Brod fehlt euch allein,
„Doch mancher seufzt und betet, wär nur ein Krümchen sein!“

„Ihr stolzen Herrn und Grafen! Was gilt euch Volk und Land? —
„Wär Gott nicht da, zu strafen, ihr legtet wohl die Hand
„Nicht bloß an Brod und Saaten, nein an des Volkes Mark!
„Doch Gott im Himmel richtet, und meine Faust ist stark.

„Ihr Gäst' an meiner Tafel! laßt euch nicht stören mehr,
„Füllt an die goldnen Becher! der meine seht! ist leer.
„Und vollgeschenkt auf's Neue bring ich's dem Volke aus!
„Das Volk hat Lieb' und Treue: der Löw' bewacht sein Haus [1])!“

[1]) Die gefangenen Fürsten blieben an die ¾ Jahr in strengem Gewahrsam und wurden nur gegen ein bedeutendes Lösegeld frei gegeben. Arzt l. c. sagt hierüber: „Nach volgends umb unser frawen tag lichtmeß A. D. 1463 da wart der bischof von Metz ausgeleidingt mit seiner ritterschaft wol umb 70,000 gulden, als man sagt; und leidingt da furter sinen bruder den markgraven aus der gefengniß, desglichen den von Wrtemberg mit aller ihrer ritterschaft, also: der markgrave von Baden solt geben 100,000 gulden, und dafur solt er dem pfalzgraven ingeben die gravschaft von Spanheim zu Cruzenach mit seiner zugehörde, darzu Besickheim vor 25,000 und Beinheim vor 10,000 gulden, auch sonst eine große Summa in barem gelt oder uf ziel. Und sollen alle obgenanten herren mit iren dienern dem pfalzgraven ewiglich verbunden sein. Doch so wart dem markgraven ufgesetzt ein gelt 30,000 gulden, wer' es das er den pfalzgraven aufferm Banne schufe, dieweil er gar wol mit dem pabst daran wer'. Doch woll' es der pabst nit thun. Dise leiding als der markgrav aus kam, beschach nechst mitwoch vor Georgis (20. April) A. d. 1463. Darnach uf mitwoch nach sant Gorgen (27. April) tag des itztgenanten jars kam der von wirtemberg auch aus umb 100,000 gulden und gab dem widdem (Witthum), den sin hausfraw hette von der Pfalz, wider, wan sie des jungen pfalzgraven Mutter was darzu alle die cleinoter, die ir der pfalzgrave vormals geben hette, als man dazumal sagte."

Sehr schön ist auch diese „Sage" von K. Simrock (S. dessen Rheinsagen) und Gustav Schwab (S. dessen Gedichte) und von H. Rau (die ich im Manuscript besitze) bearbeitet worden.

V.

Trutzkaiser.

1474.

„In diesen schlimmen Zeiten, wer baut mir einen Thurm,
„Darin mein Haupt kann ruhen, bei Hagel und bei Sturm?
„Der Hagel schlägt die Saaten; die meinen sind der Ruhm;
„Die schlägt so leicht kein Hagel, kein Sturmwind wirft sie um!

„Wo ist der kund'ge Meister, der solchen Thurm mir bau'?
„Der starr und unbezwinglich auf's Land herniederschau',
„So wie im Licht der Sonnen auf's Volk der Herrscher blickt,
„Der Thurm sei wie ein König, der sich vor niemand bückt."

Es sprach's der Pfälzer Churfürst, da trat ein Both' herein,
Der brachte Plän' und Risse; ihm folgte hinterdrein
Ein andrer Both' in Eile, der trug ein Pergamen;
Blaß waren seine Wangen vom schnellen Ritt zu sehn.

Der Kurfürst nahm die Kunde und las mit hast'gem Blick',
Und rief: „Hier mag man schauen, wie launenhaft das Glück!

„Ich prüfe Plän' und Risse zum Thurm und zum Verließ,
„Mein Feind, der Kaiser aber macht mir im Plan 'nen Riß.

„Das nenn ich viel gewogen auf ein geringes Blatt,
„Churfürst soll mich nun nimmer benennen Land und Stadt,
„Ein Brief besiegt den Degen, was nie gelang der Schlacht,
„Dies Blättlein, schwarz beschrieben, legt mich in Reiches-Acht."

Er wiegt das leichte Blättlein, der vielversuchte Degen;
„Ei!" ruft er dann mit Lächeln: „Das sprach ich allerwegen,
„Das nenn ich schlimme Zeiten, wenn so ein Wetter droht,
„Da sucht ein armer Kriegsmann ein Häuslein in der Noth;

„Mag mich der Kaiser schelten, er schilt im sichern Haus,
„Beim St. Georg, gemächlich spricht er die Acht hier aus.
„Drum, wenn der Kaiser ruhet in seinem Haus zu Wien,
„Bringt's auch der Pfalz nicht Schande, zu thun nach gleichem Sinn.

„Schafft mir kunstfert'ge Meister, Werkleute ohne Zahl;
„Ich hab manch Werk erbauet, Trotz bietend frühem Fall,
„Hab ich die Lust am Schaffen von meinem Stamm geerbt.
„Drum will ich ruhig schlafen, von Narben tief gekerbt.

„Langweil'ger alter Kaiser! nicht acht' ich deine Acht;
„Ich hab doch viel gestritten, und manches Werk vollbracht.
„Drum kann ich's noch nicht lassen, und bau den Thurm
mir auf,
„Hoch muß er weithin ragen; dein Adler steh' darauf!"

Man stritt zu langen Tagen, und mancher nach der Schlacht
Schlief nach dem längsten Tage die längste düstre Nacht.
Man sprach im teutschen Lande vom starken Friedrich viel;
Der Kaiser, gleichen Namens, schwieg bei dem Namen still.

Die Acht ward weit verkündet, seit jenem Tag im May.
So oft man sprach das Wörtlein, der Pfälzer lacht' dabei.
Wie sollt' er auch sie scheuen? zu finden war kein Mann,
Der, als der Acht Vollstrecker, nur Einen Gang gethan.

Nach manchen Wochen aber stand auch der Thurm erbaut,
Der von dem hohen Berge ins Land herniederschaut.
„Wie tauf ich doch mein Thürmlein?" der Churfürst
sprichts und lacht,
„Denn nahmlos soll nichts bleiben, was ich mit Kraft
vollbracht.

„Nun denn! zu Schutz und Trutze brauch ich Gevat-
tern auch,
„Das ist in allen Landen ein guter alter Brauch,

„Den Schutz trag ich im Schwerte, der Trutz hat hier Bestand:
„Trutz-Kaiser soll man's heißen!" — So ward der Thurm benannt [1]).

VI.

Des Churfürsten Liebe und Ehe.

Wer nahm den Leu'n gefangen? Wer that das seltne Werk!
Ward denn des Ruhmes Riese urplötzlich jetzt ein Zwerg?
Man hieß den Churfürst sieghaft. Wie? ist er jetzt besiegt?
Wie kommt's doch, daß der Sieger vor Frauenkraft erliegt?!

Auf seinem stillen Schlosse im traulichen Gemach
Ruft eine holde Stimme den süßen Frieden wach;
In langen Kampfestagen schlief er gar bleich und kalt,
Jetzt blüh't er klar zur Wette mit Blumen mannigfalt.

An wen ist doch gesendet, die Stimme mild und hell?
(Sie wogt in Zauberklängen sanft wie ein Frühlingsquell,)
An Friedrich geht die Bothschaft; ob er die Stimme hört?
Es klirrt an seiner Seite doch gar zu laut das Schwert.

Wer sendet doch die Stimme? Wohl eine edle Frau,
Mit Locken hell und goldig, mit Augen treu und blau,

---

[1]) (Die Note S. hinter Nr. 6).

Nicht eine schönre lebte in aller Frauen Schaar,
O Klara! edle Jungfrau, in Mienen mild und klar!

Es klangen alle Saiten, es quoll das schönste Lied,
Wie bunter Blüthenregen aus Tönen und Gemüth.
Es drang in Friedrich's Herze, der wohl verstand den Sinn,
Er sprach entzückt zu Klara: „Willkommen Sängerin [2])!“

„Dein Lied hab' ich vernommen: Willkommen edle Braut,
„Dir hab' ich Lieb' und Leben, und Sieg und Ruhm vertraut;
„Denn Lieben nur ist Leben, und Ruhm ist Lieb' allein,
„Unsterblich sind sie beide; — wie könnt' es anders seyn!?

„Ich zwang viel starke Degen, zwang manchen stolzen Mann,
„Mein größter Sieg ist dieser, daß ich Dir unterthan,
„Wie ich Dein Herz bezwungen, bezwang die Lieb' auch mich!
„Nur einen Stärkern kennet der Sieger jetzo: — Dich!

„Ich hab' so viel gestritten, kein Feind mich mehr bekriegt,
„Stolz in der Deutschen Mitte, frag' ich, wer so gesiegt?
„Drum mag der Himmel walten, und Friede zieh hier ein!
„Dies Herz braucht keinen Panzer, die Liebe schützt's allein.

„Wenn ich in schlimmen Tagen das Herz voll Sorge trug,
„So tief als manche Wunde, die je ein Eisen schlug, —
„Du heiltest Sorg und Wunden mir stets mit zartem Sinn,
„Und hauchtest Töne drüber, o holde Sängerin!

„In Minne und in Sitte warst Du gar treu und hold,
„Aus Huld und hohen Ehren, wie feuerhältig Gold.
„Laß Deine Huld verschönen jetzt durch den Fürstenglanz,
„Laß Deine Treue krönen mit einem Hochzeitskranz."

„Zusammen muß sich finden, was stark ist, treu und ächt,
„Die Kraft und auch die Milde, die Liebe und das Recht.
„Gern ruht an Deinem Herzen mein narbenvoller Leib,
„Drum folg mir zum Altare, des Unbezwungnen Weib."

Der Priester sprach den Segen, geheim dem Aug der Welt [3]).
In Liebe pflog sein Leben der vielgeprüfte Held;
Brautführer war der Friede, der zog im Lande ein,
Der Ruhm wand Hochzeitskronen, das edle Paar zu weihn.

Zwei starke Söhne wuchsen empor aus diesem Bund [4]),
Von Siegen ruht der Löwe, wacht noch zu jeder Stund,
Er wachte treu am Stamme, der zähe Wurzeln schlug,
Bis noch in späten Zeiten er starke Früchte trug.

Er wuchs aus Fels und Steine, umschattend rings
das Land,
Kein Sturm hat ihn versehret, versengt kein Sonnenbrand,
Der Löw' war ja sein Hüther, da mußt' er wohl
gedeih'n.
Er blüht noch heut' in Ehren, der Stamm der Löwenstein [5])!

[1]) „Es hat selbigen (den Thurm Trutz-Kaiser) der Churfürst Friedrich I. im Jahr 1461 oder 1462 erbaut, als er sich des Erzbischoffs und Churfürsten Diether von Maynz annahm, ihn wider seine Feinde beschützen half, und deswegen vom Pabst in den Bann, vom Kayser aber in die Acht erkläret, und von verschiedenen Armeen zugleich angegriffen wurde. Um aber zu zeigen, daß er weder nach dem päbstlichen Bann, noch der Kayserlichen Achts-Erklärung etwas fragte, ließ er diese Veste gegen dem Ende der Speyerer Vorstadt in der Mitte des Geißbergs aufwerfen, und selbige Trutz-Kaiser nennen. Weil aber dieses Schloß oder Schantz in dem dreißigjährigen Krieg sehr verfallen und verdorben worden, ließ Churfürst Carl Ludwig solche wiederum ausbessern und auf's Neue befestigen, schaffte den verhaßten und dem Ansehen Kayserlicher Majestät zuwiderlaufenden Namen ab, und ließ sie nach der Figur, die sie hatte, den Stern oder Stern-Schantz nennen; zu dem Ende gab er im Jahre 1666 im September einen scharfen Befehl heraus, des Inhalts, daß künftighin bei hoher Straf sich Niemand mehr sollte gelüsten lassen, die neue Sternschantz Trutz-Kaiser zu heißen, und sollten diejenigen, so sie einmahl also nannten, um eine Ducat, zum zweitenmahl um zwo, zum drittenmahl um drey Ducaten, zum viertenmahl aber gar am Leib gestrafft werden. Im letzten Französischen Krieg ist sie völlig verstört und zu einem Steinhaufen gemacht worden

so daß man anjetzo nichts als die blosse Rudera davon siehet."
(Aus Kayser's histor. Schauplatz pag. 168—69).

*) Ueber diese Clara theilt uns Kremer in seiner Geschichte Friedrichs folgendes mit: „Nach der Arrogations-Urkunde vom Jahr 1452, hatte sich der Kurfürst, um dem Herzog Philipp nicht zu schaden, verbindlich gemacht, keine eheliche Gemahlin zu nehmen. Doch erzielte er mit Clara Dettin zwei natürliche Söhne, Friedrichen und Ludwigen. Diese Clara Dettin, welche bisher fast von allen neuen Schriftstellern mit Unrecht Clara von Dettingen, und von einigen sogar Clara von Detnang genannt wird, war von Augsburg gebürtig, und eine Hof-Jungfrau zu München gewesen. Die Geschichtschreiber selbiger Zeiten zeichnen sie uns ab, als ein Frauenzimmer, welches alle Eigenschaften gehabt, einen Fürsten zu bezwingen, der sonsten unüberwindlich war. Sie war schön und reizend, hatte Verstand und ein gutes Herz. Wie es scheint ist unser Held durch die Anmuthigkeit ihrer Stimme gerührt worden, als welcher ein großer Liebhaber vom Singen gewesen, und daher seine Freundin in verschiedenen Urkunden seine Sängerin genannt hat. Der Kurfürst hatte sich selbige vermuthlich zu der Zeit beigelegt, als er zu Anfang des 1459sten Jahres seine Herren Vettern, die Herzogen von Baiern, in München auseinander gesetzet hat. Dann sein ältester Sohn Friedrich war schon in diesem Jahr gebohren worden. Sie erhob sich dieses Glücks nicht. Vielmehr war sie gegen jederman dienstfertig, und daher bei dem Fürsten und dem Land angenehm."

Kemnat, der Caplan des Kurfürsten, beschreibt sie also: „. . . . . Clara was clare von Sitten, clare von Guttigkeit, clar wolredent, clare in süssigkeit vnd Trewekeit, clare vber die hohen weiber, Schamhaft, demüthig, Messig, sanfftmutig, Schimper, vnd clare in allen Tugenden, allerclerste in Weis-

heit vnd Vernunft. Die Clara hilt sich in allen claren Sachen also, daß sie von meniglich gelobt vnd lieb gehabt."

Von gleichzeitigen Dichtern wurde sie vielfach besungen.

*) Daß sich der Kurfürst mit dieser Clara wirklich vermählt habe, geht aus keiner Urkunde mit Sicherheit hervor; der Kurfürst spricht von ihr immer nur in allgemeinen Ausdrücken, wie: „unsre liebe Clara," „unsere Sängerin ꝛc."

*) „Der oft gemelt Pfalzgraff Friderichen der hett zwen natürlicher Sone Friderichen vnd Ludwigen. Friderich wart Thumherr zu Spier vnd Worms vnd waz Prothonotarius des Pabst. Die zwen sone wurden in allen Dugenden ertzogen von Jugent uff vnd mit grosser Forcht zu der Lernung gehalten." (Kemnat in seiner Geschichte des Pfalzgrafen Friedrich p. 203). Der älteste Sohn Friedrich starb jedoch schon im 15. Jahr seines Alters am 16. October 1474.

*) „..... Der neue Kurfürst (Philipp) vermehrte diese Kurfürstlichen Wohlthaten nachhero mit der Gravschaft Löwenstein, womit Ludwig von Baiern (diesen Titel hatte der zweite Sohn des Kurfürsten Friedrich) am Sonntag nach der Apostelscheidung 1488 zum erstenmal beliehen worden. Er nahm davon den Titul als Grav von Löwenstein an, vermählte sich sofort mit der Gräfin Elisabet von Montfort und pflanzte mit dieser sein Geschlecht fort, welches in denen Fürsten und Graven von Löwenstein und Wertheim noch jezo blühet." (Kremer l. c. p. 540, 41).

Aus Peter Harer's Gedicht:

Die Hochzeit des Pfalzgrafen Friderich II.[1]).

1535.

I.

Wie der Breutgam vnd die Princessin durch den Bischoue zu Speyer seindt Intronisirt worden.

Zeile 1237—1329.

Volgends über ein kurtze frist
 Man sich zu dem einsegnen rist
Der hochwirdig Bischoue vnd Herr
 Mein gnediger Furst von Speyer
In sein pontificaln bekleidt
 Hett do zu warten sein bescheidt
In der Kirchen welche do ist
 Erbauwen schon vnd aufs zierlichst
Geschmucket was wie sichs gebirdt
 Mit kostlichem rat wol beziert
Do mangelt nichts an ornaten
 Noch seyden vnd gulden Waten
Eſſ glastet alles in der meng
 Was nur gehördt zum Kirchengpreng
Was ordentlich als zugericht
 Zur gottes eer die läng vnd schlicht

So stunden auff dem Hoffe preidt
Nach der zweyer fursten bescheidt
Bey dem Breutgam gantzs wolgemut
Die fürstliche versamblung gut
Vnd das frauwen Zymmer klar
Welches vom adell gladen war
Vnd warten auff die Braudt hofflich
Do furten sie gar senftiglich
Zwen hocherleuchter Herren gut
Der edell Churfürst wolgemut
Vnd keisers maiestat gesandt
Der Marggraue von Berga erkandt
Vergleidten schon wol auff den platzs
Aus irem gmach den edlen schatzs
Becleidet mit eym silberin Stuckh
Künstlich geworcht, Ir hieng zu ruckh
Das har gesponnen krauß sin wel
Hinab bis über die kniekel
Dem liechten golt es gleich glastet
Darauff ein kostlich Cron rastet
An irem Helsslin blankenfar
Lag ein hochgultigs Halssbandt zwar
Solch beide stuckh vonn perlin groß
Vnd edlem gstein gantz ubertmoß
Merklich in feynes golt versetzt
Ir widder glast das gsicht ergetzt

Eſſ waren nichts dan der auſſbundt
 Von Saphiren blo eckecht vnd rundt
Smaragd grun Turckes den peſten
 Diamant daran ergleſten
Jaspis der edell ſtein gehewre
 Topaſien Rubein viel tewre
Amatiſten vnd ander men
 Stein vaſt klar vnd koſtlichen
Gar meiſterlich dar Jnn verſchrenkt
 Vnd artlich in einander ghenkt
Do trat fur ir zur kirchen fein
 Jn hohem bracht vnd hubſchem Schein
Das frawen Zymmer vor berirt
 Mit koſtlichem gewandt bezirt
Vnd ir jungfrawen ſchon vnd zart
 Demnach freuntlich vergleitet wart
Die edell braut zur kirchenthür
 Zehen edler Knaben trugen fur
Stangkertzen yder zwo furwar
 Jn ſeyner Handt ſie leuchten klar
Man hort der trompeten lautten ſchall
 Der Breutgam vnd die furſten all
Volgten nach mit ſchroem gang,
 Keinem was die weill do lang
Nachdem ſo ging der adell fein
 Do ſtundt der biſchof in ſeim ſchein

Vnd ornament anthon zierlich
  Intronisirt also Christlich
Den Breutgam vnd braut lobesan
  Darauff thet man In dkirchen gan
Inn der viel süßer stym erklang
  Te deum Laudamus man sang
Vnd wart gelobt die trinitat
  So den Heyrat verfuget hat
Als das vollendt wie sich gebürt
  Do wardt die Braut widder gefürt
In dem Jungfrawlichen schappell
  Durch fursten beidt aus der Cappell
Mit vorberurter Ordnung
  Vnd loblicher versammelung
Wol ubern hoffe in ir gemach
  Die fursten all volgten ir nach
Vnd gaben ihr also das gleidt
  Als dar Inn kam die koniglich meidt
Vnd ir Jungfrauwen wolgethan
  Die herren thetten all abgan
Jeglicher in sein losament
  Das ander frauwen Zymmer bhendt
Wardt gleichermassen auch vergleidt
  Durch die so des hetten bscheidt
In ir gemach biss zum nachtmal.

[1]) Dieses Gedicht Peter Harers (Sekretair des Pfalzgrafen Ludwig V.) befindet sich in Original, ohne Zweifel von des Verfassers Hand, Cod. palat. Nro. 337. Es zeichnet sich durch eine schöne Handschrift, weniger durch Poesie aus; aber als Beitrag zur Geschichte der Sitten, Gebräuche und der Sprache der damaligen Zeit hat es historischen Werth, vorzüglich da es von einem Augenzeugen, der mit seiner Beschreibung bis ins Kleinlichste ging, herrührt. Die Auszüge, welche ich hier zum erstenmal dem Drucke übergebe, haben nicht gerade besondern poetischen Werth; bei der Auswahl leitete mich nur der Inhalt, der Scenen schildert, die uns weniger bekannt sind, als große Turnire und fürstliche Gelage. Das ganze Gedicht besteht aus 4377 Verszeilen, und hat folgenden Inhalt:

1) Die Vorrede Zeile 1—48.

2) Vonn Pfalzgrafen fridrichs Hertzogen In Bayern werbung vnd Handlung bei Römisch Kaiserlicher Māt (Majestät) in Hispanien vmb irer Māt momen (Muhme) frewlin Dorotheam geborne konigin von Denmarkh, Zeile 49—98.

3) Abschiedt des Fursten von Kaiserlicher Māt vnd wie dem In Probandt frewlin Dorothea wurklich vermahelt wardt Auch darnach anheym gezogen ist. Zeile 99—168.

4) Wie die Kongin zu Frankenreich kongin Maria gubernantin Jm Nidderlandt vnd frewlin Dorothea zu Cammerich beyeinander geweßenn vnd von dannen geschieden seindt. Zeile 169—270.

5) Wie beide Chur vnnd Fursten die sachen zur Hochzeit rusten vnd der Breutgam widder von Bayern gen Heidelberg kam. 271—379.

6) Von der Princessin Vnd dem bayerischen Stam. 380—444.

24) Wie zum obent Dantzs den pesten Stichern der Dankh ist geben worden. 3535—3670.
25) Wie man scharpff gerennet hat. 3671—3927.
26) Wie man mit den Rennern von der Pan ist abgezogen. 3928—3987.
27) Wie der obent Dantz gehalten vnnd dem pesten Renner der Dankh gegeben wardt. 3988—4021.
28) Wie man von der Furstlichen Hochzeit abgeschieden. 4022—4087.
29) Wie der Hochberumbt Furst hertzog Fridrich pfaltzgraue ꝛc. von eyns rats zu Nuremberg gesandten entpfangen vnnd was sein gnaden vnd dero gemahell für Reuerentz da selbst erzeigt ist worden. 4088—4233.
30) Wie man von Nuremberg abgeschieden vnd zum Steuwenmark ein kommen Ist. 4234—4367.
31) Beschluß dieses gedichts. 4368—4377.

Das ganze schließt mit einem Akrostichon auf den Namen Peter Harer und der Jahreszahl 1536.

Harer's Manuscript ist sowohl auf dem Einband desselben, als auch von Mone in seinem badischen Archiv B. I. pag. 88. irrig als ein Gedicht von der Hochzeit Friedrich des Dritten angezeigt. Friedrich der III. kam erst nach Ottheinrich, dem Sohne der Dorothea zur Regierung, und Friedrich III. konnte also nicht der Bruder Ludwig des fünften seyn. Zudem war Friedrich III. aus einer ganz andern Linie, nämlich der Simmerschen; seine erste Gemahlin war Marie von Brandenburg, und seine zweite Amalie von Moeurs. Auch in Wilkers Catolog der Heidelberger Manuscripte ist dieses Gedicht fehlerhaft angegeben.

II.

Wie man morgens der Braut geschenckt hat.

Zeile 2010—2212.

Als nun der helle Tag herglast
Des schön menglich erfreuwet vast
Bsonderlich die edlen Degen
Die der kurtzweil sollten pflegen
Vnd kam her die bestimbte stundt
Da zu der fürstlichen schanckung
Nach loblicher gewonheit alt
Alda wurden beschieden balt
Die frauwen vnd Jungfrauwen schon
Das sie solten all hinauff gon
Zu der braudt in ir gemach
In der kamern man sitzend sach
Die fürstlich braut hoch lobesam
In dem schlaffbett wie sichs gezam
Irem furstlichen standt gemeſſs
Kostlich war zu gericht der seſſ
Golt vnd seiden zirdten herrlich
Das bettgewandt vnd den deppich
So waren alle wendt bekleidt
Mit gewurckten tüchern lang vnd breit
Inn solcher kammern welch gericht
Was lustig gantzs zu dem gesicht

Der edell breutgam schon bezirt
Mit vollem golt sein gwandt florirt
Stundt neben ir In zobeln schauben
Sie beidt geschmuckt wol gewurckt hauben
Von golt auff irem goltfarben hor
Manch edell gstein erleuchtet klor
An der braut vnd breutgam fein
Manch Berle hell dabei erschein
An kostlichkeit mangelt gar nicht
All ding waren wol zugericht
Zu erst der loblich breutgam thet
Mit eyner lang zierlichen redt
Seins hertzens aufferwelte draut
Geliebte vnd holtselig braut
In des Churfürsten vnd ander
Seiner geliebten gebrüder
Keyser vnd konglicher bottschafft
Auch fürsten herrn vnd Ritterschaft
Gegenwertigkeit vnd beysein
Bemorgen gaben fruntlich fein
Wie das zuvor war abgeredt
Dieweil sein gnadt auff dem slaffbedt
In rechter liebe vnuerdrossen
Den heyrat gentzlich beslossen
Vererdt darzu ir furstlich gnadt
Mit eynem trefflichen kleynadt

War von rubein erleuchtend hell
  Eyn artlich wolgefaßt tafell
Auch ein von klarem dyamant
  Eyn scheinbar perlin daran hang
Hochgultig zwar vnnd großes werdt
  Mit frohlich vnd zugtiger berdt
Solch hohe gab nam dankbar an
  Die edell Furstin lobensan
Der Romisch kong vnd mechtig furst
  Des hertz nach rechter tugend durst
Freymutig mit Herr Ferdinandt
  Hatt ir zu eyner schankung gsandt
Bey seyner loblichen botschaft
  Gemacht mit rechter meisterschafft
Eynn furtreffendt halßbandt furwar
  Besetzt mit edlen steynen klar
Jnn feynes golt kunstlich verfaßt
  Jn kesten schon gaben sie glaßt
Mit hellem scheynen dem brehen
  Dyamant Rubein rosen spehen
Auch perlin viel vnderspicket
  Daran hieng seuberlich gezwicket
Eyn kleynot mit eyner grossen
  Kostlichen dyamanten rossen
Darob ein brennender rubein
  Mit eynem hangenden perlein

Darzu vier zymern zobeln
Furbundig gutt man soll loben
Das milte konigliche hertzs
Vff ettlich tausend one schertzs
Ducaten schwer geachtet sein
Solch hochwichtige schankung fein
Damit er seyne bass vererdt
Zu baiden sey viel heils bescherdt
Nach dem der Churfürst hochbezirdt
Gar tugentlichen presentirt
Seyner geliebten gschweihen klar
Eyn schones kleynot welches war
Nachgeender massen ordinirt
Ein eychner baum lustig formirt
Mit perlin groß gleich eicheln gstalt
Hett ich solch frucht in meynem walt
Wurde ich dest ee meins ellends qweit
Auff dissem baum erglastet weit
Eyn palas mit dymanten zwen
In grünem platzs so sah man steen
Eyn hubschen hirsch trug zu eynr zier
Auff seynem rückchen ein saphier
Vnden am baum waren behafft
Noch ein Saphir mit meisterschafft
Vnd zwen pallas vast hell und schon
Eyn gutte sum mags kostet hon

Solch hohe gab geantwort wardt
　　Der hochgepreißten furstin zardt
Mit einer wolgezierdten redt
　　Vonn seyner gnaden wegen thet
Sein hoffmeister berumbt vnd klug
　　Furtragen auffs freuntlichst gnug
Mit sonnderlichem erpieten
　　Wolt recht freuntschaft mit ir nieten
Das nam furwar gantz danckbarlich
　　Die Furstin an vnd beualh sich
Hin widderumb mit freuntlichkeit
　　Zu eynem kostbarlichen kleit
Deß hertzogen auff Meyenlandt
　　Bottschaft zu der hochzeit gesandt
Thett schenken der braut wolgemut
　　Ein schones gulden stuckh vast gut
Gedoppelt rott In rauhem golt
　　Eß was wol werdt viel reiches soldt
Seyner gnaden gemahell war
　　Der braut leipliche swester klar
Dernwegen er verordnet hadt
　　Irn gnaden solch kostliche wadt.
Erzeiget auch sein Schwagerschafft
　　Zu bestettung irer freuntschafft
Der durchleuchtig hochgeboren her
　　Des Breutgams geliebter Vetter

Hertzog Ottheinrich mit der schenck
Die er antwort In irn hendt
Hochschetzig gut vnd auch kostlich
Sie nam es an recht danckbarlich
Eß war ein kostlichs Cleynat gut
Hett vier gantzs schöner demut
Vnnd in der mitt ein rots Rubein
In yedem eckh vier perlein
Vnd hiengen ettlich vnden dran
Lustig was es zu sehen an
Darnach durch seyne bottschafften
Auff rechter trew eygenschafften
Ließ der from vnd hochwirdig herr
Bischof zu Freisingen, Welcher
Ist mit tugent ubergossen
Auch vom stam der pfaltzs entsprossen
Des breutgams bruder trew vnd milt
O hoher Furst der hast gezilt
Vff eynem durchleuchtigen leib
Die dir wart geben zu eym weib
Auff dem Bayrischen blut
Solch edell Fursten werdt vnd gut
Vnnd die so bruderlich vereindt
Das nichts dan rechte trew erscheindt
Vnder allen Iren gnaden
Wo solch eynigkeit geradten

Bey brüdern thut das gfellet gott
　Viel nutzs es auch gewürcket hott
Zum offtermal auff diesser erdt
　Wie hochlich soll werden gemerdt
Dein lob noch heutigs tags furwar
　Nach deynem namen Philips klar
Solch hochgemelter bischoff ist
　Philips genant derselb trewlichst
Die furstlich braut sein liebe geschwey
　Vereren ließ gantzs heerlich frey
Auch mit eym kostlichen halßbandt
　Acht tafeln waren dran gewandt
Vonn glasten dem edlen gestein
　Etlich perlin lautter vnd rein
Zwuschen solch tafeln wol verzwickt
　Dreyzehen puncten man auch blickt
Das Bayrisch wappen drein florirt
　Weiß vnd blo es scheinbar zirt
Sieben perlen vnd Dyamant
　In eynem kreißlin so dran hang
Von purem golt artlich gewirkt
　Die stein In kesten wol besterckt
Des frommen Fursten treuw man trifft
　Mit danckh entpfing sie disse gifft
Die andern Schwäger vnd herren
　Thetten alle freuntlich vereren

Nach einander in ordenung
Mit viel dienstlicher erpietung
Die loblich braut vnd haben
Viel schöner kleinat vnd gaben
Irer gnaden hofflich geschanckt
In allen wart zuchtig gedanckt
Damit ir liebe verbetschirt
Vnnd mit der Zeit gemeret wirt
Solch angehengte freuntschaft gůt
Gott hab ir gnaden all In hut
Volgends kostlicher drinckgschirr fein
Die von in gaben hellen schein
Vonn golt und silber wercklich gemacht
Wurden der edlen braut furbracht
Inn gutter zal vonn herren vnd stetten
Die sie allsambt schencken thetten
Mit vast großer Reuerentzs
Erpietlich neben der presentzs
Ganz freuntlich vnd demutiglich
Nach seynem standt yder gschicklich
Als nun solch schenck ir endung hett
Die braudt gehaben von dem bett
Vnd yederman geschieden ab
Wart sie bekleidt mit ander hab
Vnd schickt man sich zu der kirchfart
Wie alles vor beschieden wart.

Heinrich von Valois, Herzog von Anjou.

Von

Heribert Rau.

1573.

Staubwolken fliegen auf! — Ha! — Reiter groß an Zahl —
Sie sprengen lustig her durch's ferne Neckarthal. —
Das blitzt und funkelt ja, daß mir die Augen brennen! —
Jetzt rollt das Banner auf — jetzt kann ich sie erkennen —
Es sind Franzosen, Herr! — Doch sicher nicht zum Streite
Erscheinen sie vor Euch, sie führen Festgeleite."
Also vom Thurme hoch der Wächter eifrig spricht.
Der fromme Friedrich hört's und spricht: „Ich bin bereit,
Sie freundlich zu empfahn. Der Gast ist mir bekannt,
Heinrich von Valois ist's, der jetzt nach Polenland
Mit seinen Mannen zieht, die Krone zu empfangen.
Ihn treibt zu uns, glaubt mir, nicht eigenes Verlangen;
Er trauet sicherlich uns Hugenotten nicht;
Doch macht's sein Bruder ihm, der König, wohl zur Pflicht,
Damit kein Unbill er im fremden Land erfahre,
Und sich der deutschen Gunst im Voraus schon bewahre.
Er komme nur getrost und ziehe friedlich ein;
Zwar werden wir ihm hier ein strenger Mahner seyn;

Doch dinget man bei uns nicht blutbegier'ge Horden,
Den Andersdenkenden im Schlafe zu ermorden."

Der Kurfürst spricht's mit Ernst, ertheilet die Befehle,
Und zieht sich dann zurück in seines Schlosses Säle.

Indessen war die Schaar der Franken angekommen
Und hat auf flinkem Roß den Burgweg bald erklommen.
Welch zierlich prächt'ger Trupp; wie blitzen die Gewande
Von Gold und Edelstein! Was selbst die fernsten Lande
An auserlef'nem Schmuck, an einzig schönen Gaben,
An Farbenpracht und Werth nur darzubieten haben,
Dies alles sieht man hier in lieblichem Verein.
Der Perle reinen Glanz, des Demants Wunderschein,
Des Tiegers scheckig Fell, des Hermelines Pelz,
Den Perlenmutter auch in seinem Farbenschmelz
Vom Reiher und vom Strauß die reiche Federpracht
Von Helm und Harnisch Dir mit Lust entgegenlacht.
Doch prangt vor Allen wohl im ganzen Reitertroß
Heinrich von Valois auf seinem Berberroß.
Hoch sieht man ihn empor aus ihrer Mitte ragen;
Stolz wieget sich das Haupt, bestimmt die Kron zu tragen.

Jetzt ist das Thor erreicht, es öffnet weit die Flügel,
Der Herzog sprengt herein, schwingt rasch sich aus dem
Bügel —

Wirft Peitsch' und Zügel weg — — Doch wie? — was soll das seyn? —
Er findet sich erstaunt im weiten Hof allein.
Kein Diener ist zu sehn von Nahe noch von Fern;
Welch schmählicher Willkomm solch' königlichem Herrn!
Mit unterdrücktem Zorn, mit wuthgebleichten Wangen
Wird endlich an der Thür der stolze Gast empfangen.
Zwei deutsche Edelleut', gepanzert ganz in Stahl,
Die führen schweigend ihn bis zu dem Kaisersaal.
Da öffnet plötzlich sich die zwiegespalt'ne Pforte —
Der Herzog steht erblaßt, — ihm fehlen Sprach' und Worte.
Er schaut entsetzt sich um — welch eine Schreckensstunde —
Denn dicht gedrängt um sich erblickt er in der Runde
Nur Hugenotten, die, der Mordnacht jüngst entfloh'n,
Hier Schutz und Schirm gesucht an Kurfürst Friedrichs Thron;
Und ihm entgegen blickt, hoch an des Saales Wand
Coligny, wie er stirbt, gemalt von Meisterhand.
Von der Begeistrung Strahl die Züge übergossen,
Erblaßt der alte Held durch Valois Mordgenossen. —

Noch starrt der Herzog stumm hin nach dem grausen Bild,
Da grüßt der Kurfürst ihn mit Worten sanft und mild,
Und wünscht ihm alles Glück zu seiner neuen Krone,
Und friedlich Regiment auf Polens schönem Throne.

Drauf muß der Frankenfürst manch strenges Wort noch hören
Von jenem schändlichen, blutdürstigen Verschwören
Der unglückseligen Bartholomäusnacht,
Die blinder, wilder Haß unchristlich angefacht;
Von Frankreichs Hinterlist und oft gebrochner Treue,
Und daß der Hof sich nicht des frechsten Lasters scheue.
So spricht der deutsche Fürst mit Würde und mit Ruh,
Dem stolzen fränk'schen Gast an seinem Hofe zu.
Dann läßt er königlich und reich bewirthen ihn,
Doch mundets Valois nicht, er sehnt sich, fortzuziehn.
Von Heidelberg hinab, dem schönen Felsenschloß,
Eilt schweigend und beschämt alsbald der fremde Troß.
Es blitzet Gold und Stein vom Harnische, dem blanken,
Es weht der Federnschmuck im Wind mit stolzem Schwanken,
Doch hört der Pförtner noch den Herzog Anjou schwören;
Von nun an soll kein Gott ihn jemals mehr bethören,
Selbst in der größten Noth, bei solchen deutschen Bären —
Noch gar auf Heidelberg — je wieder einzukehren [1])! —

[1]) „Als zu Ende des Jahres 1573 und zu Anfang des folgenden, Heinrich, Bruder des französischen Königs Karl IX. und dessen Nachfolger als erwählter König von Polen dahin durch Teutschland reisete, wurde ihm Ludwig, Graf von Löwenstein; Herr von Scharfeneck als kaiserlicher oberster Begleitungs-Commissär beigegeben. Ein ungenannter Sekretär desselben hielt hierüber ein umständliches Tagebuch, welches auf 7 Bogen in Quart gedruckt erschienen ist. Hierin kömmt

unter andern interessanten Zügen folgende Anekdote vor: „Auf wiederholte Einladung Kurfürstens Friedrich III. zu Pfalz durch seinen zum Empfang und Begleitung entgegengesandten Prinzen Christoph, daß, weil er Leibsschwachheit halber nach Oppenheim nicht kommen könne, der König ihn zu Heidelberg besuchen möchte, begab sich dieser am 11. December dahin. Der Kurfürst lag zu Bette und konnte deßwegen keiner Freude mit dem Könige pflegen, oder sich viel mit ihm besprechen. Auf dessen Anregung aber las ihm, als er ein wenig erwarmt war, Graf Ludwig von Nassau, des Prinzen von Oranien Bruder, im Kurfürstlichen Gemache bei genommener Gelegenheit eine ernstliche Collecte (Text) wegen des vor einem Jahre in Paris und andern Orten Frankreichs, wider alle Treue und Glauben an dem Admiral (v. Coligny) und Einem Glaubensgenossen unmenschlicher Weise verübten Mords (Pariser Bluthochzeit) welche Gott nicht ungestraft lassen würde. Der König suchte denselben damit zu entschuldigen, der Admiral habe auf der Hochzeit eine heimliche Meuterei anrichten, und den König seinen Bruder überfallen wollen. Der Kurfürst fragte ihn aber flugs: Lieber! Wie stark ist der Admiral mit allen seinen Hugenotten auf die Hochzeit kommen? Und da der König geantwortet: auf tausend Pferde stark, fragte der Kurfürst weiters: Ist gut, Lieber, wie stark ist aber der König wohl da gewest? Auf des Königs Antwort: auf dreitausend, sagte der Kurfürst: Da liegts! Wie hätten tausend wider dreitausend etwas anfangen dürfen in einer solchen großen Stadt, wo männiglich gern die Hände in der Hugenotten Blut gewaschen hätte? Sehet selbst, wie es so gar nicht klapte, und eure Reden wider euch selbst zeugen. Diese verdrüßliche Vorhaltung soll in die fünf Stunden lang gewährt haben, worüber sich auch des Königs Kanzler zu Oppenheim hernach sehr beschwert hat." **(Aus Freih. von Hormayr's Taschenbuch 1833 p. 43 – 44).**

Andere Chronisten erzählen diese Scenen mit verschiedenen Varianten, wie Rau in seinem Gedicht. Man vergleiche hierüber die Worte des Präsidenten de Thou, des P. Daniel und Kayser's Schauplatz p. 305. Schreibers Vaterländische Blätter 1812. Nr. 18 ꝛc.

Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz. Der Winterkönig,

von

Eduard Duller.

I.

Des Kurfürsten Tafel zu Amberg.

(1619.)

Im schönen Böhmerlande war blut'ger Haß entbrannt,
Man sah vom Thron gestoßen den König Ferdinand [1]),
Der alt' und neue Glaube entflammte jedes Herz
Zu kühnen Männerthaten zu Muth in Noth und Schmerz.

Da war's in jenen Tagen, vom blut'gen Haß erfüllt,
Daß Kurfürst Friedrich fröhlich zu Amberg Tafel hielt.
Zu Gast saß edler Herren 'ne ungemeßne Zahl,
Manch Sprüchlein ward geboten beim goldenen Pokal.

„Was böt' man für ein Sprüchlein," nimmt nun der
Fürst das Wort,
„Zög ich als Böhmerkönig nach Prag zur Krönung fort?" —
„„Ihr seyd gar keck in Wünschen! Wünscht Euch der-
gleichen nicht!
„„Der Spruch kläng schlimm!"" sein Vetter, Herr Max
von Bayern spricht. —

Der alte Fürst von Anhalt versetzt dafür ihm schnell:
„Kommt That, folgt Rath! Das wäre das Sprüchlein,
das ich wähl'."
„„Noch schlimmrer Spruch als Wünsche!"" Herr Max
von Bayern meint;
„„Kommt Rath, folgt That, soll's heißen, dem Sprüch-
lein wär ich Freund!""

Wie sie so freundlich zanken, hebt Friedrich den Pokal,
Da treten zwölf edle Böhmen, gesandt vom Tag der Wahl,
Herein zur vollen Tafel, und sprechen diesen Gruß: —
„Heil dir! du neuer König! — dem Böhmen hulden
muß!" —

„Was bebt Ihr vor der Nachricht, die Euch so freu-
dig klingt?"
Spricht leise der Fürst von Anhalt; — „Wie? aus der
Fassung bringt

„Euch dieses Wörtlein: König! das hoch vor aller Welt
„Den edlen Fürsten Friedrich auf des Lebens Gipfel stellt!?“

Der Kurfürst aber schweiget und wird so trüb und bleich,
Und läßt den Becher sinken! — „Mein Vetter! hütet Euch,“ —
So warnt Herr Max noch einmal; „weiß Gott! ich lieb Euch warm!
„Aus dieser Krone wächst Euch viel Leid und bittrer Harm.“

„Der Gott, der Kön'ge salbet, der krönte Ferdinand,
Daß ihn vom Thron nicht stürzen kann der Rebellen Hand.
Und ist er auch jetzt vertrieben; der Glanz der Majestät
Strahlt heller als die Sonne; da er nie untergeht.“ —

„Drum nach dem Gut des Andern streckt nicht die reine Hand! —
Nehmt's auch nicht an, geboten; — 's ist Eures Unglücks Pfand! —
Bestand hat nie das Unrecht auf Erden durch lange Frist! —
Traut nicht, mein theurer Vetter! des Glückes Hinterlist!“ —

Der Kurfürst schweigt; es ist ihm die tiefste Brust
bewegt,
Wenn auch das Herz, begierig, entflammt ihm höher schlägt.
Ein Wink entläßt die Tafel, die er den Gästen gab; —
Noch reis't am selben Abend Herr Max nach Bayern ab.

[1]) „Man sah vom Thron gestoßen den König Ferdinand." — Ferdinand der Habsburger, von des Hauses Steyrischer Linie, ward nach dem Aussterben des österreichischen Hauses in den Brüdern und römischen Kaisern Rudolph II. und Matthias, Herr der gesammten Habsburgischen Erblande in Ungarn, Böhmen, Oesterreich, Steyer, Kärnthen ꝛc. und römisch teutscher Kaiser. Bereits im Jahre 1617 am 29. Juni ward er, noch bei Lebzeiten des Mathias als König von Böhmen designirt. Böhmen, Mähren, Schlesien und die Lausitz aber gingen auf allgemeiner Versammlung zu Prag am 23. Juli 1619 (nach Mathias Tode) damit um, ihm Böhmens Krone zu nehmen. Während dieser Zeit war Ferdinand, der Zweite seines Namens, zu Frankfurt zum Kaiser gewählt, und ebendaselbst als solcher gekrönt worden. Aber im selben Monat (August 1619) erklärten die böhmischen Stände ihn ihrer Krone verlustig, diese mithin wahlfrei, und vollzogen am 26. August beinahe einstimmig die neue Wahl Friedrichs V. von der Pfalz, der am 25. October zu Prag gekrönt ward.

II.

Des Churfürsten Entschluß.

Im alten Säulengange bei Nacht der Churfürst stand,
Noch spät der Zukunft sinnend, das Haupt gestützt in
die Hand;

Des Vetters treue Warnung trägt er in tiefer Seel'
Und schwankt mit schwachem Muthe jetzt zwischen Recht
und Fehl! —

Da tritt zu ihm die Gattin, die Männin Elisabeth,
Des Brittenkönigs Tochter [1]), ein Weib voll Majestät,
Und spricht die zürnenden Worte: „Dies Zögern ziemt
Euch schlecht; —
„Wagt, (darf man's Wagniß nennen! —) wer wagt,
hat gutes Recht!"

„O wie so ganz unmännlich Ihr jetzo vor mir steht! —
Das Glück, es beut Euch Kronen! — Ergreift sie nicht
zu spät! —
Das Glück hat Königs-Laune, faßt es mit Königs-
Kraft,
Lehrt es nicht, Euch verachten; wahrt es in sichrer
Haft!" —

Der Kurfürst, bange flüsternd, erfaßt sie bei der
Hand,
Und spricht: „Wohl hab' ich manches im Geiste jetzt
erkannt,
„Auch sprach mir Max, mein Vetter von Bayern ein
redlich Wort;
Wie bald mag um die Krone entglühen Krieg und Mord!"

„Du wankst, — erbleichst?“ versetzt ihm die Fürstin,
„bleiche Schmach!“
Bist du vom alten Blute der tapfern Wittelsbach? —
Weh mir, daß ich den Schwächling erkor zum Ehgemahl,
Der, wenn man Kronen bietet, flieht vor der Königs-
wahl!“ —

„O laß dich träumen mind'stens, du schöner goldner
Reif,
Den ich, des Schwachen Hausfrau, im Leben nie ergreif'!
Weh jener Stunde, da ich mit dir stand am Altar,
Da uns der Priester Gottes hieß ein gefürstet Paar!“

„Auf Englands stolzem Throne sah ich das Licht der
Welt;
Sah alle Meer' der Erde vom Königsnamen geschwellt,
Wer eine Königstochter gewagt von Englands Thron
Zur Gattin sich zu wählen, zagt er vor einer Kron'?“ —

„Weib! Weib!“ versetzt der Kurfürst, „du gebierst
mir mein Geschick!
Sey's, wie es sey; ich folg' dir; ich will vertrau'n dem
Glück!
Wer weiß zwar, was uns morgen mitbringt der junge Tag,
Doch! — fort! — Ich folg dir! — Morgen geht uns're
Reis' nach Prag.“

¹) „Kurfürst Friedrich V. führte Elisabeth, König Jacob von England Tochter heim (1613). — — Seltener Art, und besonders prachtvoll, waren die Feste, als Friedrich seine Neuvermählte nach Heidelberg brachte. Die Stadt soll, so wird erzählt, das militärische Gepränge abgerechnet, mit Oberon's Zauberpallast zu vergleichen gewesen seyn. Große und Edle aus allen Theilen des protestantischen Deutschlands hatten sich eingefunden, unter ihnen Prinz Christian von Anhalt und Graf Wilhelm von Mannsfeld. „Der „Kurfürst und seine hertzgeliebte Ehegemahlin, sambt ihrem „Comitat, wurden in gegenwart Zwelff Fürsten, vieler Graf„fen und Herrn, mit 16 Fahnen Fußvolkes und einer Batte„rey von 26 halben Carthaunen, beneben einer stattlichen „Ritterschaft von 2000 Pferden, im Feldlager empfangen „und in die Residenz in guter Ordnung begleitet." Die Siegesbogen und Ehrenpforten waren zahlreich. (Als ein ahnungsvolles Vorzeichen hätte die Krone gelten können, welche beim Einzuge, aus der Höhe eines der Triumpfbogen auf das Haupt der Neuvermählten an einer Seidenschnur herabgelassen wurde, jedoch nur für einen Augenblick.) Von den vier Facultäten der „alten weitberühmten Universität" hatte eine jede ihr besonderes Triumpf-Portal. Ein Freudenfest, ein Schauspiel verdrängte das andere: „kurzweilige Fischerkämpfe auf dem Neckar," Ritterspiele, Ringelrennen, Kübelstechen, Lustjagen, Feuerwerke auf dem Flusse abgebrannt, Ehrentänze von fürstlichen Personen aufgeführt, endlich ein Turnier, das Alles überbot, was von solcher Art bisher in Deutschland war gesehen worden."

(Aus Leonhards Fremdenbuch I. Bd. pag. 29)

Miß Berger behauptet in ihren: Memoirs of Elisabeth Stuart. London 1825. Vol. I. p. 204, daß diese Feierlichkeiten „nearly three hundred thousand pounds" (3,600,000 Gulden) gekostet hätten. Das Nähere über diese Feierlichkeiten

ist zu lesen in: Beschreibung der Reiß; Empfahung des ritterlichen Ordens; Vollbringung des Heyraths und glücklicher Heimführung; wie auch der ansehnlichen Einführung, gehaltener Ritterspiel und Frewdenfests, des Herrn Friedrichen des Fünften u. s. w. und der Princessin Elisabethen u. s. w. Heidelberg; 1613.“ —

III.

Des Kurfürsten Abschied von seiner Mutter.

Es steht der Kurfürst scheidend im frühen Morgenroth
An seiner Mutter Seite, die voll von Angst und Noth,
Des Sohnes Brust umschlungen mit treuen Armen hält; —
„Du gehst von mir, mein Leben, mein Sohn, mein Glück,
meine Welt!?„

„Könnt' ich die düstre Ahnung, der ich mir bin
bewußt,
Im bangen Herzen tilgen, in mütterlicher Brust!
Du nimmst mir alles, Böhmen! — der Glanz nicht
deiner Kron'
Ersetzt mir, was ich verloren — den heißgeliebten
Sohn!“ —

„Um diese Kron' erschau' ich viel namenloses Weh;
Mög' nie zur Wahrheit werden, was ich im Geist jetzt
seh'; —

Des Glückes Sonn' geht unter, und geht nie wieder
auf! —
Eine Nacht voll Schmach und Elend verhüllt mir ihren
Lauf."

O! bleib' in der Pfalz daheime, bleib' in dem schönen
Land,
Das harmlos abgeschieden fast nie den Krieg gekannt,
Hier, wo dich pflegt die Mutter, wo dich der Bürger
schützt,
Wo der alte, heil'ge Frieden fromm auf den Marken sitzt."

„Wie anders im Land der Böhmen, wo dich kein
Herz noch kennt,
Der Meinung furchtbar Ringen frech alle Bande trennt,
Wo der Trotz in den Burgen hauset, wo die Tücke im
Hinterhalt
Selbst am Altare lauernd vorbricht mit Riesengewalt! —

„Uebt Muttersegen Zauber, — so hält es dich jetzt
fest. —
Bringt Glück ein Muttersegen, — weiß ich, daß dich's
nicht läßt. —
Sind Mutterwort' gewaltig, — so rufen sie: „Bleib hier!" —
Sind Mutterthränen Fesseln, — so lassen sie dich nicht
von mir!" —

Sie spricht's; der Kurfürst sinkt ihr still weinend an
das Herz,
Sie beugt sich über den Sohn hin mit heißer Angst und
Schmerz.
„Kannst du den Abschied nehmen? — Sag, ob's dein
Herz vermag!“
Da ruft des Fürsten Gattin: „Wann reisen wir nach Prag?“—

Er reißt sich los von der Mutter; vermag zu sprechen
kein Wort,
Fort rasselt der Reisewagen. — „Sein Schicksal reißt
ihn fort;“ —
Die Mutter ruft es leise, — „er kann ihm nicht widersteh'n;
Da reis't die Pfalz gen Böhmen! [1]) — Ich werd'
ihn nie mehr seh'n!“

[1]) „Die Churfürstliche Frau Mutter sahe ihm aus dem Fenster nach, als er verreißte, und sprach: Nun gehet die Pfaltz in Böhmen, (Arnolds Kirch.-Hist. T. 2. c. 1. §. 10. p. 891.) welches auch in Ansehung der daher rührenden Verwüstung der Pfaltz richtig eingetroffen. Ehe aber dieses Unglück seinen völligen Ausbruch nahme, erschienen zu jedermanns Entsetzen in diesem Jahr drei Sonnen am Himmel.“ (S. Kaysers Schauplatz von Heidelberg. Frankfurt 1733. Pag. 325. Ueberhaupt geschahen sehr viel „erschröckliche und grausame Wunder-Zeichen“ am Himmel während der Regierung des Churfürsten Friedrich, welche in Kaysers Schauplatz ꝛc. zu lesen sind.

IV.

Friedrich's Walten zu Prag und die Schlacht auf dem weißen Berge.

(8. November 1620.)

Zu Prag im Schlosse tafelt, beim goldenen Pokal
Der neue Böhmerkönig; — er hält ein frohes Mahl, —
Es starrt die reiche Tafel von Silber und von Gold,
Und rings von Kannen und Schüsseln, kunstreich verziert und hold.

An seiner Seit' die Gattin, der alte Christian
Von Anhalt auch daneben und mancher edle Mann,
Die schmausen unbekümmert und führen frohe Red,
Dabei wird edlen Weines auch wahrlich nicht verschmäht.

„Die Kaiserlichen halten wohl jetzt kein solches Mahl,
Klar Wasser füllt man selten in einen Goldpokal,
Und trocken Brod zum Imbiß verdirbt den Magen nicht.“ —
Herr Christian von Anhalt, der alte Kriegsmann, spricht:

„Mein Sohn hackt ihnen die Bissen, der jetzt die Sporen verdient,
Daß keiner von Kaisers Leuten zwei Hufen Lands hier gewinnt;
Kein Pfaff soll Messe singen, so lang wir stehn darin,
Die Becher angeklungen! — Hoch lebe Herr Calvin!“

Und wie die Becher klingen, tritt bleich herein ein
Both',
Der spricht: „Herr König! rettet Euch schnell vor
Schmach und Tod."
„„Bist du von Sinnen?"" ruft ihm der König lachend
zu; —
„„Schaff uns von deinem Wahnwitz beim frohen Mahl
hier Ruh!""

„Mit nicht!" — versetzt erstarrend der Both'; —
„die Kund ist wahr;
Wohl dünkt mich hier beim Himmel das Mahl des Bel-
sazar. —
Derweil Ihr fröhlich schmauset, geht Euer Reich verlo-
ren," —
Er spricht's, da dringt der Schlachtlärm schon zu des
Königs Ohren.

„Dieß Brausen wie Meereswogen stammt vom Ge-
wog der Schlacht;
Schon immer näher wälzt sich's, der Sieg ist längst
vollbracht.
Der junge Fürst von Anhalt gefangen in Feindes Hän-
den [1]). —
Das Glück, beim Himmel! eilt sich, mit Euch, Herr
König! zu enden."

Bleich tritt der König an's Fenster, er sieht mit starrem Blick
Der Seinen Flucht und Unglück, der Kaiserlichen Glück.
„Weh mir! ruft er verzweifelnd, — „o unglücksel'ger Tag,
Da mich zuerst begrüßte als König das stolze Prag."

„Und weh der Unglücksstunde, da mir der Antrag kam,
Da ich dem Glück vertrauend der Böhmen Krone nahm! —
O Mutter! — und du mein Vetter, Maximilian, jetzt mein Feind!
Umsonst! für taube Ohren hast du gewarnt als Freund."

„Steckt auf die Friedensfahne! — Acht Stunden Stillstand nur,
Das Theuerste zu retten auf unverfolgter Flur.
Dein Königstraum, o Gattin! er nahm ein schlimmes End'. —
Verstummst du? — Eilt zum Feinde, daß er den Stillstand benennt!"

„Dein Haupt," versetzt die Gattin, „war stets der Kron' zu schwach,
„Niemals kann Kön'ge beugen Unglück und Flucht und Schmach. —
Und müssen wir auch schnöde jetzt vor der Ohnmacht fliehn; —
Ich bleib' und sterb' unbeugsam der Böhmen Königin!" — *).

Da kommt der Both vom Feinde und bringt den
Stillstand mit,
Der König mit der Gattin schnell in die Fremde flieht; [3])
Wohin er kam, man hegt' ihn, doch Hülfe fand er wenig;
Unglück hat selten Freunde; — er hieß der Winter-
könig. —

Am andern Tag, früh morgens ritt Herr Maximilian
Hinein durch's Thor der Hauptstadt und zu dem Schloß
hinan,
Mit einer Thrän' im Auge schaut er den leeren Thron; —
„Du unglückseelger Vetter! — wie schwer wog deine
Kron'!"

Im Kapuzinerkirchlein sang man das alte Lied,
Das: „Te deum laudamus!" — der Herzog sang es mit,
Da fällt sein trübes Auge auf's Kreuz am Hochaltar; —
„Das ist der Glaub'! — dieß stärkt mich! — den schirmt
ich vor Gefahr!"

Wie Ferdinand vernommen die Kund' der Pragerschlacht,
Erging ob Friedrichs Haupte des Reiches strenge Acht; — [4])
Zu Regensburg geschah es; — Bayern! denk' ewig dran! —
Denn — Churfürst hieß von Bayern jetzt Maximilian [5]).

[1]) „Um Mittagszeit erhob sich allgemeiner Angriff; halb-
stündiges Feuer auf der weiten Kampflinie. Jählings brach

aber von böhmischer Seite der Fürst von Anhalt mit ungarischen Reitern hervor, warf in Wetterschnelle einige Geschwader des verbündeten Heeres, nahm den Anführer Breuner gefangen, und schreckte mit Siegesgeschrei den ganzen linken Flügel. Wilhelm Verdugo's Wallonen hielten mauerfest, bis Oberst Kratz, Graf von Scharfenstein, der tapfere Rheinländer, auf Tillys Gebot mit fünf bayerischen Geschwadern nach einem halbstündigen Gefecht das Gleichgewicht des Treffens herstellte. Die Ungarn wichen dem Stoß. Umsonst wehrte Fürst Christian, der heldenmüthige Jüngling von Anhalt, ihrer Flucht. Er stürzte blutend vom Roß in der Wallonen Hände. Inzwischen hatte Karl Spinello sich einer böhmischen Schanze bemeistert, und die zwei Stücke derselben auf die nächsten Haufen der Feinde gerichtet. Das brachte Tod und Verwirrung in ihre Glieder. Er drang hindurch; entriß den Böhmen den gefangenen Breuner wieder und drei verlorne Fahnen. Da wurden von allen Seiten die Höhen erstiegen; die Schanzen erstürmt. Noch standen die Königischen. Aber die thurnische Schaar, unter ihnen die älteste, auf welche die übrigen alle sahen, wandte, von unbegreiflichem Schrecken befallen, plötzlich den Rücken, da sie vom Feinde nur noch dreihundert Schritte war. Ihrer Flucht entsetzten sich die Uebrigen. In verworrenem Getümmel zerlöseten sich plötzlich die böhmischen Schlachthaufen fliehend die Waffen weggeworfen. Die Reiterei zerstob entschwadert. Nur wenige wurden gefangen; aber bei viertausend ihrer Todten bedeckten das Wahlfeld. Die Schlacht hatte kaum drei Stunden Dauer gehabt. Zehn Stück groben Geschosses und gegen hundert Fahnen waren des Sieges Ehrenzeichen." (Aus Zschokkes bayr. Gesch. 5. Buch. 2. Absch. 6. —).

*) „Pfalzgraff Friedrich's hinterlassene Gemahlin, Elisabeth, welche noch biß ad annum 1662 gelebet, und stets in Hollandt, auch noch so hoch intoniret, verblieben, daß, als

sie Anno 1642 die Einraumung ihres Witthumb-Sitzes Frankenthal gesuchet, sie in dem Schreiben an Kayserliche Mayestät den völligen Titul einer Königin in Böhmen, Marggraffin zu Mähren, auch Laussnitz, und Herzogin in Schlesien geführet, sich auch zugleich des völligen Wappens gebrauchet, welches aber dergestalt übel aufgenommen worden, daß man ihr solch Schreiben originaliter unbeantwortet zuruck geschicket."

(Aus Buckisch hist. geneal. P. post. Pag. 116.)

[3]) Die Reise ging über Breslau nach Berlin, und ferner in Holland, auff daß Engelland, Frankreich, und Dennemark desto leichter zur Assistenz möchten beweget werden. Also ist Pfalzgraff Friedrich Churfürst, zu Prag gekrönter König gewesen ein Jahr und 5 Tage."

(Buckisch hist. genealog. P. p. pag. 99.)

[4]) „Die Achtserklärung ergieng zu Wien am 12/22 Jänner 1621 sowohl über Friedrich von der Pfalz als über seine Bundesgenossen, den Fürsten Christian von Anhalt, Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf, und Georg Friedrich Grafen von Hohenlohe; mit der Vollziehung derselben in der Oberpfalz ward Herzog Max von Bayern, in der Unterpfalz der General Spinola beauftragt. Dadurch wurde die Oberpfalz wieder bayerisch." (Duller's Wittelsb.)

[5]) „Kayser Ferdinand, die Anstrengungen Herzog Maximilians um so reicher zu belohnen, je uneigennütziger sie unternommen waren, versammelte gegen Ende des Jahres 1622 einen Kur- und Fürstentag zu Regensburg, und zwar katholischer Seite Herzog Max von Bayern, den Pfalzgrafen von Neuburg, den Erzbischof von Salzburg und den Bischof von Bamberg, die Kurfürsten von Maynz und Cöln; — protestantischer Seite den Landgrafen Ludwig von Hessen Darmstadt, und die Gesandten der Kurfürsten von Sachsen und

Brandenburg. Auf den kaiserlichen Vortrag: „er habe aus „kaiserlicher Machtvollkommenheit gedachte pfälzische Kurwürde „dem Herzog Max von Bayern, der bei dieser Rebellion des „Reiches Wohlfahrt und Rettung anderer gehorsamen Stände „mehr denn seines eigenen Hauses von seinem Vetter unbillig „gesuchte Erhöhung vor Augen gehabt — — —. — aus kai„serlicher Dankbarkeit aufgetragen, bis auf die feierliche Inve„stitur, die er auf diesem Konvente vollziehen zu lassen ent„schlossen sey" — erfolgte durch Stimmenmehrheit am 13/23. Hornung der Beschluß des Reichs, daß dem Herzog Maximilian von Bayern („mit Vorbehalt des Ausschlages von Güte oder Recht nach seinem Tode") die Kurwürde verliehen sey. Auch Sachsen und Kurbrandenburg, die früher ihre Einwilligung zu diesem Schlusse verweigert hatten, sagten diese 1624 und 1626 zu." (Duller's Wittelsbacher.)

Die Ahnung.

Von

Heribert Rau.

1655.

Warum so trüb, gestrenger Herr?
Warum denn so allein?
Ihr schaut ja in das Abendroth
Und nicht in's Grab hinein! —
„Ich schaue in das Abendroth
Mir däucht's ein See von Blut;
Mir däucht's ein weites Flammenmeer
In seiner dunklen Glut."

„Und seht nur, wie es gierig sich
An meine Burgen legt,
Und aus den Fenstern, aus den Höh'n
Mit Purpurzungen schlägt!" —
Herr Pfalzgraf, ei! — was fehlet Euch,
So sah ich Euch noch nie;
Welch tolle Bilder malet doch
Erhitzte Phantasie. —

„Nicht Phantasie, mein Burgvogt, nein!
Ich fühl's im Herzen tief,
Zur Wahrheit wird das Unglückswort
Das jene Stimme rief."
Mein edler Herr, Gott schütze Euch! —
Ich kann Euch nicht versteh'n.
Sprecht Ihr von böser Ahnung denn,
Habt Geister Ihr geseh'n?

„Ich saß in meinem Speisesaal
Und aß, wie stets, allein,
Da tönt der mitternächt'ge Schlag
Durch's Fenster dumpf herein.
Und wie der letzte Schall erstirbt,
Da wird so bang es mir,
Und eine Stimme hohl und tief,
Ruft: „„Wehe Pfalz! Weh dir [1]!""

Ich hab in mancher heißen Schlacht
Den Tod schon angeschaut,
Es hat mir nie vor seiner Macht,
Vor seinem Ruf gegraut.
Doch dieser Stimme Grabeston,
Die dreimal ich gehört,
Sie hat den Muth, hat meine Kraft,
Hat all' mein Mark verzehrt."

„Es drang der Ruf aus jener Welt
Mir tief in's Herz hinein.
Bald wird die schöne stolze Burg
Ein Trümmerhaufen seyn!"
Der Pfalzgraf sprach's und schlich davon,
Das Herz ward ihm zu schwer;
Das Leben war ihm öd' und kalt
Er lächelte nie mehr!

[1]) „Und eine Stimme hohl und tief
Ruft: „„Wehe Pfalz! Weh dir!""

„Dann wird's mit der Pfalz bei Rhein verloren seyn. Was vor eine Menge Truppen, was vor Lärmen und Gedränge!" Mit diesen Worten fuhr der kranke Kurfürst **Karl** eines Tages plötzlich aus dem Schlafe auf. Der bei ihm wachende Arzt erschrack darüber, aber nicht wegen des Inhalts der Worte — wie konnte er ahnen, welch traurige Weissagung sie enthielten? Sichtbar schwanden jetzt mit jedem Tage die Kräfte des Kurfürsten, und nach fünf Wochen um

die Mittagszeit des sechszehnten Mai 1685, erlosch sein abgezehrtes Leben. (Badenia I. Jahrg. pag. 277.)

Sein Tod — mit ihm endigte die simmerische Linie des pfälzischen Hauses — führte den Orleans'schen Krieg wegen der pfälzischen Erbfolge herbei, der so verderblich für die Pfalz ward.

Der Pfalzgraf [1]).

Volkslied.

1689.

Es reitet die Gräfin weit über das Feld
Mit ihrem gelbharigen Töchterlein fein,
Sie reiten wohl in des Pfalzgrafen sein Zelt,
Und wollen fein fröhlich und lustig seyn.

„Frau Gräfin, was jagt ihr so früh schon hinaus?
O reitet mit eurem fein Liebchen nach Haus,
Der Pfalzgraf kömmt selber gleich zu euch hinab,
Sie tragen ihn morgen hinunter in's Grab:

„Es hat ihn eine Kugel so tödtlich verwundt,
Da starb er sogleich in der nämlichen Stund,
Da schickt er dem Fräulein ein Ringelein fein,
Soll seiner bei'm Scheiden noch eingedenk seyn."

„„Hat dich, o Pfalzgraf, die Kugel getroffen,
Wär ich viel lieber im Neckar ersoffen;
Trägt man den Liebsten zum Kirchhof herein,
Steig ich wohl mit ihm in's Brautbett hinein.

„„Will reichen ihm meinen jungfräulichen Kranz;
Will sterben und scheiden von Güter und Glanz;
Lieb Mutter, setz du mir den Kranz in das Haar,
Auf daß ich schön ruhen kann auf der Bahr.

„„Steck mir an den Finger das Ringelein fein,
Es mit mir soll liegen in's Grab hinein,
Ein schneeweißes Hemdelein zieh du mir an,
Auf daß ich kann schlafen bei meinem Mann.

Auf Töchterleins Grab sollst legen ein'n Stein,
Drauf sollen die Worte geschrieben seyn:
„Hier ruhet der Pfalzgraf und seine Braut,
Da hat man den Beiden das Brautbett gebaut.""

[1]) Wahrscheinlich des Churfürsten Philipp Wilhelms Sohn, Pfalzgraf Friedrich Wilhelm, der vor Mainz den 30. Juli 1689 erschossen wurde. Vergl. Wunderhorn II. S. 262.

Der Blitz.

Von

Heribert Rau.

1764.

Geendet ist der Streit,
Des Krieges Furie schweiget,
Aus Schutt und Asche steiget
In junger Herrlichkeit,
Begrüßt durch Jubellieder,
Der Phönix Friede nieder.

Was mit Barbaren Wuth,
Der Schande unbekümmert,
Auch Frankreichs Haß zertrümmert,
Strebt nun mit neuem Muth
In Deutschland's schönsten Gauen
Der Deutsche aufzubauen.

So aus dem Schutt empor,
Ist in den Pfälzer Landen
Auch Heidelberg erstanden.
Es will Karl Theodor
Dort allen Glanz entfalten,
Noch heut den Einzug halten.

Der Tag ist drückend schwül;
Kein Lüftchen will sich regen,
Kein Blättchen sich bewegen.
Ein ängstliches Gefühl,
Ein wunderbares Bangen
Hält Mensch und Thier umfangen.

Da kommt in finstrer Pracht
Am fernen Himmelsbogen
Allmählig hergezogen
Die dichte Wolkennacht,
Auf ihren schwarzen Schwingen
Verderben herzubringen.

Wie düster liegt das Schloß —
Gleich einem ries'gen Drachen,
Den Thalgrund zu bewachen —
Der Finsterniß im Schooß.
Wie ragen seine hohen
Thürme mit stolzem Drohen.

Jetzt bricht das Wetter aus,
Und wie aus Höllenrachen
Ertönt des Donners Krachen,
Der Stürme wild Gebraus.

Doch wehe! — Welch ein Schlag!
Welch Feuermeer! — Es zischet
Rasch Blitz auf Blitz und mischet
Die Nacht mit lichtem Tag.

Hört ihr! es wimmert Sturm!
Es steht das Schloß in Flammen!
Schon stürzt es dort zusammen
Nah bei dem Glockenthurm.

Wie wild der Sturmwind schnaubt,
Und aller Hülf zum Hohne
Drückt er die Flammenkrone
Der stolzen Burg auf's Haupt [1]).

Es ist um sie gescheh'n! —
Die Zinnen sind gefallen,
Verödet steh'n die Hallen,
Gepeitscht von Windesweh'n.

Du trotzest kühn der Zeit
Gefräß'gem Ungeheuer,
Nun hat des Himmels Feuer
Zerstört die Herrlichkeit.

Träum' sanft! — in Todesnacht
Bist selbst du noch erhaben!
Lass' sich die Nachwelt laben
An deiner alten Pracht.

[1]) Die Feigheit des Stadtcommandanten, General Heidersdorf, hatte im Orleans'schen Erbfolgekriege Stadt und Schloß Heidelberg den Franzosen in die Hände gespielt. Festungswerke, Thürme und die Neckarbrücke wurden gesprengt und Stadt und Schloß in Brand gesteckt. Das Glück war für Heidelberg dahin. Zwar ließen die Churfürsten Johann Wilhelm und Karl Philipp Stadt, Schloß und Brücke wieder herstellen, da aber letzterer wegen der Kirche zum heil. Geist mit den Bürgern in Streit gerieth, verlegte er sofort seine Residenz von Heidelberg nach Mannheim, wo er das neue Schloß und die Jesuitenkirche erbauen ließ. Sein Nachfolger Karl Theodor besuchte an einem heitern Frühlingstage die verödeten Hallen des Sitzes seiner Vorgänger. Das Geläute der Glocken, eine über den Schloßberg wallende Procession, die Erinnerung an die vergangene Herrlichkeit und der Zauber der malerischen Umgebungen machten einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sich entschloß, hier den churfürstlichen Thron wiederum aufzuschlagen. Schon war alles zu seinem Empfange bereit, als am 24. Juni 1764 der Blitz alle vom Kriege verschont gebliebenen Reste des Schlosses zertrümmerte und verbrannte. Karl Theodor, der sehr abergläubisch war, hielt dies für einen Fingerzeig Gottes, und wagte nicht, das Schloß aus seinem Schutte wieder zu erheben.

Lied

von eines Studenten Ankunft in Heidelberg und seinem Traum auf der Brücke, worin ein schöner Dialogus zwischen Frau Pallas und Karl Theodor. In der Nacht vor dem Dankfeste, den 26. Juli 1806.

Aus einem größeren Gedichte
von
Cl. Brentano.

Im achtzehn hundert sechsten Jahr
Der sechs und zwanzigst Juli war,
Für mich ein schöner Reisetag,
Mein Bündlein leichter auf mir lag,
Ein Säbel oben drüber hing,
Ganz froh ich durch die Bergstraß' ging
Und sah mich ganz vergnüget um
In Gottes Welt, dem Heiligthum,
Die Berge rechts mit Wein bekränzt,
Die Ebne links wie Gold erglänzt
Von mancherlei Frucht und Getreid,
Darin viel Schwäb'sche Schnittersleut';
Die Sonn' sank nieder überm Rhein,
Gab Himmel und Erd einen schönen Schein,
Die Wölklein, die am Himmel schwammen,
Die zogen gülden sich zusammen,

Ein warmer Regen goß herab,
Den wart' ich unterm Nußbaum ab,
Ein Bäuerlein trat auch darunter,
Und grüßt mich da ganz froh und munter:
„Ein guter Abend, ein' gute Zeit,
Wohin geht noch die Reise heut?"
„„Nach Heidelberg, bin ein Student,
Von Jena komm ich hergerennt,
Die Sonn' sich neigt, hab' ich noch weit?""
Der Landmann sprach: „Nehm er sich Zeit,
Ein' kleine Stund', dort um die Eck,
Da schaut es ihm entgegen keck."
Da bot ich ihm ein' gute Nacht,
Und hab mich auf den Weg gemacht,
Und da ich um die Ecke bog,
Ein kühl Lüftlein mir entgegen zog.
Der Neckar rauscht aus grünen Hallen,
Und gibt am Fels ein freudig Schallen,
Die Stadt streckt sich den Fluß hinunter,
Mit viel Geräusch und lärmt ganz munter;
Und drüben an grüner Berge Brust,
Ruht groß das Schloß und sieht die Lust;
Und da ich auf zum Himmel schaut',
Sah ich ein Gottes Werk gebaut,
Vom Königsstuhl zum heil'gen Berges Rücken
Sah ich gesprengt eine goldne Brücken,

Sah ich gewölbt des Friedens Regenbogen,
Und sah ihn wieder in Flusses Wogen.
Da war er doch nicht also klar,
Der wilde Fluß zerriß ihn gar,
Gab mir so recht ein Beispiel breit
Von Gottes Fried' und Menschen Streit,
Und wie ich denk' und seh in Fluß,
Da fällt ein schwerer Kanonenschuß;
Frau Echo murrt im Thal noch lang,
Da hebt sich aber ein froher Klang,
In allen Thürmen die Glocken schwanken,
Beginnen ein hell harmonisch Zanken;
Da war mein Herz mir ganz bewegt,
All' Bangigkeit ich von mir legt,
Den Sinn in freud'gen Ernst gestellt,
War mir's beinah als einem Held;
That auch den Säbel um mich schnallen,
Ein' Epheukranz vom Hut ließ wallen,
Und grüßte froh die werthe Stadt,
Die mein Ahnherr *) besungen hat.
Mir war, als wär das Läuten und Schießen,
Für mich ein freudiges Begrüßen;

---

*) Martin Opitz von Boberfeld, ein Schlesier, ward 1619 den 17. Juli in Heidelberg immatrikulirt. S. die Note zum Wolfsbrunnen, Sonnett von Opitz.

Mein Herz auch ganz in Jugend sprang,
Und erzittert im hellen Glockenklang;
Da eilt' ich schnell, sah nicht zurück
Bis auf die kühne Neckarbrück';
Dragoner fragten sehr höflich
Um meinen Stand und Namen mich.
„Opitz von Boberfeld, Student,"
— „Passirt" — ich macht' ein Kompliment,
Und auf der Brücken, die fest und rein,
Sah ich zwei künstlich Bild von Stein,
Frau Pallas schaut ernst in's grüne Thal,
Mit vier Fakultäten allzumal;
Ich that sie höflich salutiren,
Und meinen Säbel präsentiren,
Steckt ihn doch wieder ein gar schnell,
Als ein bescheidener Gesell,
Beim zweiten Bild, gleich an dem Thor,
Dem verstorbnen Fürst, Carl Theodor,
Mein Bündel legt ich ab im Hecht,
Der Wirth, der Kellner und Hausknecht
Erquickten mich auf alle Weis'
Mit Wasser, Wein und guter Speis'.
Nach Tisch konnt' ich nicht sitzen bleiben,
Wollt' mich noch durch die Stadt 'rum treiben.
Es fiel ein heller Mondenschein
Gar lockend in die Straßen ein;

Viel Volk sah ich herummer schweifen,
Den einen singen, den andern pfeifen,
Viel Jungfern sich in Arm gehängt,
Kamen da auf und abgeschwenkt.
Auf einmal geht es an ein Laufen,
Sie rennen sich gar übern Haufen,
Steh'n auf und hören's gar nicht an,
Spricht einer: „Hab's nicht gern gethan."
Einen Trompeter hört man blasen,
Musik sticht ihnen in die Nasen,
Da lauf ich immer hintendrein,
Bis zu dem Mittelthor hinein,
Da steht gedrückt ein großer Klumpen,
Von Mägd' und Knechten, die sich stumpen,
Ein lebend'ge Schanz, von Leuten dick,
Drückt rings sich um die Nachtmusik.
Am Wachthaus schleich ich mich heran,
Und komm auf einen weiten Plan,
Da war mir's wohl, da hört ich's schallen,
Von hohen Häusern wiederhallen,
Oben über eine andre Welt,
Grüne Berge rings herum gestellt;
Fagot, Flöt' und Klarinetten,
Beginnen da ein lieblich Wetten,
Die süßen Pfeifen drum her schleifen,
Trompeten scharf in die Nacht eingreifen,

Waldhorn bald fern, bald nahe ruft,
Musik schwamm selig in Sommerluft.
Auf einer Bank ich nieder saß,
Und in den Melodien las,
Da hob sich an ein Melodei
Gar ernst von aller Weltlust frei:
„God save the King“, so heißt das Lied,
Das feierlich zum Himmel zieht,
Und fleht mit rührenden Gebärden:
O Schöpfer Himmels und der Erden!
Erhalte uns den guten Herrn,
Wir wissen's wohl, du hast ihn gern;
Doch sieh sein treues Volk auch an,
Wir sind mit Freuden Unterthan;
In hoher Tugend führt der Greis,
Des Landes Glück in sicherm Gleis,
Bricht's rings umher in dieser Zeit,
Er führt uns herrlich durch den Streit;
Die Künste sind ihm wohl vertraut,
Hat ihnen manchen Sitz erbaut;
Was göttlich in dem Geist ersteht,
Was lebend hinterm Pflug aufgeht,
Den geistlichen und ird'schen Samen
Streut fromm er aus in Gottes Namen,
Laß ihn der Frucht theilhaftig werden,
O Schöpfer Himmels und der Erden!

Erhalte uns den guten Herrn,
Wir wissens wohl, du hast ihn gern;
Doch sieh sein treues Volk auch an,
Wir sind mit Freuden Unterthan;
In hoher Tugend führt der Greis,
Des Landes Glück in sicherm Gleis,
Bricht's rings umher in dieser Zeit,
Er führt uns herrlich durch den Streit;
Die Künste sind ihm wohl vertraut,
Hat ihnen manchen Sitz erbaut;
Was göttlich in dem Geist ersteht,
Was lebend hinterm Pflug aufgeht,
Den geistlichen und ird'schen Samen
Streut fromm er aus in Gottes Namen,
Laß ihn der Frucht theilhaftig werden,
O Schöpfer Himmels und der Erden!
Erhalte uns den guten Herrn,
Wir wissen's wohl, du hast ihn gern!
God save the king! sprach Melodei,
Und Wiederhall sprach laut: Es sey!
Dann spielten sie was Lust'ges auf,
Doch gab ich nicht recht Acht darauf,
Denn zu mir auf die Bank sich setzten,
Zwei Ehrenleut', die freundlich schwätzten;
— Die Frau sprach: „Leg' mir's deutlich aus,
Wo will's mit all' dem Jubel 'naus;

Was soll das Schießen und das Läuten,
Und wied'rum die Musik bedeuten?
's gibt wieder Huldigung nicht wahr?"
— Der Mann sprach: „Ei warum nicht gar,
Es ist ein frommes Freudenfest,
Denn unser Herr [1]) ist krank gewest,
Sehr krank und ist wied'rum genesen,
Ich hab's in Zeitungen gelesen."
— Die Frau sprach: „Hätten's wir recht gewußt,
Das Fest macht uns wohl doppelt Lust,
Doch höre, Mann! welch lust'ger Tanz!
Vor war die Musik ernsthaft ganz."
— Der Mann sprach: „Jen's zum Himmel ging,
Ein Gott sey Dank, God save the King!
Dies ist ein muntres Hochzeitstück,
Es wünscht dem jungen Paare Glück,
Dem lieben Erbprinz und seiner Gemahl,
Die ihm geschenkt durch Gottes Wahl
So freundlich, hell, so klar und fromm,
Als ob sie aus dem Himmel komm'.
Wie ist's wohl unserm Herrn gewesen,
Als er war wiedrum neu genesen,
Und ihm der Enkel, der stattliche Mann,
Das liebe Weib geführt heran [2])."
— Die Frau sprach: „Das war neues Leben,
Neu Hoffnung ihm und uns gegeben!"

— Der Mann sprach: „Komm, es schlägt schon Zehn,
Du mußt noch mein Montur nachseh'n.

Dann gingen heim die Ehrenleut',
Gott geb' ihn'n in den Kindern Freud'!
Auch ich sagt' der Musik gut' Nacht,
Und hab' mich auf den Weg gemacht;
Manch Bierhaus da noch offen stand,
Sie sangen, als ging's für Vaterland.

Und wie ich gen die Brücke schaut,
Hört ich den Neckar rauschen laut,
Der Mond schien hell zum Thor herein,
Die feste Brück gab klaren Schein,
Und hinten an der grüne Berg!
Ich ging noch nicht in mein' Herberg,
Der Mond, der Berg, das Flußgebraus
Lockt' mich noch auf die Brück' hinaus:
Da war so klar und tief die Welt,
So himmelhoch das Sternenzelt,
So ernstlich denkend schaut das Schloß,
Und dunkel, still das Thal sich schloß,
Und um's Gestein erbraust der Fluß,
Ein Spiegel all dem Ueberfluß:
Er nimmt gen Abend seinen Lauf,
Da thut das Land sich herrlich auf,
Da wandelt fest und unverwandt
Der heil'ge Rhein um's Vaterland

Und wie an's Vaterland ich dacht',
Das Herz mir weint, das Herz mir lacht',
Setzt nieder mich auf einen Stein,
Als wär' ich auf der Erd' allein,
Das steinen Bild von Frau Minerven
That zu mir her ein'n Schatten werfen,
Ich sah den Helm, ich sah den Speer,
Die Augen waren müd' und schwer,
Recht innerlich geheim mein Denken,
Ein Schlummer thät sich niedersenken,
Der Mond hinter ein Wölklein trat,
Ein Traum mich auch umgeben hat,
Ein seltsam Zwiesprach ich vernimm,
Karl Theodors Bild erhebt die Stimm [3]).

Karl Theodor.

„Frau Pallas sagt, was will man heut'
Mit all dem Schießen und Geläut'?"

Pallas.

„Karl Friederich ist krank gewesen,
Wir danken Gott, daß er genesen."

Karl Theodor.

„Wir, sprichst du, bist du auch dabei,
Ich glaubt', dir wär's ganz einerlei."

Pallas.

„O sprich nicht so, und denk daran,
Was alles er für mich gethan:

Die Stadt stellt mich hierher in Stein,
Er stellt in's Leben mich hinein —
Zu meinen Füßen Gerechtigkeit
Durch ihn sich großer Lehrer freut,
Daneben Handel und Ackerbau
Lebendig gehn durch Land und Au;
Der Medizin schenkt er ein Haus,
Manch Kranker geht gesund heraus.
Chemia, Physika, Philosophei,
Studier'n und sprechen, was Leben sey.
Auch durch der Theologia Schleier
Strahlt neu ein Licht, ein Augenfeuer.
Was nur die großen Heiden dachten,
Daß sie so gar nichts Schlechtes machten,
Das thut Philologia lehren,
Der Alten Spiegel recht sauber kehren,
Daß Mann und Jüngling und auch Kind
Die Helden schau', die nicht mehr sind;
Paßt gleich der Spiegel nicht in die Zeit,
Erquickt sich drein die Ewigkeit.
Historia naht sich auch herzu,
Und was gescheh'n, was man noch thu,
Das spricht sie aus, das sieht sie ein,
Sie soll des Lebens Herold seyn,
Und wenn mit Gott das Werk gedeiht,
So geht hervor ein' neue Zeit,

Dann mag der Herold so wie ich,
Laut preisen den Karl Friederich [4])!"
Solch Red' Frau Pallas ernsthaft führt,
Zu ihren Füßen es sich rührt,
Justitia mit der Waage klingt,
Merkurius die Flügel schwingt,
Feldbau rauscht mit dem Erndte-Kranz,
Religio's Haupt umgibt ein Glanz. —
Ein jedes thät seinen Beifall geben,
Karl Theodor wollt' die Stimm' erheben,
Da kömmt ein großer Zug durch's Thor,
Von alten Männern ein Ehrenchor,
Sie trugen Bärt', seltsam Gewand,
Wie ich etwa gemahlet fand
In alten Büchern die Doctoren,
Die Philosophen und Professoren.
Ich schaut' sie gar andächtig an,
Erkannt auch manchen großen Mann,
Den ich etwa im Bildniß sah:
Erasmus, Dalberg, Agricola,
Reuchlin, Wimpfling, Oecolampadius,
Melanchton und auch Münsterus,
Marquardus Freher und auch Mizyll,
Donellus dann und andre viel,
Die all' einst hier gelehret hatten,
Und auch gelernt; die heil'gen Schatten

Umgaben feierlich mit Fleiß
Frau Pallas Bild in halbem Kreis.
Ihr Antlitz strahlt in Freude ganz,
Ihr' weiße Bärt' gab'n einen Glanz,
Die Lippen sie bewegen thäten:
Doch war es still, ich hört nicht reden,
Die Hüt' und Barett thäten sie schwingen,
Als ließen sie ein Vivat erklingen;
Weil ich aber kein Stimm' hört' schallen,
Wollt' mir das Ding nicht recht gefallen;
Beim Mantel zupft ich einen da,
Den ich vor nicht im Antlitz sah,
Er dreht sich um — der Musenheld,
— Gekrönt — Opitz von Boberfeld!
Der theure, werthe Ahnherr mein,
Schaut feurig mir in's Herz herein;
Das wallt mir auf, die Zung' erbebt,
Die Stimme mein sich laut erhebt,
Ich thät ein Lebehoch ausbringen,
Karl Friedrich hoch! thät's wieder klingen,
Weiß nicht, ob es Frau Echo war,
Oder der alten Gelehrten Schaar,
Es gab ein'n Schall, daß ich erwacht, —
War ganz allein um Mitternacht,
Von meinem Burschenhut ich nahm,
Den Epheukranz, mit Zucht und Schaam

Thät ich ihn hin nach Frau Minerven,
Als eines Jünglings Opfer werfen;
Ich dacht', bleibt er nur hängen oben,
Als gutes Zeichen will ich's mir loben.
Da flog der Kranz, da fiel der Kranz
Ihr um den Helm im Mondesglanz!
Gott gebe seinen Segen zu!
Gut' Nacht, ich geh nach Haus zur Ruh;
Und wie ich in das Thor eintrat,
War schlummerstill die ganze Stadt,
Nur fern noch hört' ich jubiliren,
Ein einsam nächtlich Komerschiren,
Den Landesvater hört' ich Euch singen,
Thät Euch Studenten gut gelingen.
Seyd fleißig nur — fromm — toll — mit Witz,
Dies wünscht von Boberfeld Opitz.

[1]) Karl Friedrich war 1803 in Folge des Reichs-Deputationsschlusses Herr der Pfalz geworden. Karl Friedrich war auch der Gründer des Großherzogthums Baden, welches durch die bekannten Ereignisse, namentlich durch die Friedensschlüsse von Lüneville und Preßburg zu seiner jetzigen Größe erwuchs. Diese neue Vergrößerung jedoch konnte in Karl Friedrichs edlem Herzen eine schmerzliche Regung patriotischer Gefühle nicht zurückdrängen. Als ihm einer seiner vertrautesten Räthe die erste Nachricht zugleich von der Aufhebung des deutschen Reichs und dem Badischen Länderzuwachs hinterbrachte, versank der greise Fürst in ein tiefes Nachdenken, woraus er sich endlich mit Thränen im Auge

erhob, „den einzigen wohl, welche damals an einem deutschen Hofe um das deutsche Vaterland geweint worden sind!“..... „Karl Friedrich“, sagt ein vaterländischer Gelehrter, „hat nie ein Heer geführt, nie mit blutbeflecktem Lorbeer Siege gefeiert; seine heiligen Silberhaare umgab die Bürgerkrone; er hat in der Tugend Eroberungen gemacht und mit milder Weisheit seine Gränzen vergrößert; er hat nur einmal Menschen gekränkt — durch seinen Verlust.“

(Vergl. Bader badische Landes-Geschichte, S. 590. 592. 593 und 595.

*) „Karl Friedrich hatte im fünften Jahre nach dem Hingange der unvergeßlichen Markgräfin Karoline, mit einer Tochter des Landes, dem Fräulein Luise von Geyersberg, eine zweite Ehe eingegangen, aus welcher noch drei Söhne hervorgingen (darunter der jetzt regierende Großherzog Leopold). Die Früchte jener ersten aber waren der Erbprinz Karl Ludwig, alsdann Friedrich und Ludwig Wilhelm August. Karl Ludwig vermählte sich mit Amalie Friederike von Hessen, und hinterließ bei seinem unvermuthet frühen Tode in Karl Ludwig Friedrich den Erben des badischen Thrones, der später (im Sommer 1818) dem Volke die landständische Verfassung gab. Karl hatte bald nach dem Preßburger Frieden zu mehrerer Befestigung des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Napoleon und dem badischen Fürstenhause, die Adoptivtochter des großen Kaisers zur Gemahlin erhalten, Stephanie Tascher, deren Vermählung im obigen Liede erwähnt ist, und welche jetzt noch in Mannheim residirt.

*) Die beiden Statuen, Karl Theodor und Minerva sind ein Werk des Hofbildhauers Link von Mannheim; zu den Füßen der ersteren liegen die Gottheiten der vaterländischen Flüsse: Rhein, Neckar, Donau und Mosel, die Füße der andern umgeben symbolische Figuren, welche die vier Fakultäten der Universität vorstellen.

*) Durch die französischen Kriege war die Universität auf's äußerste herunter gekommen. „Karl Friedrich, der väterliche Herrscher, den sein Zeitalter den Weisen nannte, und der fortlebt in der Verehrung seines Volkes, unter dem jede nützliche Thätigkeit Aufmunterung, die Künste Beschäftigung und Belohnung fanden, wurde Wiederhersteller, oder vielmehr zweiter Stifter der Universität, durch eine neue Ausstattung, durch neue Gesetze, durch Ergänzung des Lehrer-Personals. Bestehende Anstalten und Sammlungen wurden erweitert und vermehrt, und neue begründet; Alles erhielt, ungeachtet des Drucks der Zeiten, die erfreulichsten Beweise großmüthiger Freigebigkeit. Die Ruperto-Carolina wird nie aufhören, das Andenken Karl Friedrichs dankbar zu ehren. — Der erhabene Fürst war nicht blos Beförderer, sondern auch Kenner der Wissenschaften. Seine Werke sind: Table raisonnée sur le système physiocratique. Carlsr. 1772. — Abrégé des principes de l'Economie politique. Heidl. 1772. (Deutsch: des Markgrafen von Baden, Karl Friedrichs, kurzgefaßte Grundsätze der Staats-Haushaltung u. s. w. 2. Aufl. Leipzig 1783.) — Meine Antwort auf die Danksagungen des Landes nach Aufhebung der Leibeigenschaft und einiger Abgaben. Karlsr. 1783.

Dieses letztere gibt uns das schönste Zeugniß von des Markgrafen edlen Gesinnungen. Er hatte nämlich am 23. Juli 1783 das Edikt erlassen, worin er die Leibeigenschaft in allen seinen Landen aufhob. Auf den Jubel und die Danksagungen des badischen Volkes antwortete diesem der Fürst: „daß das Wohl des Regenten mit dem Wohl des Landes innig verbunden sey, so daß beider Wohl- oder Uebelstand in eins zusammen fließen, ist bei mir, seitdem ich meiner Bestimmung nachzudenken gewohnt bin, ein fester Satz gewesen. Ich kann also, wenn ich etwas zum Besten des Landes thun kann, dafür keinen Dank erwarten, noch

annehmen. Was mich selbst vergnügt, mir Beruhigung gibt, mich der Erfüllung meiner Wünsche, ein freies, wohlhabendes, gesittetes und christliches Volk zu regieren, nähert, dafür kann man mir nicht danken. Ich aber habe dem Höchsten zu danken, der mich die Erfüllung meiner Wünsche hoffen läßt. Menschen aller Klassen im Staat, Freunde, Landsleute, Patrioten, freie deutsche Männer, ihr, die ihr einen der fruchtbarsten, gelindesten Himmelsstriche Deutschland's bewohnt, wo ihr schon vor sieben hundert Jahren von Zähringern, aus deren Blut ich abstamme, von Generation zu Generation geführt wurdet, vereinigt eure Kräfte mit den meinigen, der ich nun gleich sieben und dreißig Jahre die Gnade von Gott habe, unter seinem Segen, jedoch nicht ohne Leiden, Schmerz und Betrübniß, euch vorzustehen, vereinigt euch mit mir zum allgemeinen Wohle. Laßt mich den Trost mit in die Ewigkeit hinnehmen, daß ich ein an Wohlstand, Sittlichkeit und Tugend wachsendes Volk zurückgelassen habe. Seyd fleißig, seyd tapfer, liebet euer Vaterland, seyd sparsam ohne Geiz; gibt euch Gott Reichthum, so verschwendet ihn nicht in Ueppigkeit; laßt den schon eingeschlichenen Luxus nicht weiter einreißen; er schadet noch mehr dadurch, daß er die Sitten verdirbt, als dadurch, daß er der Habseligkeit wehe thut. Seyd lieber tugendhaft und arm, als lasterhaft und reich. Erziehet eure Kinder zur Tugend; lehret sie, wahrhaft seyn und die Lüge hassen; gehet ihnen mit guten Beispielen vor; es ist hohe Pflicht; Gott forderts von euch; ihr seyd es euern Kindern, euch selbst, euerm Vaterlande schuldig; sie sind der Segen eures Hauses, die Stütze eures Alters, die Stärke des Staats, wenn sie Tugend, Religion und Ehre kennen."

Da sehen wir einen Fürsten, wie er seyn soll, einen Vater seines Volks. Das sind Worte, die sich jeder Fürst in's Herz und in den Kopf schreiben sollte, ja das sind wahrhaft

königliche Worte und, weil wirklich Thaten bezeichnend, nicht zu vergleichen mit den schwätzerischen und hohlen Phrasen, wie wir sie in neuerer Zeit zu hören gewohnt sind.

Auf dem Schlosse zu Heidelberg,

im Julius 1814,

von

Max von Schenkendorf.

Es zieht ein leises Klagen
Um dieses Hügels Rand.
Das klingt wie alte Sagen
Vom lieben deutschen Land.
Es spricht in solchen Tönen
Sich Geister-Sehnsucht aus:
Die theuren Väter sehnen
Sich nach dem alten Haus.

Wo der wilde Sturm nun sauset
Hat in seiner Majestät
König Ruprecht einst gehauset,
Den der Fürsten Kraft erhöht.
Sänger kamen hergegangen
Zu dem freien Königsmahl,
Und die goldnen Becher klangen
In dem weiten Rittersaal.

Wo die granitnen Säulen
Noch steh'n aus Carl's Pallast,
Sah man die Herrscher weilen
Bei kühler Brunnen-Rast.
Und wo zwei Engel kosen [1]),
Der Bundespforte Wacht,
Zeigt uns von sieben Rosen
Ein Kranz, was sie gedacht.

Ach! es ist in Staub gesunken,
All' der Stolz, die Herrlichkeit:
Brüder, daß ihr letzter Funken
Nicht erstirbt in dieser Zeit,
Laßt uns hier ein Bündniß stiften,
Uns're Vorzeit zu erneu'n,
Aus den Grüften, aus den Schriften
Ihre Geister zu befrei'n.

Vor allen, die gesessen
Auf Ruprechts hohem Thron
War einem zugemessen [2])
Der höchste Erdenlohn.
Wie jauchzten rings die Lande
Am Neckar jener Zeit,
Als er vom Engellande
Das Königskind gefreit.

Viel der besten Ritter kamen,
Ihrem Dienste sich zu weih'n.
Dort wo noch mit ihrem Namen
Prangt ein Thor von rothem Stein,
Ließ sie fern die Blicke schweifen
In das weite grüne Thal.
Nach den Fernen soll sie greifen
In des Herzens falscher Wahl.

Da kam wie Meereswogen,
Wie rother Feuersbrand
Ein bitt'res Weh gezogen
Zum lieben Vaterland.
Die alten Vesten bebten,
Es schwand des Glaubens Schein,
Und finstre Mächte strebten,
Die Fremden zogen ein.

Weit erschallt wie Kirchenglocken
Deutschland deine Herrlichkeit,
Und es weckt so süßes Locken
Immerdar des Welschen Neid.
Wunden mag er gerne schlagen
Dir mit frevelvoller Hand,
Wie er in der Väter Tagen
Die gepries'ne Pfalz verbrannt.

Zu lang nur hat gegolten
Die schmähliche Geduld;
Doch was wir büßen sollten,
Wie groß auch unsre Schuld, —
Sie ist rein abgewaschen
Im warmen Feindes-Blut,
Und herrlich aus den Aschen
Steigt unser altes Gut.

Lange hielten drum die Wache
Jene Ritter an dem Thurm [3]),
Ob nicht käme Tag der Rache,
Ob nicht wehte Gottes Sturm.
Jetzt erwarmen sie am Scheine
Von dem holden Freiheit-Licht,
Daß die Brust von hartem Steine
Schier in Wonn' und Liebe bricht.

So stieg nach dreißig Jahren
Elisabeth dein Sohn [4]),
Der manches Land durchfahren,
Auf seines Vaters Thron.
Er that wie Ritter pflegen,
War seines Landes Schutz,
Und bot mit seinem Degen
Dem Welschen Schimpf und Trutz.

Nimm denn auf deinem Throne,
Theurer, höchster Heldenschatz,
Angethan mit goldner Krone:
Deutschland wieder deinen Platz.
Alles will für dich erglühen,
Alte Tugend ziehet ein,
Und die deutschen Würden blühen
An dem Neckar wie am Rhein.

[1]) Ruprecht III., Römischer König 1400. Er erbaute den Theil des Schlosses, der noch seinen Namen trägt, und dessen vordere Wand sich noch bis jetzt erhalten hat, mit mehreren historischen Merkwürdigkeiten an derselben, als dem einfachen Reichsadler, dem alten pfälzischen Wappen, und vor allen mit der Verzierung über dem Haupteingang dieses Baues. Zwei Engel halten einen Kranz von sieben Rosen, in dessen Mitte sich ein aufrecht stehender Zirkel befindet.

[2]) Friedrich V., der Gemahl der Elisabeth von England, einer der schönsten, ehrgeizigsten und unglücklichsten Fürstinnen. Die besten Ritter bewarben sich um ihren Dienst; Christian von Braunschweig trug ihren Handschuh am Hut, und ließ in seine Fahnen setzen: Für Gott und Sie. Friedrich erbaute ihr zu Liebe den sogenannten englischen Bau, von dem noch wenig Trümmer vorhanden sind.

[3]) An dem viereckigen Eingangsthurm, in welchen die Brücke führt, befinden sich diese zwei Ritter; es sind zwei, etwas unförmliche Schildknappen, die trotz ihres kolossalen Gliederbaues sich ihre dicken Spieße mit sammt dem silbernen pfälzischen Wappen, welches sie zu bewachen hatten, von den Franzosen entwenden ließen.

[4]) Carl Ludwig, der Sohn Friedrichs und Elisabeths, war 33 Jahre alt, als er nach dreißigjähriger Verbannung in sein verwüstetes Vaterland zurückkehrte.

Das Neckarthal.

Die Sage vom Wolfsbrunnen.

Schon spiegelt auf des Neckars Flut
Der Mond sein wachsend Horn,
Wer wallt noch flink und wohlgemuth
Waldein zum grünen Born?

Ein Mägdlein ist's, vom Jettenbühl
Die schöne Seherin.
Getreuer Minne Machtgefühl
Ermuthigt ihren Sinn.

Allabendlich zum Waldborn kam
Ein fremder Jägersmann,
Ein Recke kühn und minnesam,
Den Jutta lieb gewann.

Oft bei des Mondes Dämmerstrahl
Hat sie der Quell belauscht,
Da ward gekost so manches Mal
Und Kuß um Kuß getauscht.

Auch heute wagt sie ihm zur Huld
Den späten Pilgergang,
Vor heißer Herzensungeduld
Deucht ihr der Pfad so lang.

Sie hat nicht Ruh, sie hat nicht Rast,
Es drängt sie mehr und mehr,
Waldvöglein sang vom Tannenast:
„O eile nicht so sehr!“

Bald naht dem Ziel ihr flinker Fuß,
Sie sieht, von Busch umzweigt,
Den Buhlen schon. „Mein Schatz bist du's?“
Er regt sich nicht und schweigt.

Da flog das Mägdlein sehnsuchtsschnell
Ihm zu — mit Ungestüm
Umfängt sie, weh! nicht ihr Gesell,
Ein lechzend Ungethüm.

Ein Wolf, der dort den Durst gestillt,
Hat gierig sie umklaut,
Vom Blut, das ihrer Brust entquillt,
Wird Busch und Moos bethaut.

Sie stöhnt und jammert. Hört kein Ohr
Ihr herzzerreißend Schrei'n?
„O Weidmann, Weidmann komm hervor,
Dein Liebchen zu befrei'n!"

Horch auf, er ist's, er eilt herbei,
Gewaltig trifft sein Streich,
Das Unthier sinkt, die Maid ist frei,
Doch leichenkalt und bleich.

Sie blickt zum letzten Mal ihn an,
Der Glück und Tod ihr gab,
„Fahr' wohl, herzlieber Jägersmann,
Mein Brautkranz fällt in's Grab."

Ihr Auge brach am Jettenbühl,
Wo lebend sie gehaust,
Da ruht die Jungfrau tief und kühl,
Von Neckarflut umbraust.

Bei Heidelberg im Pfälzerland
Begab sich solches Leid,
Und Wolfsbrunn ward der Quell genannt
Sofort von jener Zeit[1]).

[1]) „Die älteste Kunde erzählt: Einst habe die Zauberin Jetta, die auf dem Schloßhügel bei Heidelberg hauste, an einem sonnigen Tage ihre alte Kapelle verlassen, um ihren ermüdeten Geist durch einen Gang nach den Bergen zu erquicken. Das Schicksal habe ihre Schritte verhängnißvoll über die Hügel in dies Thal herabgeleitet, wo die dichteste Wildniß den moosigen Boden bedeckte. Entzückt von den rauschenden Wassern und den dunkeln Schatten umher sey sie an der Quelle hingesunken, die Glut ihrer Lippen in den kühlenden Fluten zu laben. Da habe eine hungrige Wölfin das ruhende Weib aus dem nahen Gebüsche erblickt, sey plötzlich mit ihren Jungen hervorgesprungen, und habe die Prophetin, die flehend ihre Hände um Rettung zum Himmel erhob, auf der Stelle in Stücke zerrissen. Von diesem schrecklichen Ereignisse habe die Quelle ihren heute noch dauernden Namen." (Vergl. Leger Führer. 2. Aufl. S. 87. und Leodius de Heidelbergae antiquitatibus, in ejusdem annalibus de vita et rebus gestis Friderici II. Electoris Palat. &c. Francoforti, 1624. pag. 297.) Nach vielen Schriftstellern soll diese Jetta niemand anders als die Velleda der Bructerer gewesen seyn, historisch ist dies jedoch keineswegs begründet. Aus römischen Historikern ersehen wir blos, daß Velleda gefangen nach Rom geführt worden ist; daß sie aber jemals zurückgekehrt, darüber mangeln uns alle Nachrichten. (Vergl. Tacit. Germ. 8., Tacit. Hist. IV. 61. 65. V. 22. 24., Statius silv. I, 4. 90., auch Gräter's Iduna 1816. Nro. 6.) Sehr geistreich erzählt ist das Leben der Jetta in der „Sage vom Wolfsbrunnen," ein Mährchen von Amalie von Helwig, geb. von Imhoff. Einst

beschattete eine mächtige, uralte Linde die sprudelnde Felsenquelle, in ihrem Schatten war manches Lied zu Ehren der Nympfe gedichtet, und manches liebende Paar hatte sich unter ihrem Laubdache ewige Treue geschworen; allein der Weiher wußte sich ihrer zu bemächtigen, und sie ward gefällt:

„Einsam klagt die Nympfe dieser Quelle
Um die Linde, die ihr Schatten gab,
Liebend bog sich sonst der Baum herab,
Aber leer und wüst ist nun die Stelle,
Und kein frommer Pilger steckt den Stab,
Daß er grüne an die öde Schwelle.

Nur des Berges rauhe Winde wehen,
Nicht mehr wird des Sängers Lied gehört!
Wenn die Zeit das Heilige zerstört,
Muß zugleich das Schöne mit vergehen.“

Die Hochzeitfeier

von

H. Wenzel.

Im Grafenschloß beim Kerzenschein
Steht eine schwarze Bahre,
Drin ruht ein blasses Mägdelein
Mit langem blonden Haare;
Im Antlitz zuckt ihr noch der Schmerz,
Der ihr den Tod gegeben,
Doch stille steht das arme Herz
Und ruhet aus vom Leben.

Ein mächt'ger Herzog, schön und fein,
Hat ihr die Treu versprochen,
Und hat dem armen Mägdelein
Nachher sein Wort gebrochen,
Hat ihr geraubt der Unschuld Glück,
Sie treulos dann gemieden,
Da brach der Tod den trüben Blick,
Und gab ihr seinen Frieden.

Am Sarge steht der alte Graf,
Kein Wörtlein läßt er hören,
Als fürchtet er, aus süßem Schlaf
Die Tochter aufzustören;
Doch wie er hinblickt auf den Sarg,
Denkt an ihr frühes Ende,
Da wird sein Schmerz zu tief und stark,
Als daß er Thränen fände.

Und endlich rafft der Greis sich auf,
Und rufet seine Knechte:
„Wer ist, der wohl in schnellstem Lauf
„Dem Herzog Kunde brächte?
„Der möge, daß in stiller Nacht
„Von heut nach dreien Tagen
„Mein blasses Mädchen Hochzeit macht,
„Dem stolzen Herzog sagen.

„Der lad' ihn auch fein höflich ein,
„Er mög' es nicht verschmähen,
„Mit mir und meinem Töchterlein
„Die Hochzeit zu begehen;
„Der sag ihm auch, man warte sein
„In Liebe und in Freude,
„Geschmückt sei schon mein Töchterlein
„Mit ihrem Hochzeitkleide!"

So spricht der Greis, und schnell enteilt
Ein Knecht mit flücht'gen Schritten,
Den Herzog, der zu Hause weilt,
Zur Hochzeit herzubitten.
Er tritt hinein zum stolzen Mann,
Und bringt mit kühnem Munde,
Sieht dieser gleich ihn finster an,
Die aufgetragne Kunde.

„Herr Herzog, daß in stiller Nacht
„Von heut nach dreien Tagen
„Des Grafen Tochter Hochzeit macht,
„Das hab ich euch zu sagen.
„Auch ladet er durch mich Euch ein,
„Ihr möchtet nicht verschmähen,
„Mit ihm und seinem Töchterlein
„Die Hochzeit zu begehen."

Der Herzog sieht den Boten an,
Und spricht: „„Ich werde kommen!
„„Daß sie des Leids sich abgethan,
„„Mag Eurer Herrin frommen!““
Der Diener sieht den Herzog an,
Und spricht: „So ist's geschehen,
„Daß sie des Leids sich abgethan,
„Ihr werdet selbst es sehen!“

Nach dreien Tagen in der Nacht
Glänzt hell vom Fackelscheine
Des Grafen Schloß in düstrer Pracht
Aus dunklem Eichenhaine;
Doch still ist's drinnen in dem Schloß
Mit Werken und mit Worten;
Da kömmt der Herzog, hoch zu Roß,
Und donnert an die Pforten.

Der Graf geht hin und läßt ihn ein,
Und heißt ihn ernst willkommen,
Daß er zu seinem Töchterlein
Zur Hochzeit hergekommen;
Drauf führt er ihn durch einen Gang
In abgemess'nem Schritte,
Die Trepp' hinauf, die Hall' entlang
Bis in des Hofes Mitte.

Doch still und stumm ist's überall
Bis in des Hofes Mitte;
Der hohen Wände Wiederhall
Verhöhnt die leisen Schritte;
Da tönt kein Jubel, tönt kein Klang,
Der an die Hochzeit mahne;
Der Wind nur saus't im öden Gang
Am Thurme knarrt die Fahne!

Der Herzog bleibet stehn und spricht:
„Wie soll ich dieses deuten?
„So stumm und schweigend pflegt man nicht
„Die Hochzeit zu bereiten!“ —
Der Graf spricht: „„Herzog, laßt es seyn!
„„Es darf Euch nicht erschrecken:
„„Noch schläft mein süßes Töchterlein,
„„Und Niemand will es wecken!““

Und weiter gehn sie beide stumm,
Und treten in die Halle;
Da stehn die Männer viel ringsum
In schwarzen Kleidern alle:
Sie stehen da und sprechen nicht,
Und schauen vor sich nieder;
Bleich ist und starr ihr Angesicht,
Und regungslos die Glieder.

Der Herzog bleibet stehn und spricht:
„Wie soll ich dieses deuten?
„So feiert man die Hochzeit nicht
„Mit schwarzen stillen Leuten!“
Der Graf spricht: „„Herzog, laßt es seyn!
„„Es sind die Hochzeitgäste,
„„So wollte sie mein Töchterlein
„„Bei ihrem Hochzeitfeste!““

Und wieder wird es still im Saal,
Stumm steht die blasse Runde,
Da tönt herab mit ernstem Schall
Die mitternächt'ge Stunde;
Und plötzlich klingt ein Grabgesang
Von süßen Frauenstimmen;
In Thränen muß bei diesem Klang
Wohl jedes Auge schwimmen.

Da wird dem Herzog weh und bang;
Er spricht: „Was soll dies heißen?
„Das ist kein hochzeitlicher Klang,
„Das sind des Grabes Weisen!“
Der Graf spricht: „„Herzog, laßt es seyn!
„„Gleich wird die Braut erscheinen,
„„Gar gerne hat's mein Töchterlein,
„„Wenn ihre Gäste weinen.““

Und plötzlich öffnet sich die Thür,
Und schweigend, Paar an Paare,
Tritt eine Schaar von Frau'n herfür
Mit einer schwarzen Bahre;
Drin schläft ein schwarzes Mägdelein
Mit langem, blondem Haare,
Und Fraun und Männer wechselnd streun
Ihr Blumen auf die Bahre.

Der Herzog sieht's; sein Haar, es sträubt
Sich auf, die Wangen bleichen;
Wie auch die Angst ihn drängt und treibt,
Er steht und kann nicht weichen;
Sein Auge rollt er stier und wild
Umher im düstern Kreise,
Und vor dem bleichen Engelsbild
Erstarrt sein Blut zu Eise.

Da faßt der Graf ihn bei der Hand:
„Nun, Herzog, auf zum Tanze!
„Siehst du die Braut im Brautgewand,
„In ihrem Hochzeitkranze?
„Spielt auf, ihr Leute, nun beginnt
„Der lust'ge Hochzeitreigen:
„Der Bräutgam wird mit meinem Kind
„In's kühle Brautbett steigen!“

Schon packt des Wahnsinns wilder Arm
Dem Herzog die Gedanken;
Wild tanzt um ihn der Lichter Schwarm
Und alle Wände wanken;
Er flieht hinweg mit wildem Lauf,
Es läßt ihn nirgends weilen;
Er irrt Trepp ab, er irrt Trepp auf
Umher in wildem Eilen.

Und endlich steht er auf dem Thurm
An jähen Abgrunds Rande;
In seinen Locken wühlt der Sturm,
In seiner Brust die Schande.
Und wie er drunten hört am Grab
Die letzten Sterbelieder,
Da stürzt er in die Tief' hinab
Und sinkt zerschmettert nieder [1].

[1] Ueber die Zeit, in welcher diese tragische Geschichte vorgefallen, weichen die Sagen bedeutend von einander ab. Einige verlegen sie in die Zeiten Dagoberts, der längere Zeit in Mosbach wohnte, andere in viel spätere Jahrhunderte. Nach einer mündlichen Erzählung soll es ein Graf Bruno von Laufen gewesen seyn, der im Jahre 1100 dem Kraich-, Enz- und Elsenzgaue vorstand, und seinen Wohnsitz im Schlosse auf dem Dilsberg hatte. Er war der Sohn des Grafen Arnold von Lauffen. Aus Schmerz über den Verlust seines einzigen Kindes trat er in den geistlichen Stand, übergab die

Grafschaft seinem Bruder Poppo, und stiftete zum ewigen Gedächtniß und zum Seelenheil seiner Tochter im Jahre 1122 das Kloster Odenheim bei Bruchsal.

Die Nonne zu Dallau.

„Leb' wohl du Treugeliebte:
Ich ziehe fort von hier,
Nach dem gelobten Lande,
Dort fleh ich Sühnung mir.
Wenn ich an des Erlösers Grabe
Für meine Seel' geflehet habe,
Dann kehre ich zurück zu dir."

Und fort zog er mit Eile,
In einem härnen Kleid;
Sie sah ihm nach mit Weinen
Und seufzt: „Ich arme Maid!
Was blinket ihr, o holden Sterne,
An seinem Arm sah ich euch gerne,
Doch jetzt — er ist so fern, so weit!"

An jedem Abend knie'te
Sie vor dem Mutterbild:
„Maria! schütz den Waller!
Er ist so fromm, so mild!
Er ziehet an dem Pilgerstabe
So fern, an deines Sohnes Grabe
Will beten er von Reu erfüllt."

Es sicheln sich die Monde,
Zwei Jahre wohl vergehn;
Sie schaute von dem Söller,
Und konnt' ihn nicht erspäh'n.
Sie steigt so bang und traurig nieder:
„Wann kehrest du Geliebter wieder?
Willst deine Maid du nicht mehr sehn?"

Einst in den Schlafes Armen
Maria ihr erscheint:
„Dein Ritter ist gefallen,
Der Tod hat ihn vereint
Mit Jesu, für das höh're Leben
Hat er sein Heldenblut gegeben;
Der Arme hat jetzt ausgeweint."

Und als sie drauf erwachte,
Rief sie: „Was weil ich hier
Auf dieser Erd alleine?
Nimm mich hinauf zu dir!
Hier ist's so öd', bin so verlassen,
Will ach! so gern um dich erblassen!
Hier traur' ich einsam für und für."

Im Kloster sie sich schließet
In eine Zelle ein;
Und nach drei Monden nahet
Ein Engel mild und rein:
„Laß ab, laß ab, dich so zu grämen,
Dich will der Herr jetzt zu sich nehmen,
Zu enden deine lange Pein.

Und freudig rief die Fromme:
Ich sterb', Geliebter mein!"
Sie starb und in den Himmel
Bracht sie das Engelein.
Das Kloster ist schon längst verfallen,
In dessen öden dunklen Hallen
Es uns erzählt der Leichenstein [1]).

[1]) Neben dem friedlichen Dörfchen Dallau, eine Stunde von Mosbach gelegen, erhebt sich ein mäßiger Berg, auf welchem vor Zeiten ein Frauenkloster stand. Längst schon

verfallen, würde man die Stelle, auf der es erbaut war, kaum mehr entdecken können, bezeichnete diese nicht der Name **Kapell**, den des Berges oberste Spitze noch trägt.

Mancherlei redet die Sage von diesem Frauenkloster. Weiße Gestalten sollen in der Mitternachtsstunde dort umwandeln und melodischer Gesang von der Höhe niederwallen.

Einsam stand vor nicht langer Zeit ein Häuschen in der Nähe, welches eine arme, aber fromme Frau bewohnte. Spät saß diese in einer stürmischen Winternacht noch beim Lämpchen am Rocken, als es außen am Fenster klopfte, und ihr vernehmlich rief. Eilig nahm das gute Mütterchen ihr Licht, glaubte, es sey ein Verirrter, der in der kalten unfreundlichen Nacht ein rettendes Obdach suche, und ging vor das Haus. Aber kaum war sie hinausgetreten vor die Thüre und leuchtete umher, da wichen die mürben Balken des gebrechlichen Häusleins und es stürzte zusammen. Dankbar schrieb sie die Rettung aus der augenscheinlichen Lebensgefahr der holden Unbekannten vom Berge zu.

Was vorstehende alte Romanze, welche ich nirgends als nur in diesem Dorfe öfters hörte, erzählet, deutet man dort allgemein auf jenes Kloster." „G."

(Bad. Wochenschrift 1807. Nr. 18. S. 287.)

Die in der Romanze behandelte Sage gab auch Uhland den Stoff zu einem seiner schönsten Gedichte „**die Nonne**", welches wir hier zur Vergleichung mittheilen:

1.

Im stillen Klostergarten
Eine bleiche Jungfrau ging;
Der Mond beschien sie trübe,
An ihrer Wimper hing
Die Thräne zarter Liebe.

2.

„O wohl mir, daß gestorben
Der treue Buhle mein!
Ich darf ihn wieder lieben:
Er wird ein Engel seyn,
Und Engel darf ich lieben.“

3.

Sie trat mit zagem Schritte
Wohl zum Mariabild;
Es stand im lichten Scheine,
Es sah so muttermild
Herunter auf die Reine.

4.

Sie sank zu seinen Füßen,
Sah auf mit Himmelsruh,
Bis ihre Augenlieder
Im Tode fielen zu;
Ihr Schleier wallte nieder.

Sechs Romanzen
aus
der Sage vom Minneberg [1])
von
Friedrich Ernst.

I.
Vater und Tochter.

Einsam, in dem Frau'ngemache
Minna ihre Spindel dreht,
Und die Uhr im nahen Erker
Gleichen Schrittes weiter geht;

Aber jene Uhr des Lebens
Hält mit der nicht gleichen Gang,
Minna's Herz läuft in Minuten
Stunden, zittert stundenlang.

Von dem Eidam sprach der Vater
Heute, den er sich erkohr,
Und des Kindes laute Klage
Wieder drang zu seinem Ohr.

„Denke nimmer jenes Jünglings
Ohne Namen, ohne Glück;
Willst du dir auf Trümmer betten?
Höher stellt dich dein Geschick.

„Schon in deiner Ahnen Hallen
Hängt der Schwarzenberge Schild,
Wirst du Herrin ihrer Gauen,
Ist mein letzter Wunsch erfüllt.

„Ueberragt Palastes Zinnen
Ein zerfall'nes Ritterhaus?
Schleichet nicht aus seinen Rissen
Nur der Sorge Wurm heraus?

„Ehrt man nicht des Grafen Namen
Fern und nah im ganzen Land?
Bürgt dir für des Glückes Gaben
Nicht des Mächt'gen Wort und Hand?

„Breche nicht die schönste Blüthe
Von des Stammes altem Baum,
Wache auf aus deiner Kindheit
Allzulang genährtem Traum!

„Längst ist dieser Reif geschmiedet,
Von der Mutter starren Hand
Nahm ich ihn, daß er einst knüpfe
Ihres Kindes Eheband;

„Sorge Tochter, daß dies Ringlein,
Wie es deuten soll die Treu,
An der Kette, die uns bindet,
Auch der Glieder stärkstes sey!

„Morgen sollst du offenbaren,
Ob dein Herz dich noch betrügt,
Oder ob die scheue Taube
Nach dem rechten Neste fliegt.“

„„Nicht aus Schollen keimt die Liebe,
Aus dem Herzen steigt sie auf,
Kannst du, Vater, willst du hemmen
Eines solchen Keimes Lauf?

„„Folgen kann ich keinem andern,
Kann nur lieben Edelruth,
Ihm, dem ich mein Herz verpfändet
Und was in dem Herzen ruht.

„„In die niederste der Hütten
Folg ich, reicht er seine Brust
Mir zum Kissen, nur sein Auge
Ist die Quelle meiner Lust.

„„Stolz werd' ich von jenen Trümmern —
Fröhlich blicken nach dem Thal,
Denn die Liebe steht am Heerde,
Und der Frieden theilt das Mahl.

„„Klebt am Schilde seiner Ahnen
Schande? nein, das Schicksal nur
Hat darauf zurückgelassen
Seiner wilden Launen Spur.

„„Stehet des Geschlechtes Name
Nicht auf gleichem Pergament
Mit dem unsern? ein Jahrhundert
Ihn dem andern ehrend nennt.

„„Rufe nicht der Mutter Manen!
Frieden ist in ihrem Haus,
Nenne nicht der Mutter Namen,
Sprichst du einen Andern aus.

„„Geht das Beispiel deiner Liebe
Nicht der Meinen selbst voran?
War der Frühling deines Lebens —
War dein Schmerz am Sarge Wahn?

„„Wähnst du, daß das Band der Treue
Durch den Druck des Goldes bricht?
Schwer drückt nur das Wort des Vaters,
Schwer nur des Gehorsams Pflicht.

„„Ach, als mir der Freier gönnte
Einmal nur ein glattes Wort,
War vom Hauche seines Athems
Meines Busens Strauß verdorrt!

„„Ist des Kaisers Hof an Fesseln —
Und an Reizen schon zu arm?
Oder, steht es wo geschrieben,
Daß er meiner sich erbarm'?

„„Können seiner Hände Spenden —
All' das schimmernde Geschmeid
Ueberstrahlen meine Thränen,
Stillen meines Herzens Leid?

„„Vor dem Baume meines Lebens
Einem Blitz sein Auge gleicht,
Der versengend von der Krone
Bis zur tiefsten Wurzel schleicht.

„„Vater, Vater, wirst du fordern
Meines Lebens schönsten Schmuck,
Mag das Herz, das schwache, brechen,
Morsch von deiner Flüche Druck!““

Finster blickend stand der Vater,
Schon getroffen ist die Wahl!
Also klagend ging die Tochter
Aus der Ahnen stillem Saal.

Wieder sitzt sie in der Kammer,
Dreht am Faden rasch und fest,
Bis sie plötzlich wieder sinnend
Ihre Spindel sinken läßt.

Schwirren will nicht mehr die Spindel,
Wieder stockt des Lebens Uhr,
Eine Dogge zu den Füßen
Trauert mit der Herrin nur;

Als der Faden abgerissen,
Hat die Pfote sie gereckt,
Und die Spuren heißer Thränen
Leise von der Hand geleckt.

II.

Der Abschied.

Fest umschlang zum letztenmale
Edelruth die süße Braut,
Nach des Männerauges Blitzen
Feucht und trüb das Ihre schaut.

Brust an Brust und Wang' an Wange,
Arm in Arm und Herz an Herz
Zittert's von der Jungfrau Lippen:
„Endet je des Scheidens Schmerz?"

Hoffend der Geliebte tröstet:
„„Dieser Schmerzen Gluth verglüht,
Dort auch grünet deine Myrthe,
Minna, wo mein Lorbeer blüht.""

Und die Herrin ruft der Dogge:
„Folge du, getreues Thier,
Folge seines Fußes Fährte,
Zeig' den Pfad zurück zu mir!"

Eingegraben sind die Züge
In die Brust, noch einmal füllt —
Einmal noch der Jungfrau Auge
Sich mit des Geliebten Bild:

Doch es bricht der Arme Kette,
Kaum aus weiter Ferne schallt
Noch der Hufschlag eines Rosses,
Und der Dogge Laut verhallt.

III.

Die Einsiedlerin.

Die Wälder steh'n im Bunde
Mit der verlass'nen Braut,
Der Eichen stummer Runde
Hat sie ihr Leid vertraut,
Da reißt sich, ihr zum Hause,
Die Brust ein Felsen auf,
Und in der Felsenklause
Endet der Flücht'gen Lauf.

Es will die wilde Rose
Darüber zieh'n ein Dach,
Es schwellen auf die Moose,
Zu schmücken das Gemach.
Des Epheus Ranken schlingen
Sich schnelle zum Portal,
Kein Aug' kann sie durchdringen,
Kaum noch der Sonne Strahl.

Des Waldes Blumen heben
Zum Gruß ihr Haupt empor,
Der Bäume Sänger schweben
Vertraulich über'm Thor,
Ein tröstend Lied zu singen,
Der Hoffnung ew'ges Lied,
Trost will ihr alles bringen,
Was ihre Thränen sieht.

Der Mensch allein will theilen
Nicht Trauer — nicht den Schmerz;
Wo mag der Eine weilen,
Dem schlägt das bange Herz?
Was drängt sich durch die Wälle
Des Strauchs? ein flüchtig Wild?
Gleich ist es ihm an Schnelle,
Doch ist's ein Menschenbild.

„Die Sonne sey gepriesen,
Du bist es, bist erreicht!“
Und von der Jungfrau Füßen
Die Jubelnde nicht weicht.
Sie küßt der Dornen Wunde:
„Erkenne deine Magd,
Die deiner Leiden Kunde
Nach deinem Pfad gejagt.

„Ich habe dich ereilet,
Nicht stoße mich zurück,
So, wie du einst getheilet,
So theile dein Geschick:
Ich will es mit dir tragen,
Will deine Sclavin seyn,
Könnt' ich dein Glück erjagen;
Ich holt' es sterbend ein!“

Schnell ist der Bund geschlossen,
Getheilt des Leibes Noth,
Schon ist ein Jahr verflossen,
Seit Minna bricht das Brod
Der Wurzeln und der Hütten
Mit der Zigeunerin;
Wann höret Gott die Bitten
Der frommen Klausnerin?

IV.

Hornberg.

Vor dem Pokal, der golden blitzt,
Der Ritter von dem Hornberg sitzt,
Es will der Wein nicht munden,
O wär' das Kind gefunden!

Die Tage zieh'n, die Jahre flieh'n,
Die Ruhe ist — das Kind dahin!
Der Freier ist gegangen,
Hat weiter kein Verlangen.

Von jeder Hand — von jedem Heerd
Der Suchende sein Kind begehrt,
Er läßt das Land durchjagen,
Nach seinem Kind zu fragen.

Nicht denkt er an der Felsen Dach
Und an der Schluchten Brautgemach,
Durchstreift sind alle Wege,
Die fernesten Gehege.

Die Rosse wiehern in dem Stall,
Verklungen ist der Hörner Schall,
Es rosten Speer und Sporen,
Seit er das Kind verloren.

Es blicket von des Saales Wand
Die Mutter trauernd, abgewandt,
Sonst lächelte sie milde; —
Er zittert vor dem Bilde.

V.

Das Wiedersehen.

Durch Büsche fort, durch Wälder
Die Dänen-Dogge schleicht,
Sie hetzet durch die Wälder,
Sie hat den Hirsch erreicht,
Doch langsam folgt der Jäger,
Wie laut auch ruft der Rüd,
Er folget träg und träger
Er ist des Suchens müd.

Nicht setzt er ein die Sporen,
Kaum hebt das Roß den Huf,
Es ist die Braut verloren,
Umsonst des Hornes Ruf,
Nicht schauet sich nach Spuren
Des Ritters Falke um,
Es schweigen Berg und Fluren,
Die Wälder bleiben stumm.

Da wird zum Klaggeheule
Der Dogge muth'ger Laut,
Von einer Felsensäule
Nach ihr der Ritter schaut,
Wühlt plötzlich ein die Sporen,
Jagt in die tiefe Schlucht,
Er hat, was er verloren,
Er fand, was er gesucht.

Wie mit dem reinsten Strahle
Hinab die Sonne sinkt,
So dort zum letztenmale
Ein brechend' Auge blinkt,
Noch einmal bebt vor Wonne
Die Lippe und vor Schmerz,
Hinab ist seine Sonne,
Gebrochen Minnas Herz!

VI.

Der Minneberg.

Und über'm Felsengrabe
Stieg bald ein Schloß empor,
Darin ein Mohrenknabe
Bewachte Thür und Thor.

Hell schimmerten die Zinnen
Hernieder in das Thal,
Stumm schritt, in düstrem Sinnen
Der Ritter durch den Saal.

Vorüber Jahre schlichen
Trüb, wie der Scheidetag,
Nicht ist die Nacht gewichen,
Die auf der Stirne lag,
Das Schwert blieb in der Scheide
Und an der Wand der Schild,
Das Herz bei seinem Leide,
Der Traum bei einem Bild.

Nur wenn er sah im Winde
Des Rosses Mähnen weh'n,
Riß er vom Aug die Binde,
Ließ er noch Blitze seh'n,
So stand er einst im Bügel
So finster und so stumm,
Und ließ dem Thier den Zügel,
Und kehrte nimmer um.

[1]) Diese sechs Romanzen sind einem größeren Gedichte: „Die Sage vom Minneberg des Neckarthals, ein Romanzenkranz von Fr. Ernst mit Umrissen und einer Musikbeilage von L. Hetsch, Stuttgart Ebner & Seubert," entnommen. Den

Herausgeber dieses würde es sehr freuen, wenn er durch die Mittheilung dieser wenigen Romanzen die Aufmerksamkeit eines größeren Publikums auf die liebliche Dichtung von Friedr. Ernst lenken sollte. Die Sage, welche Ernst seinen Romanzen zu Grunde gelegt, lautet im Zusammenhang, wie folgt:

Auf der Burg Hornberg, wo einst die heilige Notburga in ihrem stillen Kämmerlein zwischen der Welt und ihrem Glauben schwankte, wohnte bald nach ihr auch eine Zierde ihres Geschlechts, Minna von Horneck. Ein Graf von Schwarzenberg, reich und angesehen vor allen Rittern jener Gegend, warb um des Mägdleins Hand, und nicht vermochte Minnas Vater, einen so angesehenen Eidam auszuschlagen.

Aber Minnas Herz und Liebe gehörten längst dem Ritter Edelruth der zwar arm an Gütern, aber desto reicher an männlicher Tugend war. Einst hatte ihn ein fröhliches Turnier auf die Burg gerufen, und die Jungfrau, welche ihm den Siegespreis gereicht, hatte sein Herz gewonnen. Des Ritters Schönheit und vortreffliche Eigenschaften, verschafften ihm bald Gegenliebe. Doch der Liebe Glück war von kurzer Dauer. Denn auch in dieses einsame Thal drang der Ruf zur Eroberung des heiligen Grabes, und Ritter Edelruth säumte nicht, ihm zu folgen. Minnas Vater war dies erwünscht: er wollte den Geliebten seiner Tochter entfernen (hatte er doch bereits einem Andern ihre Hand zugesagt) und bestärkte Edelruth noch durch das gleißnerische Versprechen in seinem Vorsatze: ihm, komme er als Sieger zurück, Minna zur Gattin zu geben.

Schmerzlich war die Trennung der beiden Liebenden. Lange sieht Minna vom Söller der Burg trauernd ihrem Geliebten nach, wie er, dessen edle Gestalt inmitten der ganzen Pilgerschaar hervorragt, den Neckar abwärts schifft. — Jahre vergingen; der Thaten viele vollbrachte Edelruth, und schon

war er seines Gelübdes ledig, und nur die Ehre hielt ihn zurück, da des Kampfes noch kein Ende, als er in einer heißen Schlacht, abgeschnitten von den Seinen, in Feindes Hände gerieth. Dieser, ergrimmt ob der ausgezeichneten Kriegsthaten des Helden, welche Schaaren von Ungläubigen den Tod gebracht hatten, warf ihn in eine Höhle, einst Aufenthalt wilder Thiere. Zwei Tage verlebte er hier ohne die mindeste Nahrung, am dritten endlich erblickte er oben an der einzigen Oeffnung, welche sein Kerker hatte, ein liebliches Gesicht, und eine schöne Hand warf ihm drei Pfirsiche hinab, und eine zarte Stimme rief, indem zugleich ein Seil von oben herabgleitete: „Zwei Diener harren meines Winks, darum komm' und folge mir in jene stillen Thäler, wo wir uns ungestört der Liebe freuen können."

Aber der Ritter antwortete: „„Nur in meiner Heimath werd' ich Liebe finden; doch denkst du edel, so rette mich."" — „Nur Liebe kann dich retten," entgegnete die Stimme, „nur in meinen Armen wirst du Freiheit finden." — „„Nur wer Treue übt,"" antwortete Edelruth, „„ist wahrhaft frei; und so wahr ich ein Ritter bin, werde ich mein Gelübde nicht brechen."" Da verschwand die rettende Erscheinung, und tiefe Sehnsucht ergriff den Gefangenen nach seiner Geliebten.

Auch diese hatte unterdessen schwere Kämpfe zu bestehen, doch wankte ihre Treue gegen ihren Erkorenen nicht. Als endlich die flehendsten Bitten über ihren harten Vater Nichts vermochten, und er sie zur Vermählung mit dem Grafen von Schwarzenberg zwingen wollte, entfloh Minna aus der väterlichen Burg, von einer getreuen Zofe begleitet.

Sie bestiegen einen Nachen, und fuhren im Dunkel der Nacht den Strom hinab. Gegen Morgen kamen sie an den schroffen Abhang eines Berges, dessen Gipfel von uralten Eichen bedeckt war. Sie landeten um hier einen Zufluchtsort

zu suchen, und gaben den Nachen den Wellen Preis. Durch das dichteste Gebüsch stiegen die zarten Frauen den Felsen hinan, nicht ohne große Mühe, bis sie eine Höhle entdeckten, worin Minna, bis zur Rückkehr ihres Ritters, mit ihrer Zofe zu wohnen beschloß.

Aber siebenmal kehrte der Frühling, nur der Geliebte nicht. Da endlich brach der Jungfrau Herz in ungestillter Sehnsucht. — Die treue Zofe benetzte die Leiche ihrer Herrin mit heißen Thränen. Plötzlich vernahm sie eine Stimme hinter sich, und als sie sich umwandte, stand Ritter Edelruth in lichtem Waffenschmucke vor ihr. Er hatte seine Minna auf der Burg gesucht, und als er dort Niemanden, als den trauernden und reuigen Vater fand, so schwur er, er wolle seine Waffen nicht eher ablegen, bis er die Verlorene gefunden. Viele Tage schon hatte er den Wald durchirrt, bis ihn sein treuer Hund auf den rechten Pfad führte. Allenthalben verkündeten seines Namens Zeichen, von Minna in die Bäume eingegraben, ihm die Nähe der Geliebten. So gelangte er endlich an den Eingang der Höhle.

Auf einem Moosbette lag entseelt die Geliebte, noch im Tode schön, wie ein Engel. Ein ungeheurer Schmerz machte den Ritter beinahe selbst zur Leiche. Zur Besinnung zurückgekehrt, erfüllten seine Klagen die Wälder, und so oft er die Stelle wieder fand, wo seine Minna schon im kühlen Grabe ruhte, rannen seine Thränen heißer.

Als einst die Abendsonne freundlich den Hügel beschien, warf Edelruth, wie gestärkt von oben, sich auf seine Kniee nieder, und dankte Gott, daß er ihn hierher geführt habe, um noch einmal das Bild schauen zu können, das er so lange in seinem Herzen getragen. Und als sein Schmerz stiller geworden war, baute er zum ewigen Denkmale seiner Liebe an dieser Stätte eine Burg, und nannte sie Minneberg. In der

Felsenhöhle aber, in welcher er Minna's Grab bereitet hatte, fügte er in die Mauer des Hundes Bild, der ihn hieher geführt. —

Ob. v. P—g theilt in der bad. Wochenschrift, Jahrg. 1807. Nro. 5, pag. 73, jedoch eine andere Volkssage von der Entstehung der Minneburg mit, nämlich:

Hugo von Habern hinterließ drei Söhne; frühe wurden sie schon an ritterliche Uebungen und an die Beschwerlichkeiten der Jagd gewöhnt. In den weitausgedehnten Forsten des Odenwaldes streiften sie bis zu den freundlichen Thälern des Neckars, und verfolgten Tage lang das Gewild. Ihr Begleiter war ein Windspiel von seltner Treue; nie wich es von ihrer Seite, war immer ihr Vorläufer und leitete sie stets auf die richtige Spur. Eines Tages führte sie der kundige Wegweiser auf den Gipfel eines steilen Berges am Neckar, vor den Eingang einer düstern Höhle. Die Jäger folgten auch diesmal dem klugen Führer, der sie nie irre geleitet hatte, hinab in die Tiefe der schauerlichen Kluft, in deren Hintergrunde sie zu ihrem großen Erstaunen drei weibliche Gestalten erblickten, welche betend auf den Knieen lagen. Die Jünglinge stutzten bei dem unerwarteten Anblicke, sie wähnten drei Heilige im überirdischen Glanze geistiger Verklärung vor sich zu sehen, doch bald überzeugten sie sich, daß es Erdbewohnerinnen waren, die, vom Schicksale verfolgt, hier eine Freistätte gefunden. Sie waren entsprossen aus dem berühmten Geschlechte der Ritter von Handschuchsheim, allein mit ihrem Vater war der alte Stamm dieses Namens erloschen, ihre Besitzungen fielen dem Lehensherrn heim. Die Mutter war längst schon gestorben, und das geringe Erbe, das den drei Schwestern noch übrig blieb, hatte ihnen die Raubsucht eigennütziger Menschen entrissen. Als verlassene Waisen, ohne Schutz, flüchteten sie sich vor den Nachstellungen

arglistiger Verführer in diese einsame Klause, denn sie waren schön, und Schönheit droht nicht selten mit Gefahren. Ein alter Diener war den Jungfrauen gefolgt, und sorgte, als Einsiedler gekleidet, treulich für ihren Unterhalt: allein in der tiefsten Einsamkeit und in gänzlicher Abgeschiedenheit von den Menschen, waren ihre sanften weiblichen Gefühle nicht erstorben, und die edeln Jünglinge machten denselben Eindruck auf sie, den die Jungfrauen auf jene gemacht hatten. Das unauflösliche Band reiner Liebe schloß sich in der Folge unter ihnen, und knüpfte sich mit jedem Tage fester. Die drei Brüder erbauten auf jener Stelle eine stattliche Burg und nannten sie Minneberg. Lange lebten sie und ihre Gattinnen dort, in glücklichem Vereine; erst lange Jahre nachher verschwand auch ihr Name aus den Registern der edeln Geschlechter des Neckarthals. Zum ewigen Gedächtniß ließen die Ritter das Windspiel, welches sie zu den Einsiedlerinnen geleitet hatte, in Stein aushauen. Noch vor wenig Jahren behauptete dieses Denkmal der Erkenntlichkeit seine ehemalige Stelle auf dem hohen Portal über der Einfahrt zum Minneberg; allein unwissende Hände haben es nun entwürdigt, und an der Ziegelhütte unten im Thal bei dem Oertchen Guttenbach, über einer Stallthüre, in eine ärmliche Leimwand eingemauert.

Notburga,

von

Julius Sturm.

Wir hatten einen tollen Tag vollbracht,
Kein Wunder, wenn wir still im Kahne ruhten,
Der munter tanzte auf des Neckars Fluthen
In einer warmen, sternenhellen Nacht.
Da rief der Eine, der am Ruder stand:
„Mir ist schon lang, als führ' ich stumme Leichen,
Verharrt ihr länger noch in eurem Schweigen,
Entsinkt das Ruder meiner matten Hand;
Auch mich umkreist der Schlaf mit seinen Schwingen,
Ihn zu verscheuchen, laßt ein Lied uns singen.
Auf! gaudeamus, du hier singst es vor,
Wir andern aber fallen ein im Chor."
Und gaudeamus hub der an zu singen,
Doch konnt' er's bis zum igitur nur bringen,
Auch war es gut, das gaudeamus klang
So schleichend, traurig, wie ein Grabgesang.
„Was anders denn! Weiß keiner eine Mähr?
Das wär' gerade jetzt die rechte Stunde
Für eine alte, sagenhafte Kunde;
Viel alte Burgen liegen um uns her,
Unähnlich nicht verwittertem Gebein
Beleuchtet geisterhaft vom Mondenschein.

Du bist ja so ein halber Bücherwurm,
Hast aufgehäuft daheim an deinen Wänden
So manchen Stoß von staub'gen Pergamenten,
Läufst stundenweit nach einem alten Thurm,
Erzähl'! ermuntre dich von deinen Träumen,
Siehst du mit Silber dort den Mond umsäumen
Die Trümmer auf dem Hornberg; ohne Frage
Kennst du von jenem Berg manch schöne Sage;
Es muß sich gut auf alte Kunden lauschen
In Mondscheinnacht, wenn leis die Wellen rauschen.

Du meinst, ich träume? nein, ich sah so eben
Notburga's Geist den alten Thurm umschweben
Und will auch gerne, ohne lang zu wählen,
Die Sage von Notburgen euch erzählen [1]).
Nicht immer war's, wie jetzt so still dort oben,
Einst hielt der Kaiser dort ein Festgelag,
Da füllte dieses Thal ein wildes Toben,
Da ward die dunkle Nacht zum lichten Tag,
Da flammten Kerzen leuchtend durch die Nacht,
Da tönten Geigen droben in dem Saal,
Voll goldnen Weines kreiste der Pokal,
Da ward getanzt, geplaudert und gelacht.
Nur Eine war entfloh'n dem wilden Toben,
Und saß allein im stillen Kämmerlein,
Und schaute traurig nach den Sternen droben,
Notburga war's, des Kaisers Töchterlein.

An ihren Ottwin hatte sie gedacht,
Und seufzte leise in die stumme Nacht:
„O! wie beneid' ich euch ihr goldnen Sterne;
Von eurer Warte blickt ihr in die Ferne,
Könnt' über Berge, Thäler, Meere schaun,
Blickt in des Nordens, in des Südens Au'n.
O Sternlein! gebt mir vom Geliebten Kunde,
Träuft Balsam mir in meines Herzens Wunde.
Was blickt so traurig ihr, so trüb herab?
Was ihr erschaut, ihr wollt es mir nicht sagen,
Ihr wähnt, ich könne nicht die Kunde tragen,
Ihr saht gewiß in fernem Land sein Grab?
Fiel er im Kampf?" Die Sternlein droben schweigen,
Doch wie bejahend sie die Häupter neigen.

Und lauter tönt es drüben in dem Saal,
Und wild und wilder tönen dort die Geigen,
Und immer toller schwinget sich der Reigen,
Und schneller immer kreiset der Pokal.
Des Kaisers Blick durchfliegt die bunten Reih'n,
Er sucht nach seinem holden Töchterlein.
Und wie er unter all den schönen Frauen
Das Kind, das ihm so lieb, nicht kann erschauen,
Verläßt er schnell des Saales hellen Schimmer,
Und wandelt sinnend nach der Tochter Zimmer.
„„Was weinst und klagst du doch mein Töchterlein?
Komm, trockne dir vom Auge deine Thränen,

Nicht länger sollst du dich verlassen wähnen,
Nicht länger sollst du mir so einsam seyn.
Schon lange sah ich dich, ein scheues Reh,
Vor Menschen in die Einsamkeit entweichen,
Schon lange sah ich deine Wangen bleichen
Hab' oft gelauschet deinen leisen Klagen,
Und sah schon lange ein verborgnes Weh
An meines Kindes zartem Leben nagen.
Doch sah ich's ohne Angst und ohne Bangen,
Des Vaters Auge las in deinem Herzen,
Daß erster Liebe ungestillt Verlangen
Der Quell sey deiner Klagen, deiner Schmerzen.
O! weine nicht! komm, laß dein Arzt mich seyn,
Nicht länger klagst du einsam und allein,
Es soll, eh' noch drei Tage sind vergangen,
Fürst Samo [1]) seine holde Braut umfangen,
Ei, wie so purpurn deine Wangen glühn,
Wo Lilien standen, Rosen lieblich blühn!
Noch einen Kuß! Gut' Nacht, mein süßes Leben,
Nun schließe deine müden Augen zu,
Und flieht dein Lager heut des Schlummers Ruh,
Wird dich dafür ein lichter Traum umschweben."

„Ein lichter Traum! o brich, du armes Herz,
Ich weiß ein enges — weiß ein kühles Haus,
Da schlafe, träume deinen Kummer aus,
Es kühlt die Erde deinen heißen Schmerz.

Ein lichter Traum? in mir ist's finstre Nacht,
O Herr! beschütze mich mit deiner Macht.
Ich eines Andern Braut? Nein, Ottwin, nein!
Dein will ich lebend, dein im Tode seyn.
Doch wo die Rettung? ach wohin, wohin
Soll ich vor meines Vaters Zorne fliehn?
Er zwinget mich mit seiner mächt'gen Hand,
Und wär es sterbend, in das Brautgewand."

So klagt Notburga weinend in die Nacht.
Da flüstert's unterm Fenster heimlich sacht:
„Notburga, wollt ihr euch mir anvertrauen,
So will ich euch die Hand zur Rettung bieten;
Ich kann nicht länger eure Leiden schauen,
Sie rauben meiner Seele Ruh' und Frieden.
Ich hab euch oft auf diesem Arm getragen,
Auf meinem Knie gewiegt, in frühern Tagen;
Ich fürchte nicht den Kerker, nicht die Ketten,
Kann ich von eurem Kummer euch erretten.
Die Nacht ist günstig, leicht könnt ihr entfliehn,
Ich führe sicher durch den Wald euch hin,
Zu einem Klausner, der, ein frommer Mann,
Gewiß euch guten Rath ertheilen kann."

Und wie dem Diener kaum das Wort entflohn,
So eilt mit flücht'gem Schritt hernieder schon
Notburga und verläßt des Vaters Haus,
Flieht mit dem Diener in die Nacht hinaus.

Sie wandern durch die Nacht in trübem Schweigen;
Da ruft Notburga, plötzlich aufgeschreckt:
„Horch! hörst du, wie es rasselt in den Zweigen?
S'ist eines Rosses Huf, wir sind entdeckt.
Jetzt rauscht es näher schon, sie nah'n, sie nah'n,
Es ist um mich, es ist um dich gethan!
Jetzt, Jetzt!" — sie können sich nicht mehr verstecken,
Notburga hänget weinend an dem Greise,
Dem auch die Kniee brechen fast vor Schrecken;
Ein Augenblick — da bricht der Hirsch, der weiße,
Den Ottwin einst im Walde jung gefangen,
Durch das Gesträuch mit seinen zack'gen Stangen,
Und schmiegt sich traulich an die Herrin an,
Und schaut sie freundlich an mit hellen Blicken,
Und leckt die Hand ihr, bietet ihr den Rücken,
Und Burga, wie sie früher oft gethan,
Schwingt auf den Hirsch sich, — kaum fühlt der die Last,
Die süße, fliegt er fort in freud'ger Hast,
Und vor dem Blick des Alten sind gar bald
Verschwunden beide in dem dunklen Wald;
Der wandelt sinnend nach dem Schloß allein,
Schleicht unbemerkt sich in sein Kämmerlein. —

Ha! welch' ein tolles, welch' ein wildes Toben,
Da kaum am Himmel sich die Sonn' erhoben!
Das ruft, das rennt, das jaget durch das Schloß
In banger Eil, mit angsterfüllten Mienen,

Was trieb sie aus des Schlafes weichem Schooß
So frühe, wo der Morgen kaum erschienen?
„Die Rosse vor!“ Auf sitzt die Schaar der Ritter
Der Kaiser selber an dem Zuge vorn,
Stößt mächtig jetzo in sein goldnes Horn,
Da braust's davon, wie Sturmesungewitter.
Was ist's? was gibt's? Woher des Kaisers Grimm,
Wohin so früh mit solchem Ungestüm?“
Notburga fehlt, ihr Bett steht unberührt,
So eben brachte man dem Herrn die Kunde,
Und Niemand weiß noch bis zu dieser Stunde,
Ob sie verirrt, entflohen, ob entführt. —
Wie? Niemand? fragt nur dort den Alten,
Von dem könnt ihr die Antwort leicht erhalten.
Denn ehe heute noch der Morgen graute,
Da klopfte leise es an seine Fenster,
Er fuhr empor, er dachte an Gespenster,
Doch als er, sich ermunternd, näher schaute,
Da war's der weiße Hirsch, der draußen stand.
„O könnt'st du sprechen, hättest du Verstand!
Dann würdest du, dann müßtest du mir sagen,
Wohin Notburga gestern du getragen.
Doch sieh! was hängt an deinem zack'gen Horn?
Ein grünes Blatt? — Der Hirsch reicht es dem Alten,
Der legt behutsam es aus seinen Falten,
Und lies't gekritzelt drauf mit einem Dorn:

„Notburga grüßt, laß fahren alle Sorgen,
Der Herr hat mich durch seine Macht geborgen.“
Auf jubelte der Alte, und er bot
Zum Lohn dem treuen Hirsch ein Stücklein Brod,
Der frißt nicht, doch er neiget sein Gehörne,
Der Alte steckt das Brod ihm an's Geweih,
Und als ob dies der Zweck gewesen sey,
Fliegt lustig nun der Hirsch fort in die Ferne;
Und jeden Morgen kehret er zurück,
Bringt einen Gruß und trägt ein Brod zurück.
Der Kaiser aber suchte durch das Land,
Und als er seine Tochter nirgends fand,
Zog trauernd er im Schlosse wieder ein
Und überließ sich ganz der finstern Pein.
Einst als er früh schon an dem Fenster stand,
Sehnsüchtig schauend in das weite Land,
Sah er den Hirsch anklopfen an die Scheiben,
Sah, wie durch's Fenster seines Dieners Hand
Dem Hirsch ein Bündel an's Gehörne band; —
Und staunend über dies seltsame Treiben,
Eilt er hinab, tritt schnell den Diener an,
Scharf fragend, was er eben jetzt gethan?
Da galt kein langes Zögern, half kein Lügen,
Zu deutlich las der Kaiser in den Zügen
Des Alten Furcht, und zitternd muß gestehn
Der Diener, was er lieber wohl verschwiegen.

Und kaum vernahm der Kaiser, was gescheh'n,
Tönt wieder laut sein Horn durch's ganze Schloß;
In Eile strömt herbei der Diener Troß,
Der Kaiser schwingt sich auf sein bestes Roß,
Jagt nach dem Hirsch, tief in den Wald hinein,
Die Knappen folgen jagend hinterdrein,
Das hetzt, das schreit so toll, als ob es wär
Der wilde Fürst mit seinem wilden Heer.
Jetzt fliegt der weiße Hirsch den Berg hinab,
Jetzt stürzt er in des Neckars Fluth hinein,
Der Kaiser folgt, er läßt vom Hirsch nicht ab,
Stürzt in die Fluth und sollt' sein Tod es seyn.
Es schwimmt das Roß, es trägt ihn an den Strand,
Und weiter fort geht es in toller Flucht
Dem Hirsche nach, der plötzlich stille stand
An einer wild umwachs'nen Felsenschlucht.
Der Kaiser hält sein Roß, er späh't von ferne,
Sieht, wie der Hirsch zur Schlucht neigt sein Gehörne,
Und sieht, wie eine lilienweiße Hand
Das Bündel vom Geweih des Hirsches band.
Und plötzlich ist verschwunden all sein Harm,
Denn er erkennt Notburga's Lilienarm,
Er springt vom Roß und hat in freud'ger Hast
Schon seines Kindes zarten Arm erfaßt,
Und fleht und bittet, Thränen in dem Blicke:
„O tritt heraus, o tritt heraus geschwind,

Komm an mein Herz, sey wieder ganz mein Kind,
Und kehre wieder zu der Burg zurücke."
Doch Burga spricht: „Es hat der Herr genommen,
Was mir das Liebste auf der weiten Welt;
Nacht ist um mich, die Sonne ist verglommen,
Die mir das Leben freundlich einst erhellt;
Hier nur allein noch finde ich den Frieden,
Den das Geräusch der Welt mir nicht kann bieten;
Ich scheide nicht aus meiner Einsamkeit,
Mein Leben ist allein dem Herrn geweiht."

Der Kaiser fleht, umsonst, Notburga schweigt,
Sie kehrt nach Hause nimmermehr zurücke,
Der Kaiser fleht noch einmal, endlich steigt
In seinem Herzen auf der alte Grimm,
Er faßt den Arm mit raschem Ungestüm:
„Du mußt! du mußt!" ruft er in wilder Hast,
Er reißt am Arm, Notburga hält umfaßt
Das Kreuz, das in der Höhle sie errichtet,
Mit ihrem linken Arm, und zornentbrannt
Zieht jetzt der Kaiser — plötzlich wie vernichtet
Steht er, den blut'gen Stumpf in seiner Hand.
Da fasset ihn ein namenloses Bangen,
Es hält der Wahnsinn seinen Geist gefangen,
Aus seinen Augen leuchtet wilde Gluth,
Und jetzt, als jagte hinter ihm die Hölle,

Flieht er entsetzt in Eile von der Stelle,
Wo seine Tochter liegt in ihrem Blut. —
Doch sieh! wie sich im Gras so emsig regt
Ein muntres Schlänglein, glänzend, glatt und bunt,
Das nach der Höhle flüchtig sich bewegt,
Mit einem seltnen Kraute in dem Mund;
Es hat der Herr Notburga's Noth geschaut,
Und weil er fromm und treu die Maid erfunden,
So schickt er ihr dies selt'ne Wunderkraut;
Und kaum berührt damit Notburga's Wunden
Die Schlang, alsbald hört auf zu fließen
Das Blut, muß sich die Wunde heilend schließen.
Bald wurde unterm Volke dies bekannt,
Und Wunder! Wunder! tönt es durch das Land,
Notburga ward als Heilige erkannt,
Und aus der Näh' und Ferne zog man hin
Zur frommen, gottergebnen Dulderin.
Zur Zeit jedoch, wo sich die Blätter färben,
Wo früh der Reif auf fahlen Halmen blinkt,
Zur Zeit, wo die Natur in Schlummer sinkt,
Fühlt auch Notburga nahe sich dem Sterben.
Da öffnet sich des Himmels goldnes Thor,
Und lichte Englein schweben draus hervor,
Und schwingen leicht ihr rosiges Gefieder,
Und senken still sich auf die Erde nieder,

Und tragen aus der Höhle [3]) nächt'gem Graus
Notburgen in das Freie sanft hinaus.

Im Westen glühet noch ein Sonnenstrahl,
Notburga grüßt die Welt zum letzten Mal;
Es tönet aus der Höh herab ein Gruß,
Notburga ruft: „Wir seh'n uns droben wieder!"
Der Todesengel neigt sich auf sie nieder
Haucht auf die Stirn ihr einen leisen Kuß.

„Seht ihr das Kirchlein dort im Mondenschein?
Dort ist ein Grab, und auf dem Grab ein Stein,
Und auf dem Steine könnt ihr eingehauen
Noch heut das Bild der frommen Jungfrau schauen.
Seht ihr's?" — Sie fuhren aus dem Schlaf empor:
„„Was?"" — „„Wo?"" so riefen sie im wirren Chor;
„Nun dort die Kirche!" — murrend streckten wieder
Sie in dem Kahne sich zum Schlummer nieder.
Ich aber trat an's Steuer und entwand
Es ohne Müh' des Schläfers matter Hand,
Und leitete, indeß die Andern ruhten,
Das Schifflein sicher durch die hellen Fluthen [5]).

[1]) Der Sage nach war Notburga die Tochter des Frankenkönigs Dagobert, welcher im 7. Jahrhundert auf dem Hornberg verweilte.

[2]) Samo war Fürst der slavischen Wenden, mit denen Dagobert mehrmals in Kriege verwickelt war. Als Preis des Friedens verlangte er Notburga zur Gemahlin, welche ihm von Dagobert, wider ihren Willen, zugesagt wurde.

*) Die Höhle, in welcher Notburga lange Zeit sich aufhielt, und wo sie das Volk zum Christenthum bekehrte und es mit dem Ackerbau und der Weinpflanzung bekannt machte, heißt noch auf den heutigen Tag die Jungfrau-Höhle. Wenn man den Namen der Heiligen gegen die Höhle ruft, so wiederholt das Echo leise und schwermüthig diesen Namen.

*) Beim Eintritt in die Kirche zu Hochhausen erblickt man linker Hand das uralte Grabmal. Die heil. Notburga, die Königskrone auf dem Haupte, liegt auf einem erhöhten Steine. Als Wahrzeichen fehlt ihr der linke Arm; in der rechten Hand hält sie eine Schlange, in deren Munde sich das heilende Kraut befindet. Der Hochaltar enthält bildliche Darstellungen aus der Geschichte der Notburga, die theilweise leider verwischt sind. Bischof Reinhardt von Worms ließ im Jahre 1517 in Beisein vieler seiner Domherren und des Probstes von Wimpfen das Grab der Heiligen eröffnen. Er nahm von ihrem Körper, der sich noch unversehrt vorgefunden haben soll, eine Reliquie, nämlich ihren Arm mit sich nach Worms, von wo er später nach Weissenburg kam.

*) Die Legende von der Notburga, deren Grundzug in dem Siege des Christenthums über das Heidenthum besteht, findet sich mit kleinen Variationen vielfach verbreitet. Grimm, Jäger und Kaufmann erzählen sie in ihren Führern durch das Neckarthal mit unbedeutenden Veränderungen den deutschen Sagen der Gebrüder Grimm nach. Langbein, Millinger und ebenso v. Keller (Notburga, eine Legende in sechs Gesängen von v. Keller. Mannheim 1823) brachten sie in ein poetisches Gewand.

Eine alte Urkunde, die wir hier im Auszuge mittheilen, enthält über diese Sage folgende interessante Notizen:

„Wann der Chreichgauische Adel vnd also auch die von Gemmingen zur Christlichen Religion von dem Heidenthum bekehrt worden, kann ich jzmahls so Eigentlich nicht wissen.

Es braucht mehr Nachforschens, Weil aber Clodoveus Magnus der Franken König, welcher Anno Christi 499 oder 500 ohngefehrt, diese Lande mit dem Schwerdt wieder die Alamanier Erobert vnd auff seine Nachkommen Gebracht, durch Antrieb seines Gemalß den Christlichen Glauben Angenommen, von St. Martin getaufft worden, vnd solchen aller Orthen in seinen König Reichen außgebreitet hat, also daß Einhundert jahren darnach, Namlich vmb das jahr Christi 600, wenig Heiden mehr in gantz Alemania oder dem Schwebischen Chreiß gefunden sondern dem Christenthum fast gar eingewurzelt daß Heidenthum aber Extirbiret worden, besiehe Crusium jn annalib. suevie part. I. bis 8. pag. 213. so halte ich dafür es habe sich damahlen auch der Adel auff dem Craichgau sambt jhren Vnderthanen weisen vnd in Christlicher Religion jnformiren lassen gestalten Ein Gericht durch das gantze Landt gehet, es habe König Dagobert Magnus vorgemeldten Königs Clodovei Uhr Uhr Enkel oder Apnepos, welcher vmb das Jahr Christi 631 angefangen zu Regiren, eine Dochter gehabt Nahmens Noburg, welcher aus Andacht das Einsiedler oder Eremitten Leben dergestallt beliebt, daß sie sich in eine Höhlin hart am Neccar auf Chraichgauischer Seidten, jn Hochheißemer Gemarkhung, gegen meiner des Authors dieses Buchs Markung über, begeben, Gestalt daß Loch noch diese Zeit jn einem Felsen gewiesen würdt v beriembt ist deroselben habe ein zamer Hirsch täglich von des Königs Tisch von Mosbach auß Speis gebracht, vnd als der König ihr Hr Vatter Erfahren wo sie sich aufgehalten, seye er selber zu jhr kommen sie mit Gewalt bey dem Arm auß dem Loch ziehen wollen darüber sie durch ein sonderlich Miracul denselben Arm hat fahren lassen, vnd also jn der Höhlin blieben, biß Nach jhrem Todt sie zu Hochhaußen jn die Kürken Königlich begraben worden, da daz Grab mit einem schönen Stein vnd Königlicher Cron heutiges Tags zu sehen, darzu auch Etwann eine grose Wallfahrt gewesen.

Diese Begebenheit findet sich bestätigt durch ein dem Verfasser vorstehender Chronik „von dem Hornecker von Hornberg zu Hochhausen Communicirtes Document", welches die Geschichte der Notburga fast gleichlautend erzählt, und dann mit folgenden Worten schließt: „Derselbige (Eberhard Hornecker) hat Eben jahrs zuvor Nehmlich A. 1516 mit meines aldt Vatterſ Eberhardt von Gemmingen zu Burg Schwester hochzeit gehalten gehabt wie der vorhandene Heurathsbrief Noch ausweiset, vnd dieses ist die Chreichgauische Heyligin von welcher Etwann vor Luthery Reformation die Arme Leuth dieser Landtzart viel gehalten vnd sich eingebilt haben, sie können jn dem Sommer alle Morgen wann ein Thau liege, jn meinem Acker allhier gegen Eltz gelegen den pfadt Noch spiren, welcher dieser Hirsch wann er die Speiß von des Königs Tisch von Mospach aus zu diesem Loch der Noburgen gebracht vnd gemacht, von da er durch den Neccar geschwommen."

Kloster Himmelreich.

Erste Legende

von

A. Kopisch.

„Nimm an den Ring, ihn trug mein Schwesterlein,
Eh' zu dem See sie ging im Hertha-Hain,
Wo sie der Göttin Opfer mußte seyn!" —

Friedhilde sank zurück, wie lichter Schnee;
Der Jungfrau Mutter aber sprach: „„O weh!
Ihr seyd kein Christ, ihr opfert in dem See?!““

„Viel edle Frau, Herr Siegbert, sei mir mild;
Bin ich kein Christ, doch trag ich Speer und Schild,
Und herzlich lieb' ich eure Friedehild!“ —

Held Siegbert sprach: „„Geh Griso werd' ein Christ,
Schwör ab den Götzenfrohn, in dem du bist:
Dann wird Friedhilde dein, in kurzer Frist!““ —

Der Jüngling geht und — kehret nimmermehr!
Friedhilde weint: es stirbt ihr Vater hehr,
Die Mutter auch, da weinet sie noch mehr! —

„Will Gott mich einsam, will ich einsam seyn!
Ade, ade, du Burg auf hohem Stein,
Im Walde bau ich mir die Wohnung mein!“

Nun überwölbten Eichen ihr Gemach,
Die harten Felsen sangen all' ihr nach,
Wenn sie am Kreuz davor, laut betend sprach.

Mild ward ihr Schmerz allda in wenig Zeit:
Vom Kreuz herab troff Himmelssüßigkeit
Und Frieden kam und nahm ihr alles Leid.

Auch auf den Wald kam Frieden weit und breit:
Da that kein Thier dem andern was zu Leid,
Und Ur und Bär stand vor ihr, wie gefeit.

Und Singevöglein bauten Nester hier
Und Hirsch und Reh und allerlei Gethier,
Das schüchtern ist, fand Ruh in dem Revier.

Und brach sie einen grünen Zweig, so kam
Das All' heran und Jedes aß und nahm,
Sie heilete sie auch, — war Eines lahm.

Was sie gepflanzt trug reichlich überall:
Grub sie im Gärtlein, flog die Nachtigall
Ihr auf das Haupt und sang mit süßem Schall.

Trat sie im rothen Morgenlicht hervor,
Sang jedes Vöglein mit ihr Morgenchor:
Am höchsten stieg der Lerche Lied empor!

Von Blum und Blüthe duftete der Hain
Und Bienenschwärme flogen aus und ein,
Durch ihre Zell und bauten Waben drein.

So lebte sie allda in Einsamkeit:
Da kam einst um die Abendglockenzeit,
Ein Engel, und sie war zum Tod bereit.

Der betete mit ihr, und als sie schwieg,
Sank hin der Leib und ihre Seele stieg
Empor zum Himmel, aus der Erde Krieg.

Da kam rings jedes Vögelein heran
Und hing die Flüglein, als der Himmelsmann
Ihr stilles Grab zu graben nun begann.

Da kamen Hirsch' herzu und Elenn' auch
Mit ihren Schaufeln, aus dem grünen Strauch,
Und gruben mit allda, nach Menschenbrauch.

Und als sie in der Ruhestätte war,
Trug jeglich Thier ein grünes Zweiglein dar,
Die Vöglein aber Blumen in ihr Haar.

Der Engel legte nun den Stein hinauf,
Und schrieb sodann der Frommen Lebenslauf
Mit wunderbarer Himmelsschrift darauf.

Einst jagte Griso einen Hirsch zu Wald,
Der machte bei Friedhildens Grabe Halt,
Des Helden Speer verlor da die Gewalt!

Denn als er mächtig ihn erhub, und da
Die wunderbare Schrift am Grabe sah:
War ihm Friedhildens Friedenszauber nah.

Und schuf ihn um, den Kühnen, daß er gleich
Abschwur die Götzen, fromm und mild und weich,
Er baut' ein Kloster da: das Himmelreich.

Thät Buße drinn und schor sein blondes Haar,
Und lebt' im Himmelreiche manch ein Jahr,
Bis dann sein Ende wie Friedhildens war [1]).

[1]) Der Dichter läßt — mit poetischer Lizenz — den Griso gleich nach seiner Taufe das Kloster bauen; die Sage erzählt hingegen, daß Griso, nachdem er getauft, und den christlichen Namen Lukas angenommen, eine Einsiedlerhütte neben dem Grabe seiner Geliebten errichtet, darin er Gott diente, verirrte Wanderer mit Speise und Trank labte und sie wieder auf den rechten Weg führte. Zahlreiche Wallfahrer zogen zu der Zelle des heil. Mannes, der weit und breit seines gottseligen Wandels wegen berühmt geworden war. Nachdem ihn ein Engel Gottes von dieser Welt genommen, ward an der Stelle, wo seine Einsiedlerhütte gestanden, zum Andenken an seine wunderbare Bekehrung eine Kapelle erbaut und dem heil. Michael geweiht. Ausführlicher erzählt dieses die folgende schöne Legende von Krummacher. Beide Legenden ergänzen sich; während Kopisch den Tod Friedhildens zum Gegenstand seiner Dichtung macht, behandelt Krummacher den nicht weniger schönen Tod Griso's und bringt damit die Sage vom Michaelsberg — die lieblichste des Neckarthals zum Abschluß.

Zweite Legende [1].

von

F. W. Krummacher.

In jener gold'nen, sonnenlichten Zeit,
Wo noch die Eng'lein freundlich uns umschwebten,
Nur Liebesklänge durch die Fluren bebten,
Wo sternenhell, in stiller Einsamkeit,
Die Tugend groß und hehr im Herzen blühte,
Und Gottes Geist die Menschenwelt durchglühte —
Schon sind viel hundert Jahre hingefloh'n —
Da lebte an bekränzten Moosaltären,
Den eingebornen Gottessohn,
Den Menschenheiland, brünstig zu verehren,
Der heil'ge Lukas. Buchenzweige woben
Zum Gotteshaus ihr schattig Blüthendach.
Fern' hörte man des Neckars Welle toben,
Und zu dem lauten Wogenschlag
Scholl mächtig, mit dem Hall der gold'nen Saiten,
Des Sängers Lied, wie heilig Glockenläuten.

Durch's ganze Land erschallt die süße Kunde,
Und wo ein Herz im wilden Drang zerbrach,
Wo eine Brust dem Zweifelsturm erlag,
Und keine Heilung ward der grausen Wunde,
Da stürmte man zu Lukas stiller Hütte.
Mit seinen Worten schwebte Himmelsruh'

Und Friede den zerriss'nen Seelen zu;
Und fröhlich wallte aus des Haines Mitte,
Was traurig und beladen war. —
So wogte man von Jahr zu Jahr,
Und Tausenden entglomm durch ihn aus schwarzer Nacht
Der Hoffnung süßes Licht in Sonnenpracht.
Schon wehen Silberlocken um sein Haupt,
Die Wange bleicht, die matten Schritte wanken,
Der Winter naht, die Eiche steht entlaubt,
Schon fühlt er mehr und mehr den siechen Leib erkranken,
Es sinnt der helle Geist in stiller Freudigkeit
Grab, Tod und Ewigkeit — erhabene Gedanken.
Der Morgen flammt aus duft'gem Nebelschleier
In königlicher Herrlichkeit hervor.
Ein heilig Lied steigt zum Azur empor,
Und ernster rauscht die Gott geweihte Leier
Und immer lichter glüht der heil'ge Funken
Der Andacht in des frommen Greises Brust;
Er kniet am Moosaltar, sich selber kaum bewußt,
In Gottes Lieb' und Ehrfurcht hingesunken.
Da rauscht's im Haine wunderbar,
Wie wenn sich Geister in den Aesten wiegen;
Der sel'ge Traum entflog, die Saiten schwiegen —
Ein bleicher Waller trat vor den Altar,
In dürftigem Gewand, gelehnt am Wanderstabe,
Und bat um eine milde Gabe.

„Gott segne dich!“ Mit diesem süßen Wort
Führt Lukas zu der stillen Buchenhütte
An seiner Hand den armen Pilger fort;
Denn kaum noch trugen ihn die matten Schritte.
Er trocknet sein Gewand, und beut
Ihm süße Labung dar für die erstarrten Glieder.
Und als er ihm ein Bett von weichem Moos gestreut,
Da schließen sich die müden Augenlieder.
Ein heller Glanz umweht, wie mildes Sternenlicht,
Des Pilgrims bleich gehärmtes Angesicht. —
Und Lukas eilt mit leisem Schritte
In's stille Kämmerchen hinein,
Und fleht in liebevoller Bitte:
„Erlöse ihn von seiner Pein,
Und wolle Trost und Frieden ihm verleih'n!“
Er spricht's und fleht um Gottes Segen.
Da fliegt in hehrer Lichtgestalt
Der Pilger freundlich ihm entgegen,
Ein schneeiges Gewand umwallt
Den hohen Leib, und wunderbar
Erglänzt das lichte Augenpaar.
„Erhört ist dein Gebet!“ ruft ihm der Engel zu,
„Auf, gehe freudig ein in Gottes ew'gen Frieden,
In's Reich der Lieb' und süßen Himmelsruh'!
Du hast getröstet und geliebt hienieden,
Drum sei in's ew'ge Liebesland beschieden!“

Er sprach's, und wundersüße Harmonien
Erschollen himmlisch in den Buchenzweigen;
Der Greis will sich zur Erde niederbeugen,
Will bebend vor dem heil'gen Engel knien;
Der Jüngling richtet freundlich ihn empor,
Und küßt ihm die verklärten Blicke;
Die sieche Hülle bleibt im stillen Thal zurücke;
Es öffnet sich das gold'ne Sternenthor,
Der Greis entschwebt, dem schönen Jüngling gleich,
In's Paradies empor, in's lichte Himmelreich.
Ein grüner Hügel birgt die morsche Hülle,
Und aus des Haines heil'ger Stille
Hallt noch manch' brünstig Fleh'n empor.
Denn wo dereinst das helle Hüttchen stand,
Strahlt jetzt ein Kirchlein, Himmelreich genannt.
Hörst du der frommen Pilger Chor?
„Herr!“ fleht die Schaar, „sieh', deine Waller nahen,
Sieh', Vater! gnädiglich auf uns herab;
Birg unsern Leib in's kühle Grab,
Heb' unsern Geist empor, dein selig Reich zu fahen!“

[1]) Siehe die Anmerkung zu der vorigen Legende.

Der Graf von Zimmern.

Dort oben, wo von Wald umgraut,
Die alte Burg hernieder schaut,
Wohnt einst ein Wildgraf rauh und kühn,
Den wilden Zimm'rer hieß man ihn.

Der Jagden blut'ges Würgespiel,
Dem jungen Waidmann nur gefiel
Und wenn vom Schloß sein Horn erklang,
War's Thieren d'raus und Menschen bang.

Des Armen Feld, der Wittwen Gut
Blieb nicht verschont von seiner Wuth.
Es stieg, verhöhnt von seinem Spott,
Manch schwerer Seufzer auf zu Gott.

Einst zog er in des Morgens Grau
Zur Jagd hinaus in Strombergs Gau,
Da stellt ein Hirsch, schneeweiß von Haar,
Von fern sich seinem Auge dar.

Und kaum, daß ihn der Graf erblickt,
Stürzt er, — den blanken Stahl gezückt, —
Ihm nach durch Feld, durch Sumpf und Dorn,
Ihn trieb die Wuth, sein Roß der Sporn.

Sieh da! in dunkler Wälder Nacht
Ein altes Schloß in goth'scher Pracht,
Von hohen Warten rings umschirmt,
Vor ihm hoch in die Luft sich thürmt.

Es öffnet knarrend sich das Thor
Von Eisen und es tritt hervor
Mit ernstem Schritt ein alter Mann
Und blickt aus hohlem Aug ihn an.

Ein Bart in krausen Wellen goß
Hinab sich in des Greisen Schooß,
Ein zottig Bärenfell umhüllt
Die Lenden schaurig ihm und wild.

Auf! brummt er, durch die Eisenthür,
Verwegner Waidmann! folge mir,
Und bebend folgt des Geistes Macht
Der Graf nun in den dunklen Schacht.

Durch langer Gänge nächtlich Grau'n
Führt ihn der Greis; Gesichter schau'n
  Ihn grinsend an im bleichen Licht,
  Das dämmernd durch die Ritzen bricht.

Sie wandeln Treppen auf und ab;
Doch endlich, von des Alten Stab
  Berührt, eröffnet sich ein Saal,
  Erhellt von kargem Lampenstrahl.

An hoher Tafelrund erschaut
Der Graf zwölf Schöppen hier; — ihm graut,
  Und auf der Tafel Mitte steht
  Ein blank geschliffnes Schwert erhöht.

Die Schöppen sitzen stumm und bleich,
Gespenstern aus den Gräbern gleich,
  Und hu! Ein Ritter wankt heran,
  Sein blut'ges Urtheil zu empfah'n.

Er wirft vor ihnen gramgebeugt
Sich hin, sein Jammer-Antlitz zeugt
  Von Schuld; der Schöppen erster winkt,
  Und schnell ein Vorhang niedersinkt.

Den Zimm'rer mahnt der Greis und spricht:
Sieh hier der Geister Vehmgericht!
Nachts, mit der zwölften Stunde Schlag,
Erwacht der Rache blut'ger Tag.

Und kaum, daß er's gesagt, erschallt
Ein Hifthorn durch den nahen Wald,
Und näher zieht sich eine Jagd
Dem Schloß aus dichter Eichennacht.

Komm, sprach der Greis, und laß uns geh'n,
Die selt'ne Jagd mit anzuseh'n,
Bald tönt hinaus in Nacht und Sturm
Der zwölften Stunde Schlag vom Thurm.

Er tönt! Und auf umzäuntem Plan
Erscheint auf's Neu der Rittersmann,
Und auf ihn speit der Wald, o Graus!
Ein zahllos Heer von Thieren aus.

Sie hetzen ihn mit schnellem Lauf
Den Plan hinab, den Plan hinauf,
Sie hetzen ihn in wilder Hast
Und gönnen ihm nicht Ruh, nicht Rast.

Der Eber fletscht auf ihn den Zahn,
Ihn fällt der Hirsch rachsüchtig an,
Dem Hasen selbst erfüllt die Wuth
Die scheue Brust mit Löwen-Muth.

Es steigt Gevögel wild und kühn
Aus hoher Luft herab auf ihn,
Ihn neckt der Kautz, ihn zerrt der Weih,
Und immer wird das Schauspiel neu.

Kennst du den Ritter? frug der Greis
Den Grafen, dem das Blut zu Eis,
Ob dem, was er geseh'n, gerann:
Er ist dein Vater! Sieh ihn an!

Wie er vordem das Wild gehetzt,
So hetzt des Wildes Schaar ihn jetzt,
Und bis der Morgenstern erwacht,
Erneut dies Spiel sich jede Nacht.

Der Greis verschwand; der Morgen graut,
Und wie der Graf nun um sich schaut,
Versunken war mit Jagd und Troß
Der Geister schreckenvolles Schloß.

Und neben ihm im Morgengold
Die Zaber still vorüberrollt,
Sein Roß im Grünen weidend stand,
Nicht ohnfern an des Flusses Strand.

Rasch schwingt er sich auf's treue Roß
Und fliegt auf seiner Heimath Schloß;
Welch Wunder! Aus des Strombergs Gau
Kehrt' er an Bart und Haaren grau!

Und lange stachelt noch der Schmerz
Des grausen Anblick's ihm das Herz.
Oft jagt ihn auf in stiller Nacht
Des Vaters Bild in Leichentracht.

Von nun an ruhten Spieß und Wehr,
Von nun an scholl kein Hifthorn mehr,
Entlassen ward der Jäger Troß,
Und Ruhe herrscht in Wald und Schloß [1]).

[1]) Die Ruinen der Burg Magenheim, oder wie sie ehemals hieß Monheim (Mondheim) liegen im Zabergau, ganz in der Nähe des Michaelsberges, der ehemals wahrscheinlich Mondberg hieß, denn ein römischer Kaiser soll darauf einen dem Mond geheiligten Altar gefunden, und ein daselbst erbautes Castell Castellum lunae genannt haben. Die Geschichte

der Burg, die der Lorscher Codex schon unter der Regierung Kaiser Ludwig des Frommen nennt, verliert sich ins graue Alterthum. Die von uns mitgetheilte Sage, welche sich im Jahre 1134 unter Lothar dem Zweiten begeben hat, wird erwähnt in Crusius ann. suev. dod. II. p. 361. 362; der vielförmige Hinzelmann 111 — 120; Bräuner's Curiositäten 329—335; Grimm's deutsche Sagen II. 266 — 270. In den Erzählungen von dem, was Albrecht von Zimmern im Schlosse sah, weichen sie jedoch von unserem Dichter etwas ab. Nachdem nämlich Albrecht sein Pferd an einen Diener abgegeben und ihm Stillschweigen geboten war, trat Albrecht mit seinem Führer in das Schloß. Er ward in einen großen Saal geführt, wo ein Fürst mit den Seinigen zu Tische saß. Alle standen auf, und neigten sich ehrerbietig, gleich als wollten sie ihn willkommen heißen. Darauf setzten sie sich wieder, und thaten, als wenn sie äßen und tränken. Herr Albrecht blieb stehen, hielt sein Schwert in der Hand, und wollte es nicht von sich lassen; indessen betrachtete er das wunderköstliche, silberne Tafel-Geschirr, darin die Speisen auf- und abgetragen wurden, sammt den andern vorhandenen Gefäßen. Alles dieses geschah mit großem Stillschweigen; auch der Herr und seine Leute aßen für sich, und bekümmerten sich nicht um ihn. Nachdem er also lange gestanden, und alles angeschaut, erinnerte ihn der, welcher ihn hergeführt, daß er sich vor dem Herrn neigen, und dessen Leute grüßen solle; dann wolle er ihn wieder heraus geleiten. Als er es gethan, stand der Herr mit allen seinen Leuten wiederum höflich auf, und sie neigten gleichfalls ihre Häupter gegen ihn. Darauf ward Herr Albrecht von seinem Führer zu der Schloßpforte gebracht. Hier stellten diejenigen, welche bisher sein Pferd gehalten, ihm selbes wieder zu, legten ihm aber dabei Stillschweigen auf; worauf sie in's Schloß zurückkehrten. Nun gürtete Herr Albrecht sein Schwert wieder an, und ward von seinem Gefährten auf dem

vorigen Wege nach dem Stromberger Walde gebracht. Er fragte ihn, was das für ein Schloß, und wer dessen Einwohner wären, die darin zur Tafel gesessen? Der Geist antwortete: „Der Herr, welchen du gesehen, ist deines Vaters Bruder gewesen; ein gottesfürchtiger Mann, welcher vielmals wider die Ungläubigen gefochten. Ich aber und die andern, die du gesehen, waren bei Leibes Leben seine Diener, und müssen nun unaussprechlich harte Pein leiden. Er hat bei Lebzeiten seine Unterthanen mit unbilligen Auflagen sehr gedrückt, und das Geld zum Krieg gegen die Ungläubigen angewendet: wir andern aber haben ihm dazu Rath und Anschläge gegeben, und werden jetzt solcher Ungerechtigkeit willen hart gestraft. Dieses ist deiner Tugend wegen offenbart, damit du vor solchen und ähnlichen Dingen dich hüten und dein Leben bessern mögest. Siehe, da ist der Weg, welcher dich wiederum durch den Wald an deinen vorigen Ort bringen wird; doch kannst du noch ein Mal zurückkehren, damit du siehest, in was für Elend und Jammer sich die vorige Glückseligkeit verkehrt hat." Wie der Geist dieses gesagt, war er verschwunden. Herr Albrecht aber kehrte wieder zu dem Schlosse zurück. Siehe, da war alles miteinander zu Feuer, Pech und Schwefel worden, davon ihm der Geruch entgegen qualmte; dabei hörte er ein jammervolles Schreien und Klagen, worüber er sich so sehr entsetzte, daß ihm die Haare zu Berge stunden. Darum wendete er schnell sein Pferd um, und ritt des vorigen Weges wieder nach seiner Gesellschaft zu.

Als er anlangte, kam er allen so verändert und verstellet vor, daß sie ihn fast nicht erkannten. Denn ungeachtet er noch ein junger und frischer Mann war, hatte ihn doch der Schrecken und die Bestürzung zu einem eisgrauen umgestaltet; indem Haupthaar und Bart weiß wie der Schnee waren. Sie verwunderten sich zwar darüber nicht wenig, aber noch mehr über die durch seine veränderte Gestalt

beglaubigte Erzählung, so daß sie insgesammt traurig nach Hause umkehrten.

Der Freiherr von Simmern beschloß an dem Orte, wo sich das zugetragen, zur Ehre Gottes eine Kirche zu erbauen. Graf Erchinger von Magenheim, auf dessen Gebiet er lag, gab gern seine Einwilligung, und er und seine Gemahlin versprachen Rath und Hülfe, damit daselbst ein Frauenkloster aufgerichtet, und Gott stets gedienet würde. Auch der Herzog Friedrich von Schwaben verhieß seinen Beistand zur Förderung des Baues, und hat verschiedene Zehnden und Einkünfte dazu verordnet.

Die 400 Pfarzheimer bei Wimpfen [1]).

Aus einem größeren Gedichte

von

Carl Fernand.

I.

Der Unfall.

Gebeugt in seinem Muthe, den stieren Blick gesenkt,
Hat Tilly seine Seele auf zweierlei gelenkt:
Soll er den Kampf erneuern mit seiner ganzen Macht?
Soll er dem Feinde räumen das Feld in dieser Schlacht?

Noch wägt er ernst und düster den schwankenden Entschluß,
Doch spornt ihn mehr zum Kampfe der innere Verdruß;
Da reitet, Rache dürstend, Corduba vor ihn hin,
Er redet stolze Worte, die wirken rasch auf ihn:

„Was zauderst du, o Feldherr, auf halbem Wege schon?
Gedenke deines Ruhmes, du großer Heldensohn!
Es glänzt ja um so schöner der Sieg aus diesem Streit,
So auch die Feinde kämpfen mit großer Tapferkeit.

„Noch stehet frisch und kräftig die Hälfte seiner Macht,
Die nur von Ferne schaute die grause Wuth der Schlacht;
Auch wieder zu erkämpfen, das sey mir doch erlaubt,
Was Einem meiner Banner der kühne Feind geraubt.“

Wie sich auf stillem Meere der Wirbelwind erhebt,
Und schnell die glatten Wellen zu wildem Kampf belebt;
So wirkt in Tilly's Seele Corduba's stolzes Wort,
Es reißt ihn vielgewaltig zu neuem Kampfe fort.

Indessen voll Vertrauen schaut Georg Friederich
Dem Feinde fest entgegen, er hoffet inniglich,
Des Kampfes letztes Feuer und letzte Heftigkeit
Nicht minder zu besiegen mit Muth und Tapferkeit.

Um mehr noch zu vereinen des mittlern Kerns Gewalt,
Läßt er die Reihen ziehen in andere Gestalt,
Daß sich dem Auge zeiget ein abgestumpfter Keil,
Und vornen dicht sich schaaret der besten Krieger Theil.

Die beiden Flügel aber, einander nicht mehr fern,
Die schließen sich viel nahe an diesen festen Kern;
Doch bleibt auf beiden Seiten ein Zwischenraum noch frei
Bestimmet für Geschütze, die rasselnd zieh'n herbei.

Noch reitet hin und wieder der edle Fürst und Held,
Er glänzt so hehr, so bieder, ein Vater in dem Feld;
Es dringen seine Blicke den Kriegern in das Herz,
Es löschet seine Güte auch selbst der Wunden Schmerz.

Da tönt erst dumpf herüber ein wild verworr'ner Schall,
Wie unterird'scher Fluthen verborg'ner Wiederhall;
Dann kömmt er immer näher, und brauset heller her
Vom lauten Trommelschlage, vom Klang der Eisenwehr.

Mit auserwählten Kriegern rückt Tilly wieder an,
Er führt sie zornesmuthig auf neuer Sturmesbahn;
Des Fußvolks rüst'ge Masse, die frisch in Waffen prunkt,
Bestürmt in raschem Schritte den festen Mittelpunkt.

Noch ehe sich begegnen die Waffen in dem Streit,
Ertost von beiden Seiten mit großer Heftigkeit
Der Donner der Geschütze, ein ernster Kriegeston,
Der Manchem fern schon kündet des Kampfes letzten Lohn.

Der neue Sturm beginnet, nun gilt es festen Muth,
Die scharfen Waffen lechzen nach frischem Lebensblut;
Es heben sich die Kräfte, es flammet um so mehr
Zum letzten Kampf das Feuer ruhmreicher Heldenwehr.

Fest, wie auf Felsengrunde die Mauerzinne steht,
Bleibt jener Keil der Krieger, wo Baden's Fahne weht;
Er kämpft so löwenmuthig, so tapfer in der Schlacht,
Da ward mit blut'gen Zügen manch schöne That vollbracht.

Bald wird dem edlen Fürsten der Sieg errungen seyn,
Bald werden seine Waffen im Abendsonnenschein
Wie Siegesfeuer glänzen, und lauter Jubelton
Dem schönen Thal verkünden des Sieges hehren Lohn.

Ach nein! die heit're Sonne verdunkelt ihren Glanz,
Ein niedriger Verräther entreißt den Siegeskranz.
O, grausenhaftes Schicksal, was hemmest du denn nicht
Die frevelhaften Hände dem schwarzen Bösewicht?

Dort stehet Bartholini, ein feiler Sündenknecht,
Ein Feind der deutschen Treue, ein Feind dem heil'gen Recht;
Er haßt in seinem Innern, von böser Rache voll,
Den gütigen Beschützer, und heget bittern Groll.

Durch falsche Schmeichlerkünste gewann er meisterlich
Schon früherhin die Liebe von Georg Friederich;
Jedoch ein schwer Verbrechen, vom Fürsten selbst entdeckt,
Hat durch gerechte Strafe die Rache ihm erweckt.

Zwar hatte ihm verziehen der Fürst so hold und gut,
Er glaubte seiner Reue, er schätzte seinen Muth;
Und als er kampfentschlossen betrat die Kriegesbahn,
Vertraute die Geschütze er seiner Führung an. —

Jetzt, denket Bartholini, jetzt ist die Stunde voll,
Zu kühlen meine Rache, zu sühnen meinen Groll;
Er führt die Pulverwagen noch in den Keil hinein,
Wo sich nach hinten theilen der Krieger beide Reih'n.

Vielnahe an einander reiht er die Wagen dann,
Daß leicht das Feuer alle zumal erfassen kann.
Er heuchelt warmen Eifer, er spricht gar ränkevoll,
Daß, bald den Kampf zu enden, es so geschehen soll.

Die Blicke aller Krieger sind auf die Schlacht gewandt,
Da legt den Schwefelfaden er schnell mit böser Hand
In einen Pulverwagen; vollbracht ist seine That.
O niedriger Verräther! o schändlicher Verrath!

Er will sich fliehend retten, doch strauchelnd steht sein
Roß,
Er spornet es gewaltig, und seine Angst wird groß.
So kommt des Himmels Rache und hält ein streng Gericht:
Der eigne Frevel stürzet in's Grab den Bösewicht.

Die Pulverwagen fliegen jetzt auf mit Donnerschlag
So gräßlich, wie die Stimme zu schildern nichts vermag:
Der Erde Pfeiler beben, und Feuerfluth durchzieht,
Von dichtem Qualm umgeben, der Lüfte weit Gebiet.

Zerschmettert stürzt zu Boden der Krieger große Zahl,
Verstümmelt und zerschlagen, sie traf der Feuerstrahl;
Das Höllenwerk bezeichnet den Anblick grausenhaft,
Und raubt dem tapfern Heere viel muth'ge Manneskraft.

Erschüttert steh'n die Andern, vor Schrecken trüb und
blaß,
Sie schauen der Zerstörung gar großes Uebermaß;
Und Furcht erfaßt die Reihen, und tilget ihren Muth,
So wirkt mit arger Tücke des Frevels grelle Wuth.

Doch groß in seinem Geiste, ein frommer Kriegesheld,
Traut Friedrich um so fester dem Lenker dieser Welt;
Wenn auch das Unglück stürmet auf ihn gewitterschwer,
Schwingt sich die Kraft nur höher, hebt sich sein Muth
noch mehr.

Die Feinde, selbst betroffen, steh'n stille nach dem Schlag,
Der fürchterlich sie mahnte an eig'ne Niederlag'
In ihren Heeresreihen, bis schnell dem Auge sich
Das Schreckensschauspiel zeiget bei Georg Friederich.

Und Tilly, hocherfreuet, legt sich zu Gunsten aus,
Was seine Gegner füllet mit Schrecken und mit Graus;
Er führet seine Krieger zu frischem Kampfe fort,
Er ruft mit lauter Stimme begeisternd dieses Wort:

„Auf! tapf're Kinder, streitet, euch wird der Sieg
gebracht,
Nur folget treu dem Winke der hohen Himmelsmacht;
Es kämpft für uns're Waffen, dort sehet glaubig hin!
Die heil'ge Jungfrau selber, des Himmels Königin."

Und dieses Wort ergreifet die Krieger zauberhaft,
Erhebet ihren Eifer, verdoppelt ihre Kraft;
Sie stürzen löwengrimmig auf ihre Gegner los,
Ihr Feldgeschrei erschallet zum blitzenden Geschoß.

Wie wenn der Sturm aus Norden die Wolke rasch
durchzieht,
Und diese, weit zerrissen, vor seinem Andrang flieht,
So weichet jetzt vor Tilly die sonst so muth'ge Schaar,
Die Helmstett's Heldeneifer stets treu ergeben war.

Wie tobt der tapf're Helmstett, wie wallt sein edles
Blut,
Wie ruft er seinen Kriegern im höchsten Zornesmuth:
„Ha! wollt ihr feige fliehen? fort! in den Feind hinein!
Wollt ihr die Pflicht verletzen so schändlich, so gemein?"

Und auf der andern Seite ermahnt zum tapfern Streit
Der Wild- und Rheingraf Otto, sein Ruf erschallet weit;
Er reißt dem Fahnenträger die Fahne aus der Hand,
Er bietet heldenmüthig dem Feinde Widerstand.

Vergebens aber leuchtet das Vorbild ihnen vor,
Vergebens hebt die Fahne der Rheingraf hoch empor;
Die Reihen sind zerrissen, die Flucht wird allgemein,
Nur noch ein kleines Häuflein will treu der Fahne seyn.

Da kommt mit seinen Rittern der edle Fürst und Held,
Er reitet durch die Trümmer auf blutgetränktem Feld;
Er ruft zurück die Krieger von ihrer schnellen Flucht,
Er mahnt, er droht, er bittet, er läßt nichts unversucht.

Doch ob auch viele kehren von ihrer Flucht zurück,
Die Hoffnung bleibt verschwunden auf neues Siegesglück;
Die Feinde stürmen weiter mit immer größ'rer Wuth,
Kein Damm vermag zu hemmen mehr ihre wilde Fluth.

Schon dringen and're Schaaren von beiden Seiten her,
Sie nehmen die Geschütze nach tapf'rer Gegenwehr,
Und wenden ihre Schlünde auf Georg Friederich,
Wo er mit seinen Treuen noch kämpfet ritterlich.

Ein Unglück folgt dem andern, ein Schlag dem andern Schlag,
Hat sich einmal verdunkelt des Glückes heitrer Tag;
So weichet auch, zerstreuet, der feindlichen Gewalt
Des Fürsten linker Flügel nach kurzem Gegenhalt.

Von Helfenstein Herr Froben führt dort die Feinde an,
Ein Landvolk in dem Wasgau, ein kriegesmuth'ger Mann;
Er folgt im Sturmeslaufe dem flücht'gen Haufen nach,
Und wer nicht flieht, erlieget, befreit von aller Schmach.

Er wendet sich zur Linken, wohin die Straße zieht,
Die sich zum Ziel erküret, wer seinen Anblick flieht;
Dort stellt sich seinem Auge ein schneller Wechsel dar,
Dort wird er brav empfangen, dort steht die weiße Schaar.

Der Hauptmann Deimling rufet mit hochbeherztem Muth:
„Nun gilt's, ihr tapfern Brüder, nicht schonet euer Blut.
Erweiset unserm Fürsten mit treuer starker Hand,
Daß wir zu kämpfen wissen für Gott und Vaterland."

Traun! solche Worte heben der Bürger hohe Lust,
Daß sie vielmuthig bieten dem Feind die treue Brust;
Wie haben sie die Waffen so ritterlich geführt,
Wie hat der Feind die Schläge so kräftiglich verspürt.

Indessen zieht der Markgraf vor Tilly's Uebermacht
Mit wenigen Getreuen bald aus der Mittelschlacht;
Er muß dem Strome weichen, der gegen ihn sich neigt,
Der trotz dem höchsten Muthe die Kräfte übersteigt.

Er eilt mit seinen Tapfern zum rechten Flügel hin,
Der Rheingraf trägt die Fahne voraus als Führerin;
Dort zeigt sich noch dem Hoffen des Kampfes schön'rer Lohn,
Dort kämpft mit Muthesfeuer des Fürsten edler Sohn.

Corduba hatte grimmig den Angriff dort gewagt,
Doch fand er seine Gegner vielstark und unverzagt;
Er konnte nicht durchbrechen das dichtgeschloss'ne Glied,
Wo nicht die kleinste Lücke die Partisanen schied.

Rasch wendet jetzt hinüber auch Tilly seine Macht,
Ihm strahlet schon entgegen der Sieg in voller Pracht;
Er stürzt mit stolzem Muthe auf seine Gegner los,
Die von der linken Seite dem Angriff stehen bloß.

Kaum sieht Corduba nahen das bayrische Panier,
Fühlt er sein Herz durchdrungen von größ'rer Kampfbegier;
Er will mit Tilly theilen des Sieges theuren Kauf,
Er dringet ein zum Kampfe im strengsten Sturmeslauf.

Noch lange steht entschlossen des Fürsten kleines Heer,
Es bietet beiden Feinden ruhmreiche Gegenwehr;
Der Fürst so hehr und tapfer, ein Vorbild in der Schlacht,
Hat wundervolle Thaten des Heldenruhms vollbracht.

Verheerend aber sendet das feindliche Geschütz
Auf seine tapfern Krieger den todesschwangern Blitz,
O Wehe! denn sie haben nichts von Geschützen mehr,
Das Feuer zu erwidern; wie leiden sie so sehr!

Vergebens ist des Kriegers so tapfrer Widerstand,
Er fühlet zu gewaltig des Schicksals schwere Hand;
Gelichtet sind die Reihen, der Feind dringt reißend ein,
Verschwunden ist dem Fürsten der Hoffnung letzter Schein.

Noch zaudert er zu weichen, der hehre Fürst und Held,
Er sträubet sich, zu räumen dem Feind das blut'ge Feld,
Er hatte ja sein höchstes dem Kampfe anvertraut,
Des Landes Glück und Ruhe auf diese Schlacht gebaut.

Doch wenn auf allen Spuren des Unglücks Allgewalt
Sich immer näher dränget in drohender Gestalt,
Da mahnet auch den Helden der Klugheit inn'rer Drang,
Zu retten noch das Letzte vor allem Untergang.

So bitten jetzt den Fürsten die treuen Ritter all,
Die schützend ihn umgeben, ein fester Männerwall,
Dem harten Loos zu weichen, und schnell zu retten sich;
Wie schmerzlich sind die Worte für Georg Friederich.

Selbst Markgraf Karl, der tapf're, der vielgeliebte Sohn,
Er bittet seinen Vater in tief bewegtem Ton,
Es möchte ihm gefallen, für ihn und für sein Land
Mit Sorgfalt zu erhalten die liebe Vaterhand.

Drauf schaut der hehre Markgraf im Kreise um sich her,
Was seine Blicke sprechen, zu schildern ist zu schwer;
Er hebet an die Stimme: „Was Gott beschlossen hier,
Ich will es stille tragen; nun, Kinder, folget mir."

Er reitet stracks hinüber, wo vor der weißen Schaar,
Der Wagenburg nicht ferne, der Feind gewichen war;
Von Helfenstein Herr Froben fiel selbst verwundet hin,
Und sah nach hartem Kampfe die Seinen muthlos flieh'n.

Auch mit den tapfern Bürgern vereinte Karl von Stein
Die Seinen, neuermuthigt, und stürmte wieder ein;
Er schalt mit scharfen Worten der Krieger feige Flucht,
Er schwang dem Feind entgegen des Schwertes starke
Wucht.

Da kommt der hehre Markgraf, er ist so sehr betrübt,
Es ruht die Hand, die heute so Herrliches geübt,
Es senken sich die Blicke, denn übergroßer Schmerz
Ergreifet viel gewaltig sein heldenmüth'ges Herz.

Schon brauset immer lauter der Feinde Jubelschall,
Schon dringen immer näher die Feinde überall;
Vor allen aber stürzen Corduba's Schaaren her,
Doch bietet Herzog Bernhard noch tapfre Gegenwehr.

Da reitet Hauptmann Deimling zu Georg Friederich,
Und redet diese Worte so treu und inniglich:
„O gnädigster Herr Markgraf, o gönnet uns'rer Schaar,
Daß wir den Rückzug decken vor jeglicher Gefahr.

Wir wollen treulich halten den Schwur von unſ're Hand,
Als gute Bürger ſtreiten für Gott und Vaterland;
O rettet, was noch ſchnelle gerettet werden kann,
Wir bilden eine Mauer dem Feinde Mann für Mann."

Gerührt ob ſolcher Treue, ſpricht Georg Friederich:
„Ich dank euch, tapf're Bürger, ich weiß, ihr liebet mich:
Nur eine kleine Weile erfüllet euer Wort,
Und ſchützet dieſe Straße und jene Brücke dort.

Und du, mein bied'rer Hauptmann, reich mir die treue Hand,
Die du mit Muth und Liebe geweiht dem Vaterland.
O, hätte ich erreichet das heiß erſehnte Ziel,
Um meinem Land zu geben der Siegesfreuden viel!"

Und Deimling reicht ſo freudig die Hand dem Fürſten dar,
Er wird auch eine Thräne in ſeinem Aug' gewahr;
Wie fühlt er ſich ergriffen von zauberiſcher Macht,
Das kühne Wort zu halten treu bis zur Todesnacht.

Dann wendet ſchnell von hinnen ſich Georg Friederich,
Er ſammelt ſeine Krieger, die Fliehenden, um ſich;
Und was noch aus dem Lager gerettet werden kann,
Das führt von dannen Schönau, der kluge Feldhauptmann.

Den Zug beschließen endlich der tapf're Karl von Stein,
Deß Lob sich nicht verringert, ein muth'ger Mann zu seyn,
Und Weimar's Herzog Bernhard, der Recke hochbeherzt,
Den nicht die äuß're Wunde, den nur die inn're schmerzt.

Und auf dem Fuße folget ein Theil der span'schen Macht,
Geführet von Corduba, der stolz den Feind verlacht;
Doch halt? es geht nicht weiter, wie sträubet sich sein Haar,
Als ihn im Siegestaumel empfängt die weiße Schaar.

Dort drüben an der Brücke, worunter schäumend fließt
Das Böllinger Gewässer, das brausend sich ergießt,
Blickt noch einmal herüber des Landes edler Hort,
Er trennet sich mit Trauern vom blut'gen Kampfesort.

Mit schwermutvollem Herzen zieht Georg Friederich
Die Heeresstraße weiter, er schauet ernst in sich;
Es schweben düst're Bilder vor seinem Geistesblick,
Des Landes Noth und Jammer, des Krieges hart Geschick.

Doch reich wird ihm belohnet sein hehrer Edelmuth,
Ihm strahlt ein Denkmal herrlich aus jener Kampfesgluth;
Im großen Zeitenbuche, da glänzt sein wahrer Ruhm,
Der wenig Fürsten glänzet im ganzen Heldenthum.

Vierhundert treue Bürger, gepriesen jederzeit,
Sie haben sich aus Liebe dem Heldentod geweiht,
Aus Liebe zu dem Fürsten, da strahlt des Ruhmes Licht
Noch für die fernsten Zeiten, sein Glanz erlöschet nicht.

II.

Todeskampf der 400 Pforzheimer.

Der Hauptmann ward ergriffen so tief und wunderbar,
Als er der letzten Worte des Fürsten Zeuge war;
Er schwur in seinem Herzen, von treuer Liebe voll,
Daß keine Macht der Feinde den Muth erlöschen soll.

Er trat vor seine Bürger, und hob die Stimme an:
„Was ehrenfeste Männer mit Freuden stets gethan,
Laßt uns entschlossen kämpfen, und halten festen Stand
Für unsern guten Fürsten, für unser Vaterland.“

Die biedern Bürger fühlen erhöhte Heldenkraft,
Sie fassen um so fester den Hellebarden Schaft,
Sie zielen um so schärfer mit ihrem Feuerrohr,
Wo aus den hintern Reihen die Schützen schauen vor.

14

Sie steh'n nicht lange müßig, schon naht ein Reiter-
schwarm,
Corduba an der Spitze hebt hoch den straffen Arm,
Er folgt dem Herzog Bernhard so stürmisch hinten drein,
Als müßte dieser Tapf're wohl seine Beute seyn.

Schnell öffnen sich die Reihen der muth'gen Bürgerschaar,
Bis Weimar's edler Herzog hindurch gekommen war,
Bis auch der letzte Ritter in Sicherheit sich fand,
Dann schließen sich die Reihen zum raschen Widerstand.

Gleichwie vom Felsenstrande die Brandung rückwärts
prallt,
Und weit im Fluthenstöhnen die hohle See noch hallt;
So prallt zurück Corduba, und neuer Waffenschall
Erbraust vom Eisenklange, ertost vom Büchsenknall.

Er selber sinket nieder, sein Zelter stürzet hin,
Schon zielen Hellebarden die Spitze gegen ihn;
Da kämpfen seine Reiter viel muth'ger für den Herrn,
Und führen ihn gerettet vom Kampfgetümmel fern.

Und bald entflieht zerstreuet Corduba's Reiterschwarm,
Weil nimmer vorwärts treibet des Feldherrn tapfrer Arm.
Da stehet hoch im Bügel, und schauet rings umher
Der muth'ge Bürgerhauptmann, der Feinde drohend Heer.

Schon rücket Tilly selber, auf vollen Sieg bedacht,
Der Straße immer näher mit großer Heeresmacht;
Schon dringen andre Schaaren in's öde Lager ein,
Die könnten bald im Rücken der Brücke Meister seyn.

Kein Zaudern darf vereiteln, wozu die weiße Schaar
Mit treuer Lieb im Herzen so fest entschlossen war.
Der Hauptmann ruft so heiter, als wär' es nur ein Spiel:
„Wohlan! ihr lieben Bürger, folgt jetzt zum letzten
Ziel!“

Und wo die feste Straße die Wagenburg durchzieht,
Wo hie und da noch mancher zerstreute Krieger flieht,
Dort führet er so hastig, die Eile dränget ihn,
Die tapfern Bürger alle zur hohen Brücke hin.

Schnell ordnet Hauptmann Deimling die treue Bür-
gerschaar,
Nicht einer unter allen erzittert vor Gefahr;
Den Raum der Brücke nehmen die braven Schützen ein,
Und dicht von vornen starren der Hellebarden Reih'n.

Inmitten vor den Ersten steht jetzt der muth'ge Mann,
Daß jeder von den Bürgern sein Wort vernehmen kann;
D'rauf hebt er an die Rede in feierlichem Ton,
Doch kurz ist seine Rede, die Feinde drängen schon:

„Als wir dem Ruf gefolget aus uns'rer Vaterstadt;
Als uns die Kriegsdrommete zum Kampf erwecket hat,
Da schwuren wir so feurig, wie uns die Pflicht gebot,
Dem guten, lieben Fürsten die Treue bis zum Tod.

Nun gilt es, liebe Bürger, zu halten dieses Wort,
Mit unserm treuen Blute zu schützen diesen Ort.
Will Einer uns verlassen, der trete jetzt heraus,
Und ziehe sonder Fährde von uns hinweg nach Haus."

Er hält ein wenig stille, kein Fuß beweget sich,
Sie drängen sich nur fester zusammen brüderlich;
Und wieder redet Deimling: „Seht dort der Feinde Macht,
Sie nah't von allen Seiten, und winkt zur Todesschlacht.

Wohlan! wir wollen streiten mit wahrer Heldenlust,
Dem trotz'gen Feinde bieten die treue Bürgerbrust.
Wenn auch die letzte Stunde, ihr Brüder, jetzt erscheint,
Wir bleiben treu im Leben und fest im Tod vereint."

„Im Leben und im Tode" — so ruft die weiße Schaar,
Die ihrem edlen Fürsten so treu ergeben war.
Hei! selbst die Lüfte zittern vor solchem großen Wort,
Und tragen es wie Geister in höh're Räume fort.

Da kommt ein Herold nahe, von Tilly abgesandt,
Der ist in stolzen Mienen und Worten viel gewandt:
„Graf Tilly läßt euch mahnen: ihr möget unverweilt
Dem Sieger euch ergeben, der Gnade euch ertheilt."

„Genug" — entgegnet Deimling — „geh nur zu deinem Herrn,
Und sage ihm, wir kämpfen für unsern Fürsten gern;
Wir wollen keine Gnade, die uns mit Fesseln droht,
Die unserm lieben Fürsten noch bringet größ're Noth."

Mit Hohngelächter kehret der Herold wieder um,
Sein Sinn kann nicht erfassen so großes Heldenthum.
Wie aber raset Tilly, als er das Wort vernimmt,
Er schreitet rasch zum Sturme, in Zorneswuth ergrimmt:

„Ha! dieses Kriegerhäuflein will hemmen meinen Fuß?
Will noch dem Sieger trotzen, dem Alles weichen muß?
Auf! werfet es zu Boden, so ist der Wille mein,
Die Brücke muß erstürmet, sie muß gewonnen seyn."

Viel anders redet Deimling in frommem Heldensinn,
Er lenket seine Bürger auf höheren Gewinn:
Begebet eure Seele in Gottes Vaterhuld,
Der gnädig seinem Kinde verzeiht des Lebens Schuld.

Und liegen wir im Tode, dem wir geweihet sind,
Ist er der rechte Helfer, er sorgt für Weib und Kind;
Als feste Burg beschützet er jedes fromme Herz,
Er trocknet alle Thränen, er lindert allen Schmerz." —

Er steiget dann vom Pferde, hat seiner nicht mehr Noth,
Da er zum Feste ziehet im ew'gen Morgenroth.
Er stellt sich in die Reihe, sein Heldenschwert gezückt,
Der Feind ist vielgewaltig zum Brückensturm gerückt.

Zwei volle Banner brausen in schnellem Flug heran,
Vom Rossehuf erzittert des Erdreichs fester Plan.
Die Stunde hat geschlagen, schnell wird der Sieg voll-
bracht,
So hat in stolzem Sinne Graf Tilly es gedacht.

Wohl würde nicht getäuschet, worauf er sicher zählt,
Wenn feile Söldner stritten, zum letzten Kampf erwählt;
Doch Wunder soll er schauen, die nimmer er geglaubt,
Ihm wird vom Siegesruhme ein schöner Theil geraubt.

Denn fest im Sturmestosen, gleich Säulen von
Granit,
Steh'n jene wackern Bürger, sie weichen keinen Schritt,
Sie streiten stolz und muthig, wie Helden Mann für Mann,
Die nur vom großen Kampfe der Tod entbinden kann.

Herr Eberhard, ein Ritter, genannt von Rappoltstein,
Der dringt mit neuen Schaaren stracks auf die Brücke
ein,
Er will in schnellem Sturme eröffnen ihre Bahn,
Er spornt die Seinen heftig zum frischen Angriff an.

Schon hatte er gesprenget der Bürger erste Reih'n,
Wie sausen seine Waffen, die blut'gen Tod verleih'n,
Doch stets mit gleichem Muthe besteht die weiße Schaar
Den Riesenkampf, und achtet nicht Hitze, nicht Gefahr.

Die Schützen spielen nimmer ihr scharfes Todtenlied,
Das manchen schon von Ferne entraffte aus dem Glied,
Die Kugeln sind verschossen, sie greifen nach dem Schwert,
Sie wollen kämpfend sterben, der lieben Brüder werth.

Und Tilly steht nicht ferne, sein Auge schauet jetzt,
Was in die schönsten Zeiten der Reckenschaft versetzt;
Ein hohes Staunen sänftigt den aufgeregten Zorn,
Der Heldenmuth entkräftet des Grimmes scharfen Dorn.

Er läßt vom Kampfe blasen, versuchet noch einmal,
Die Letzten doch zu retten vom kalten Todesstrahl;
Er bietet zu dem Leben noch selbst die Freiheit an
Nie hat dem tapfern Feinde ein Sieger mehr gethan.

Die Schwerter ruhen wieder, und Deimling schaut umher,
Auf seine Waffenbrüder, er zählt kaum achtzig mehr;
Die andern liegen stille auf ihrem Ehrenfeld,
Sie zahlten mit dem Leben ein schönes Lösegeld.

Da hebet er zum Himmel den frohen Blick empor,
Aus seinem Herzen quillet der reinste Dank hervor:
„Du guter Gott! du stärkest mit Kraft die schwache Hand,
Die wir so treu geweihet dem theuern Vaterland!

Ihr Bürger! fest entschlossen noch eine kurze Zeit
Laßt uns die Brücke halten, zum letzten Kampf bereit;
Wir folgen unsern Brüdern, vereint zur ew'gen Ruh'
Ein Grabeshügel decke die treuen Bürger zu."

Nun kommt der Herold wieder, und kündigt also an:
„Graf Tilly euch gewähret zum Abzug freie Bahn,
Nur möget ihr verlassen die Brücke alsofort,
Und euch von hinnen wenden nach einem fernen Ort."

Und ihm entgegnet Deimling: „Dein Wort ist dankenswerth,
Nur können wir nicht leisten, was Tilly sonst begehrt;
Denn nur die Brücke selber ist uns'res Kampfes Preis
Die keiner wird verlassen aus unserm kleinen Kreis."

Kaum war das Wort gesprochen, begrüßt ein schlimmer Schall
Von zweien Halbkarthaunen den festen Männerwall;
Dann sprengen frische Schaaren von starker Reiterei,
In Reih' und Glied geschlossen, zum letzten Sturm herbei.

Der Feind muß viel entgelten des Kampfes letzte Wuth,
Manch Opfer färbt den Boden mit frischem Lebensblut;
Da mag manch Blümlein sprießen, mag steh'n in vollem Saft,
Genährt auf üpp'ge Weise von edler Menschenkraft.

Allmählich aber neiget zum Ende sich die Schlacht,
Die weiße Schaar erlieget der großen Uebermacht;
Nur wenig Männer heben noch ihre tapf're Hand,
Und streiten unverdrossen am vordern Brückenrand.

Es fällt der Fahnenträger, ihn traf ein scharfes Schwert,
Er hat sich wohl gebettet ein Lager ruhmeswerth;
Da faßt der muth'ge Deimling und schwingt in freier Luft
Die Fahne, welche Alle zur Todesfeier ruft.

Mit letzter Kraft erhebet er jetzt die treue Hand,
Sein letzter Ruf ertönet: „Für Gott und Vaterland."
Er stürzet auf die Feinde, er führt den harten Stahl,
So muthig, so gewaltig; erreicht ist seine Wahl: —

Zerhauen und zerbrochen ist seine Waffenzier,
Und Todeswunden stillen die edle Kampfbegier,
Er sinket auf die Kniee, hält noch die Fahne fest,
Und sieht mit Wonne sterben der Bürger kleinen Rest.

Schon droht ein Schwert zu spalten sein mattes Heldenhaupt,
Als schnell ein „Halt" das Eisen der Schwungeskraft beraubt;
Graf Tilly ruft es selber, er schaut den kühnen Mann,
Der auch in seinen Augen viel großen Ruhm gewann.

„Steh' auf, du tapf'rer Degen und wandle frei umher,
Ich achte deine Treue und deine Heldenwehr.
Was hat dich so ergriffen und deine Brüder hier,
Daß ihr so brav gestritten? woher entstammet ihr?"

Und Deimling hebt erschöpfet die matten Blicke auf,
Er fühlt das Ende nahen von seinem Lebenslauf:
„Mein Stündlein hat geschlagen, ein höh'res Leben winkt,
Wo nimmer uns're Fahne dem Feind zu Füßen sinkt.

Wir waren schlichte Bürger und unserm Fürsten treu,
Wir trugen uns're Liebe zum Tode sonder Scheu;
In Pforzheim ward geschlungen um uns der Liebe Band.
Gott schütze unsern Fürsten und unser Vaterland!"

So hatte er gesprochen, er legt die Fahne hin,
Die dunkeln Todesschatten umschließen plötzlich ihn;
Er sinkt auf seine Fahne, entschwunden ist sein Geist.
O stolze Fahne Badens, die solche Treue preist!

[1]) Diese zwei Balladen sind aus einem größeren Gedicht genommen, betitelt: „die Schlacht bei Wimpfen“; ein vaterländisches Heldenlied von Carl Fernand, evangelisch-protestantischem Pfarrer in Egringen (Carlsruhe 1838, Verlag des Artistischen Instituts).

Was das Historische zu diesem Gedichte betrifft, so bemerkt der Verfasser darüber Folgendes: „Aus vielen und auch beinahe gleichzeitigen Urkunden geht hervor, daß die Schlacht bei Wimpfen am 6. Mai 1622 (nach andern wegen der Verschiedenheit des alten und neuen Kalenders ungefähr am 26. April) geliefert worden, welche für den heldenmüthigen Markgrafen Georg Friederich einen unglücklichen Ausgang gehabt. Zwar wird von der Aufopferung der 400 Pforzheimer nichts Bestimmtes erwähnt, doch findet sich im Theatrum europaeum eine Andeutung, welche in dieser Beziehung von großer Wichtigkeit ist. Es wird daselbst von dem weißen Regimente erzählt, daß es bis auf den letzten Mann sich gewehret, hätte auch wohl die victoriam erlangt, wenn nur die Reiter Stand gehalten hätten. — Auch die spanischen Offiziere behaupteten, wenn sie im Anfange ihrer Ankunft solchen ernstlichen Widerstand gefunden, hätten sie so weit in Deutschland ihren Fuß nicht setzen können. Aus diesen geschichtlichen Behauptungen geht wenigstens so viel hervor, daß ein ausgezeichneter Heldenkampf bei einem Theile des Fußvolks stattgefunden. — Auch wird in einer lateinischen Urkunde (welche J. Ch. Sachs im 4. Theile seiner badischen Geschichte anführt), einer besonderen Begebenheit Erwähnung gethan, welche auf

die Explosion der Pulverwagen hindeutet, und von den Feinden als eine himmlische Erscheinung und zu ihren Gunsten ausgelegt wurde.

Was endlich den Kampfplatz selbst betrifft, so wird dieser in Crusius schwäbischer Chronik ausdrücklich auf die Gemarkung des Fleckens Obereisisheim verlegt.

So vieles und noch mehreres Andere wird durch geschichtliche Urkunden begründet.

Dazu kommt nun die mündliche Ueberlieferung von dem Heldentode der 400 Pforzheimer Bürger, welche mit ihrem edlen Fürsten in's Feld gezogen, und sämmtlich für dessen Rettung sich aufgeopfert. Diese Tradition wurde in Pforzheim, als an dem Orte, wo sie die höchste Bedeutung hatte, von Familie zu Familie aufbewahrt, bis sie endlich in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts an's Licht hervorgezogen wurde. — "

Der jetzt regierende Großherzog von Baden ließ den gefallenen Helden ein schönes Denkmal in der Kirche zu Pforzheim setzen. Adolph Bube, Eduard Brauer (in Pforzheim) Heinrich Schulz (in Carlsruhe) und viele andere lieferten poetische Bearbeitungen dieser Schlacht.

Der Herausgeber braucht sich wohl nicht zu entschuldigen dieser ächtdeutschen That Deimlings und seiner 400 Mitbürger, die in jeder Weise mit dem Heldentode des Leonidas und seiner Schaar bei Termopylä rivalisiren kann, einen größern Raum gewidmet zu haben, als es sonst die Grenzen dieses Bandes erlauben würden. Freilich Leonidas und seine Helden kämpften für ihr Vaterland, die Pforzheimer nur speziell für ihren Fürsten; aber mir scheint die That deßhalb um so größer, denn was würde nicht ein Volk für sich und sein Vaterland thun, das solcher Aufopferung für seinen Herrscher fähig ist. O, ihr Fürsten, was könntet ihr aus eurem Volke machen,

das ihr so oft mit Füßen getreten. Und wir deutsches Volk, was könnten wir für ein Volk seyn, wenn wir ernstlich wollten:

„Kein sel'ger Tod ist in der Welt,
Als wer vor'm Feind' erschlagen,
Auf grüner Haid' im freien Feld
Darf nicht hör'n groß Wehklagen,
Im engen Bett, da Ein'r allein
Muß an den Todesreihen,
Hie aber find't er Gesellschaft fein,
Fall'n mit, wie Kräuter im Mayen.
Ich sag' ohn' Spott,
Kein selig'r Tod
Ist in der Welt,
Als so man fällt,
Auf grüner Haid,
Ohn' Klag und Leid!
Mit Trommeln Klang
Und Pfeiffen G'sang
Wird man begraben,
Davon thut haben
Unsterblichen Ruhm.
Mancher Held fromm,
Hat zugesetzt Leib und Blute
Dem Vaterland zu gute."

Die Wassernixe im See bei Wimpfen.

von

Heinrich Wenzel.

1.

Sieglinde, ach, Sieglinde,
Was starrst Du in den See?
Was schreist Du in die Winde
Für ein entsetzlich Weh?

„Die Nixen aus den Wogen,
Sie haben mit süßem Mund
Meinen Knaben hinabgezogen
In ihren kühlen Grund.

„Nun steh' ich hier und schreie,
Bis daß mein Sohn mich hört,
Und starr hinab und schreie,
Bis daß er wiederkehrt."

2.

Der Knabe liegt wohl kühle
In dem krystallnen Haus;
Die Nixen in süßem Spiele
Sie tanzen ein und aus.

Es ruht auf schaukelndem Pfühle
Ein wunderschönes Weib;
Die Locken in süßem Spiele
Sie tanzen um ihren Leib.

Ihr Busen sinkt und steiget,
Wie eine Lilie rein,
Wenn sie dem Wind sich neiget
Im dämmernden Mondenschein.

„Komm her, Du schöner Knabe,
Komm in die Arme mein,
Und was ich bin und habe,
Das ist nun Alles Dein!“

Sie schlang um ihn die Locken
Und drückt' ihn an die Brust,
Die Wände, wie tausend Glocken,
Sie tönten in wilder Lust.

Sie küßt' ihm das warme Leben
Wohl fort von seinem Mund,
Da ging ein tief Erdbeben
Wohl durch des Sees Grund!

3.

„Nun sprich, mein süßes Leben,
Dem ich gehör' als Weib,
Was soll ich Dir nun geben
Für holden Zeitvertreib.

„Woll'n durch die klaren Wellen
Wir reiten auf schupp'gem Roß,
Zu jagen die Goldforellen
Im blau krystallnen Schloß?

„Willst irren Du und wallen
Im dunkelrothen Wald
Von zackigen Korallen
Mit Perlen mannigfalt?

„Willst Du tief unten schauen
Der Nixen Ringeltanz,
Willst goldne Schlösser bauen
In Regenbogen Glanz?""

„„Laß reiten uns durch die Wellen
Auf schnellem Schuppenroß,
Zu jagen die Goldforellen
Im blau krystallnen Schloß.

„„Dann laß die Musik erschallen
Voll unnennbarer Lust!
Dann laß in den grünen Hallen
Mich ruh'n an Deiner Brust!““

4.

„Was horchst Du so, mein Leben,
Was blickest Du so bang?“ —
„„Ich höre wohl mit Beben
Seltsamen Ton und Klang.““

„Das ist des Windes Wehen,
Der oben den See bestreicht.“ —
„„Nicht ist's des Windes Wehen,
Das hier herunter reicht.““

„Horch, wie in süßen Tönen
Die Luft erzitternd klingt.“ —
„„Ich hör' der Mutter Stöhnen,
Das mir in's Herze dringt!““

„So könntest Du mich fliehen,
Mein Leben und mein Glück?“ —
„„Hinweg und laß mich ziehen;
Zur Mutter muß ich zurück!““

Das Meerweib sah mit Trauern
Ihn lange, lange an,
Bis daß in Schmerzensschauern
Ihr süßes Bild zerrann.

Der Knabe sank darnieder
In tausendfachem Weh;
Der Mutter gab ihn wieder
Der sanft bewegte See.

5.

„Mein Sohn, was blickst Du so traurig
Stets in den See hinein?“
„„Ach, Mutter, wie kühl und schaurig
Mags jetzt da drunten seyn?““

„Mein Sohn, willst Du nicht wallen
Mit mir in den grünen Wald?“
„„Ich ging wohl zwischen Korallen
Mit Perlen mannigfalt!““

„Mein Sohn, willst Du nicht lauschen
Der Mädchen Rundgesang?“
„„Ach Mutter, ich hörte rauschen
Viel wundervollen Klang!““

„Und willst Du nimmer küssen
Ein Weib, so lieb und traut?“ —
„„Ach Mutter, ich durfte küssen
Die allerschönste Braut!““

„Was willst Du dann erwerben,
Was Deinem Sinn gefällt?“ —
„„Nichts will ich mehr, als sterben
Auf dieser schwülen Welt!““

6.

In bleichem Mondenscheine
Da ging mit seinem Weh
Der Knabe wohl alleine
Hinunter an den See.

Wie brachen da die Wellen
In schweren Klagen sich!
Wie weinten da die Quellen
So heiß und bitterlich!

Da legt er sich danieder
Wohl in die Blumen tief,
Und horcht auf die Schmerzenslieder,
Bis daß er still entschlief.

Wohl mocht' ihn dort umwehen
Im Tode seine Braut;
Rings sah man die Blumen stehen
Von Thränen reich bethaut*).

*) In der badischen Wochenschrift, Jahrg. 1807 S. 303 wird diese schöne Sage folgendermaßen erzählt:

„Zu Wimpfen ist ein See auf einem Berge, wovon folgende Sage erzählt wird.

Ein Knabe sah einmal auf dem See drei weiße Schwanen, er nahm ein Brett und fuhr ihnen nach. Als er eine Strecke weit vom Ufer entfernt war, schlug das unsichere Fahrzeug um, und der Knabe sank unter. Er wußte nicht wie ihm geschah, denn er sah sich in einem prächtigen Schlosse, vor ihm stunden drei wunderschöne Jungfrauen. Wie kamst Du hierher? sprachen sie zu dem Knaben. Ich wollte drei weiße Schwanen betrachten, entgegnete er, und ich weiß nicht, wie es mir weiter gegangen ist. Willst Du bei uns bleiben, sprach eine der Jungfrauen, so sey uns willkommen, doch darfst Du, sobald Du einmal drei Tage hier verweiltest, nie wieder in Deine Heimath zurückkehren, denn Du würdest alsdann Dich nicht mehr an die obere Luft gewöhnen können, und sterben müssen. Der Knabe willigte fröhlich ein. Doch nach Jahresfrist fühlte er eine unwiderstehliche Sehnsucht nach seiner Heimath, er wurde krank und härmte sich zusehends ab. Die Jungfrauen fragten ihn oft, was ihm fehle, allein er sagte ihnen nie den wahren Grund seiner Traurigkeit. Einmal war er in tiefes Nachsinnen verfallen, da trat eine häßliche alte Frau zu ihm hin, und sprach: Wenn Du mir gelobest mich zu heirathen, so führe ich Dich in Deine Heimath zurück. Nein, sprach der Knabe, lieber will ich sterben, ohne meine Heimath wieder zu sehen, als meine Gebieterinnen zu hintergehen und mich zu betrügen. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, da

standen die drei Schwestern im Glanze ihrer Schönheit vor ihm. Weil Du so redlich bist, sprachen sie, so magst Du denn wiederkehren zu den Deinigen. Als er am folgenden Morgen erwachte, saß er am Ufer des See's, er erzählte seine Geschichte, allein Niemand glaubte sie ihm. Gern wäre er nun wieder zurückgekehrt zu den drei schönen Jungfrauen, denn sie waren ihm unvergeßlich. Er hatte keine Ruhe, keinen Frieden, bekam das Heimweh nach dem unbekannten Gefilde, in welches er versetzt gewesen war, so heftig, daß er nach wenigen Tagen starb."

Im Munde des Volkes hat sich noch ein sehr schönes Lied, welches diese, noch aus heidnisch-deutschem Volksglauben entsprungene Sage besingt, erhalten; es verdient, da es noch wenig bekannt ist, hier mitgetheilt zu werden:

„Dort oben auf dem Berge
Da ist ein schwarzer See,
Und auf dem See da schwimmet
Ein Röslein, weiß wie Schnee.

Es kommt ein Hirtenknabe
Mit einem Haselstab:
Das Röslein muß ich haben,
Das Röslein brech ich ab!

Er zieht es mit dem Stabe
Wohl an den Binsenrand,
Doch aus dem Wasser hebet
Sich eine weiße Hand.

Sie zieht das Röslein nieder
Tief in den dunklen Grund:
„Komm, lieber Knab', ich mache
Dir viel Geheimes kund.

„Im See, am Boden wurzelt
Das Röslein, das Du liebst,
Da will will ich Dir es brechen,
Wenn Du Dich mir ergiebst.“

Den Knaben faßt ein Grauen,
Er eilt hinweg vom See,
Doch immer ist sein Sinnen
Das Röslein, weiß wie Schnee.

Er irret durch die Berge,
Der Gram das Herz ihm frißt,
Und Niemand weiß zu sagen,
Wo er geblieben ist.“

Diese Sage, so wie die vom See bei Neuenkirchen und bei Epfenbach mitgetheilten sind wohl aus ein und derselben Quelle entstanden; welchem Orte sie jedoch ursprünglich angehören, habe ich nicht erfahren können.

Der Weißdorn

im Kreuzgewölbe der Stiftskirche zu Wimpfen im Thal.

Von

Ostertag.

„Ich habe geglaubt an deinen Eid,
„Nun willst du verlassen mich arme Maid!

„Dir hab' ich gelassen mich ganz und gar,
„Bis der Kranz in den Locken zerrissen war;

„Es spielt der Wind mit dem letzten Blatt,
„Nun bist du des Spiels mit dem Herzen satt;

„Mit dem letzten Röslein spielet der Wind,
„Und mein Herz sich krümmet; darunter dein Kind!"

Und der Schäfer den Stab in die Erde stößt:
„„Du lügst, nicht hab' ich dein Mieder gelös't,

„„Nie hab' ich getrunken an deinem Mund,
„„Geschlossen mit dir keinen Liebesbund,

„„Beim Stabe, der bleiben wird blätterlos,
„„Sey's geschworen: Frei bin ich von deinem Schooß!""

Und die Dirne verläßt er, sie stehet allein,
Am Stabe wühlten sich Thränen ein;

Und Monde verstreichen: Hat Gott sich erbarmt?
Das Mark in dem Stabe ist wieder erwarmt!

Bald spielt mit den Blättern des Stabes der Wind,
Und im Schatten spielt das verlassene Kind.

Längst hat befreit die Mutter von Noth
Und des Schäfers Kind der barmherzige Tod,

Doch heute noch lispelt von ihrer Qual
Der Weißdorn im Kreuzgang von Wimpfen im Thal [1]).

[1]) „In dem vom Kreuzgang umschlossenen Kirchhofe“ — sagt Kaufmann in seiner Neckarfahrt pag. 16. — „steht ein schön grünender Weißdornbaum, der durch eine in dieser Gegend männiglich bekannte Sage berühmt geworden ist. Ein junger Hirte, der die Tochter des Stiftsmeßners verführt hatte, leugnete es ab, der Vater ihres Kindes zu seyn. Als nun einst sein Beichtiger bei dem hl. Sakramente ihn beschworen hatte zu bekennen, da lief der Verführer trotzig vom Beichtstuhle weg, und als der Beichtiger ihm folgte bis hinaus auf den freien Platz, wo eben viel Volk versammelt war, und nicht abließ mit Zureden und freundlichen Bitten, da vermaß der Bösewicht sich hoch mit fürchterlichem Schwur, stieß seinen Stab in die Erde, und rief: „So möge dieser Dorn Wurzel fassen und grüne Blätter treiben, wo ich das Mädchen je gekannt habe!“ Kaum hatte er die frevelnden Worte geredet, als der Blitz ihn erschlug; der Stab aber — welch Wunder — fing an zu grünen und ward mit der Zeit zu dem stattlichen Baume, wie er noch jetzt zu sehen ist, allen Mädchenverführern zum warnenden Exempel.“

Dem Herausgeber dieses wurde jedoch in Wimpfen behauptet, kein Hirte, sondern ein Stiftsherr aus dem Kloster sey der Verführer gewesen; „Auch“, setzte der Erzähler hinzu, würde niemals ein Schäfer es gewagt haben, so frevelhaft den Zorn Gottes auf sich herabzurufen!“

Das Lied vom Hornberg,

von

J. K. D. P. Reimold.

Hier wohnte Götz! [1]) Auf! singts im frohen Kreise,
Der edle deutsche Mann,
Der seiner Zeit des Heldensinnes Preise
Zu Haufen abgewann.

Hier schlug es ihm für Recht und schlichte Sitte
In freier Brust empor;
Hier lieh der Held des Unterdrückten Bitte,
Der Wahrheit auch sein Ohr.

Hier zog er siegreich aus mit seinem Herzen
Und seiner Eisenhand;
Hier war ein Freund, — der stand in Lust und Schmerzen,
Gleich dieser Felsenwand.

Hier war's, wo seine kühnen Löwen ruhten
Zu neuem Siegesgang;
Hier wälzte sich mit unsers Neckars Fluten
Triumpf und Hochgesang.

Hier war's, wo Götz in ringsumstürmten Tagen
Sich und die Treuen wog,
Dann aus der Nacht, drin schwache Seelen zogen,
Auf, wie der Falke, flog.

Hier trank der Knecht, der an des Führer's Seite
Das Schwert erklingen ließ;
Hier hob den Feind die Großmuth und die Freude
Tief aus dem Burgverlies.

So laßt denn hoch den goldnen Becher wandeln,
Gefüllt mit Neckarwein!
Es gilt, wie Götz als Biedermann zu handeln,
Und treu und wahr zu seyn.

Gleich ihm der Welt die große Schuld zu zahlen
Der alten Redlichkeit;
In Stürmen fest zu stehn, wie in den Strahlen
Der sanften Frühlingszeit.

Es gilt, ein unvergänglich Mahl den Ahnen
Im Herzen zu erbaun.
Es gilt, es gilt, der Vorwelt erste Manen
In Herrlichkeit zu schaun.

Nichts soll den Glanz, in dem sie leuchten, mindern;
Erlöschen soll er nie.
Und glühend ruf' der Vater seinen Kindern;
Schaut hin, und seyd wie sie!

[1]) Im Jahre 1516 kaufte Götz von Berlichingen die Burg Hornberg von dem Ritter Conz Schott von Schottenstein.

Die Glocke von Wunnenstein,

von

Gustav Schwab.

Es steigt ein schöner Hügel,
Er steht voll Wald und Wein,
Dort weht der Lüfte Flügel
So kühlend und so rein.
Er trägt umsonst von Wonne
Den alten Namen nicht,
Es glänzt sein Haupt voll Sonne
Bis spät zum Abendlicht.

Und wenn ihr stehet droben
Und seht die goldne Flur,
Wenn es euch drängt zu loben
Die herrliche Natur;
Wollt ihr im Lied euch laben,
Durch drei der Lande hallt's:
Durch Franken und durch Schwaben
Und in die blaue Pfalz.

Wohl lauschte heilgen Klängen
Die graue Vorzeit schon:
Eine Glocke sah man hängen,
Die gab so hellen Ton.
Sie glänzte goldig im Blauen,
Wenn sie geschwungen ward,
Von frommen Klosterfrauen
Geschenk von seltner Art.

Wenn man sie hörte nieden
Im Dorf und nahen Thal,
Da legten sich im Frieden
Die Menschen nach dem Mahl.
Sie schliefen bei dem Klange,
Nach heißem Sommertag,
Und ihnen war nicht bange
Vor Blitz und Wetterschlag.

In ihrem Erz da lebte
So segenvolle Macht,
Als wenn ein Herz drin bebte
Laut schlüg' auf hoher Wacht.
Wenn die Gewitter dräuten,
Hört man aus hohem Sitz
Sie durch die Donner läuten,
Und sah sie glüh'n im Blitz.

Und auf die fromme Stimme
Horchte aller Wolken Schaar,
Daß sie in scheuem Grimme
Zersteubten wunderbar.
Da fuhren links die Wetter
Zum Alpgebirge bald,
Und rechts ab mit Geschmetter
Zum fernen Odenwald.

Und weh den schönen Fluren,
Durch die sie zogen hin,
Wo auf die grausen Spuren
Die Morgensonne schien!
Doch an des Berges Fuße
Das Dörflein sicher lag,
Da schaute mit heiterm Gruße
Herein der junge Tag.

Die dichten Blumenlauben
Kein Blättlein war gekränkt,
Die Pfirschen hatte, die Trauben
Ein süßer Thau getränkt,
Es wogten froh die Aehren,
Und wie vom Regen die Flur,
So glänzte von Freudezähren
Der Menschen Antlitz nur.

Da sah mit stillem Neide
Heilbronn die reiche Stadt,
Daß solche Wetterscheide
Das arme Dörflein hat.
Es muß sie wohl gelüsten,
Der Klang tönt gar so hold;
Wozu liegt in den Kisten
Das Silber und das Gold?

Des Schatzes Augen lauern
Mit tückisch rothem Schein;
Sie bieten ihn den Bauern,
Er lacht aus off'nem Schrein,
Sie sind bereit zu legen
Ihr Gold den Weg entlang,
Sobald der Glocke Segen
Von ihrem Thurme klang.

Bald hat die schwachen Herzen
Der eitle Glanz bethört:
„Es läßt sich ja verschmerzen,
Daß man sie nicht mehr hört!
Was kann ein Erz, das blinde?
Hell blickt des Goldes Strahl!
Auch haben wir Berg' und Winde,
Die schützen unser Thal!“ —

Und unter dumpfem Dröhnen
Die Glocke steigt vom Thurm,
Es tönt wie banges Stöhnen,
Zerriß'ner Klang im Sturm.
Auf einen stolzen Wagen
Läd't sie das Landvolk auf;
Er kann die Wucht kaum tragen,
Oft stockt der Rosse Lauf.

Und wie sie langsam führten
Durch's Thal den Trauerzug,
Die Wind' und Wolken sich rührten,
Sich senkte der Vögel Flug;
Und brütend lag die Hitze
Auf Feld und Wald ringsum,
Es leckten scheue Blitze
Den Boden bleich und stumm.

Und als sie vor den Thoren
Abluden ihren Hort,
Da sprach in ihren Ohren
Der Donner ein zornig Wort;
Und als man hub die Glocken
Mit Eile den Thurm hinan,
Sie kam hinauf nicht trocken,
Zu traufen es begann.

Jetzt ist es Zeit zu läuten;
Der Thürmer faßt den Strang.
Doch wehe, was will's bedeuten?
Die Glocke gibt keinen Klang!
Da draußen aber stürmet
Der Hagel und zuckt der Blitz,
Und Wolk auf Wolke thürmet
Des Himmels finst'rer Sitz.

Wie bang sie horchen Alle,
Zum Glockenthurm empor,
Nicht tönt von ander'm Schalle
Denn schwerem Donner das Ohr.
Es winkt des Himmels Feuern
Das glühende Metall,
Und Häuser und volle Scheuern
Ergreift der Flammen Schwall.

Die Felder sind zerschlagen,
Die Bäume sind zerschellt,
Von Beten und von Klagen
Erschallen Stadt und Feld:
„Die Luft läßt nicht vom Sturme,
Der Himmel hängt voll Nacht,
Seit wir nach uns'rem Thurme
Den stummen Fluch gebracht!"

So lösen sie mit Zittern
Die Glock' im hohen Haus,
Da hallt von den Gewittern
Der Donner mächtig aus.
Mit Macht und Müh' gehoben,
Steigt sie zum Wagen empor;
Der blaue Himmel droben
Thut auf das schwarze Thor.

Zwölf starke Rosse ziehen
Am Wagen schnaubend fort;
Doch fehlt die Kraft den Knieen,
Sie kommen kaum vom Ort;
Eilt, eilet, seyd nicht träge,
Fort mit dem schlimmen Gast! —
Doch auf dem halben Wege
Erliegen sie der Last.

Es hatten groß Betrüben
Die Bürger bei dem Zug;
Da kommt vom Dorfe drüben
Ein Bäuerlein am Pflug.
Wie der die Glock erblicket,
So weint er wie ein Kind,
Hat schnell sich angeschicket,
Lös't seine Thier' geschwind.

Er spannt sie vor den Wagen
Und schickt die Rosse fort,
Die Bürger steh'n und zagen —
Denn auf sein Schmeichelwort
Ermannen sich die Thiere,
Sie ziehen rüstig, leicht,
Am Dorfe sind die Thiere
Bevor der Tag erbleicht.

O, herzliches Willkommen
Mit Liedern und Gebet!
Wie, aller Angst entnommen,
Das Dörflein aufersteht!
Denn auf den Knie'n gelegen
War es in Wettersnacht,
Weil draußen stand sein Segen
Verwais't und unbewacht.

Es stand der Berg im Flimmern
Des letzten Sonnenstrahls,
Und wieder sah man schimmern
Die Wächterin des Thals;
Und als des Abends Dunkel
Verhüllend niedersank,
Ertönt' im Sterngefunkel
Von selbst der fromme Klang [1]).

[1]) Ueber die Entstehung dieser Glocke berichtet die Sage: Zur Zeit der Kreuzzüge griff auch der Ritter Stein von Wunnenstein zum Schwert und zog in's heilige Land. Als die Kreuzfahrer nach vielen Mühen und Kämpfen so weit vorgedrungen waren, daß sie die Zinnen von Jerusalem vor sich sahen, da fielen sie auf ihre Knie und baten Gott um Sieg in dem harten Kampfe, der ihnen noch bevorstand; unser Ritter Stein that das fromme Gelübde, eine Kirche auf seiner Burg zu erbauen, wofern sie Jerusalem erobern, und er seinen heimathlichen Boden wiedersehen würde.

Der Kampf begann und die Fahnen der Kreuzfahrer wehten bald auf den Zinnen Jerusalems. Nach Jahren kehrte auch Ritter Stein auf seine Burg zurück, und erbaute, seinem Versprechen getreu, eine Kirche, die dem heil. Michael geweiht wurde. Eine geweihte Glocke von ungeheurer Größe hing auf dem Thurm, die jedes Ungewitter von der Gemarkung Wunnenstein's verscheuchte. Das Weitere erzählt das Gedicht.

Karl der Große und der Siebenrohr-Brunnen.

Kein Volkslied.

I.

Horch! schrilles Jagdhornrufen
Dringt laut zum Himmel auf;
Das Wild, verfolgt von Rüden,
Entflieht in schnellem Lauf.

Der Kaiser hoch zu Rosse,
Den Schranzen all voran,
Folgt einem flinken Hirsche
Ohn' Rast zum fernen Tann.

Durch Schluchten, über Berge
Folgt er der blutgen Spur,
Erschöpfet endlich stürzet
Das Thier auf grüner Flur.

Der Kaiser steigt vom Rosse
Erfreut ob seinem Fang.
Es rufet die Genossen
Des Hüfthorns heller Klang.

In bergumgränztem Thale,
Auf einem kühlen Plan,
Springt sprudelnd eine Quelle
Hinmurmelnd ihre Bahn.

Da lagern sich die Müden
Zum frohen Mittagsschmaus;
Die dichtbelaubte Eiche
Wölbt drüber sich zum Haus.

Ermüdet von dem Ritte
Der Kaiser sinkt in's Gras,
Und trinkt in durstigen Zügen
Vom strahlendhellen Naß.

Zu Weine wird das Wasser,
Das Hüfthorn zum Pokal.
Nur Eines stört die Freude
Des Kaisers bei dem Mahl:

Am Springquell steht geweihet
Dem Odin ein Altar,
Dort bringen Alemannen
Noch ihre Opfer dar.

Das macht' ihm große Sorgen:
Der alte deutsche Gott
Der hasset ja die Knechte,
Will Freiheit oder Tod.

Doch Christi Priester lehren:
„Laßt ab vom ird'schen Reich,
Wir Priester und der Kaiser,
Wir sorgen schon für euch!

„Laßt uns die Herrschersorgen,
Thut Buße und seyd gut,
Zum Heile eurer Seelen,
Gebt uns nur Hab und Gut.

„Dann geht ihr ein zum Himmel
Entblößt vom ird'schen Tand,
Dort kommt ihr zu den Schafen,
Zu Gottes rechter Hand!"

Drum lobt, zum Wohl der Heiden,
Zu Christi Preis und Ehr,
Der Kaiser hier zu bauen
Ein Münster hoch und hehr.

II.

Die Thäler und die Auen
Von Blüthen sind beschneit,
Es prangen weit die Gauen,
In grünem Frühlingskleid.

Der Wolken dichte Fülle
Durchbricht der Sonne Strahl
Und malt mit rosigen Farben
Feld, Wälder, Berg und Thal.

Das ist ein Treiben und Schaffen
Ringsum im grünen Wald:
Zum hellen Sang der Vögel
Der Aexte Klang erschallt.

Und sieh! der Hain wird lichter,
Und wo der Altar stand,
Da schaut ein heilig Münster
Mit Pracht weit in das Land.

Die deutschen Götter stürzten,
Es siegt der Christen Gott;
Vergessen sind die Alten,
Vergessen — doch nicht todt!

Ein leises Rauschen stöhnet
Noch aus des Altars Grund,
Dort sitzen sie gebannet,
Die Götter noch zur Stund.

Doch wenn dem deutschen Reiche
Gefahren drohn und Nacht,
Da wächst das leise Rauschen
Zu grauser Stürme Macht.

Und naht dereinst dem Reiche
Der erste Freiheitstag,
Dann werden die alten Götter
Von ihrem Schlummer wach.

Sie brechen ihre Bande,
Und wandeln frei einher,
Thor schwinget seinen Hammer
Und Odin hoch den Speer.

Sie schmettern die Tyrannen
Tief in des Abgrund's Schooß,
Und frei wird nochmals Deutschland
Frei, einig, stark und groß [1])!

[1]) Wie dieses Gedicht, lautet ursprünglich die Sage. Sie hatte aber das Schicksal, wie fast alle deutsche Göttersagen, wir erinnern nur an die Sage von Friedrich Rothbart im Kiffhäuser, von Karl im Untersberg und Desenberg, vom Ritter Rodenstein u. s. w., sämmtlich Sagen von Odin, an dessen Stelle später die christlichen Helden gesetzt wurden — von christlichen Priestern verstümmelt zu werden. Von der in dieser Sage besungenen Quelle hat Heilbronn seinen Namen. Ob es nun früher Heilbronnen, Heiligbronnen oder Heldbrunnen geheißen, wollen wir nicht entscheiden.

Das Grab der letzten Dynasten von Hirschhorn

in der St. Kilianskirche zu Heilbronn,

von

E. Schuler.

I.

Zwietracht.

1600.

Zu Heidelberg am Schlosse, das jugendlich noch stand,
Versehrt nicht von der Menschen und nicht von Gottes Hand,
Da lachten alle Zinnen mit abendlichem Roth,
Als könnt' es nimmer trauern, als stürb' es keinen Tod.

Und drinnen in den Hallen ging eine laute Lust,
Die Becher strömten über, die Herzen aus der Brust;
Jed' Aug' sah in die Lüfte und fand ein golden Schloß,
Drin bei der schönsten Jungfrau ein ew'ger Frühling floß.

Der Pfälzer Churfürst Friedrich mit seiner Liebsten hold
Saß oben an der Tafel mit vollen Bechers Gold.
Von Lüneburg der Herzog, Johann von Brandenburg,
Von Hessen Landgraf Moriz und Philipp von der Murg;

Die saßen zwischen Frauen, wie zwischen Blumenlicht
Sich Dunkelgrün der Blätter mit goldnem Thaue flicht.
Bei einem süßen Fräulein, die schönste Blum' im Kranz,
Saß mild Friedrich von Hirschhorn und stolz der Junker Hans.

Von Handschuchsheim der Junker wohl noch ein Knabe war,
Drum trug er auch so trutzig um's Kinn das krause Haar;
Er drohte ferne Thaten, die er einmal noch thät',
Ging aus geträumten Schlachten, wie man als Sieger geht.

Drum fordert er auch Ehre von jedem Frauenbild,
Als hätte tausend Wunden sein träumerischer Schild;
Drum flammten eifersüchtig die Aeuglein ihm aus Brau'n,
Daß seiner künft'gen Thaten nicht achteten die Frau'n.

Der Erbtruchseß *) von Hirschhorn, der frommen Mutter Sohn,
Pflegt' in bescheid'nem Herzen getreu der Religion;
Doch wie des Thales Früchte zum wilden Forste mild,
So stieg zum wilden Muthe des Jünglings lieblich Bild:

Denn auf der Heimath Bergen bezähmt er manches Roß,
In Forsten sank manch' Wildschwein von seinem Jagdgeschoß;
Er schlug mit Neckar's Stürmen, mit Blitzen eine Schlacht,
Ihn mochte nur bezwingen der Schöpfung stille Pracht.

So wuchs er wie die Eiche in lachender Natur,
Das weiche Haar umwallte sein kräftig Antlitz nur;
Drum liebte manche Jungfrau ihn sehnsuchtsvollen Traums,
Möcht' schmücken ihre Locken mit Blättern dieses Baums.

---

*) Das Erbtruchseßamt (Truchseß, dapifer, gleich Seneschall, der die Oberaufsicht über Küche und Oeconomie der kaiserl. Hofhaltung führte und bei dem feierlichen Gastmahle, welches der Krönung des deutschen Kaisers folgte, vier silberne Schüsseln mit Rindfleisch auf die Tafel zu setzen hatte; — von Trug, das Essen) war am deutschen Kaiserhofe eine der höchsten erblichen Würden des Reichs, gehörte seit frühester Zeit zu Bayern, 1356—1623 dem Churfürsten von der Pfalz, und von da bis zur Auflösung des deutschen Reichs fast ununterbrochen zu Bayern.

Drum wandte Hildegarde zu ihm ihr Angesicht;
Drum aus des Junkers Seele des Zorns Gedanke bricht:
„Mein gnädig Fräulein, drehet Euch ganz zum Hirschhorn um,
Das Hälschen, fürcht' ich, wachse Euch sonst gar häßlich krumm.“

Blaß bebet Hildegarde, wie an der Gluth die Ros',
Und kehrt die schönen Augen hernieder auf den Schoos.
Doch Friederich der Truchseß, ein flammend Augenpaar,
Wie wenn der Blitz in Söller herabgefahren war:

„„Herr Junker! — feiger Knabe, was schimpfest Du so kühn?
Die Jungfrau macht die Galle dir im Gesichte glühn?
Bei Gott! hör ich — und räche nicht — Unglimpf deutscher Frau'n,
So werd' aus deinem Schlunde die Zunge nicht gehau'n!““

„Sieh da, der sanfte Koser, wie wird er ritterlich,
So süße bei den Frauen, den Männern bitterlich!
Wie seinen Rindern will er die Zungen aus uns hau'n,
Verstehet umzugehen mit Rindern und mit Frau'n“ —

„„Herr Churfürst, weiset gnädig den frechen Hohn zu Recht,
Erlaubet meinem Degen, jetzt trifft er mir nicht schlecht!““

— Noch wehte sanft die Freude in der Versammlung Kreis,
Wie sanfte Lüftchen wehen im Blüthenwald des Mai's:

Da aus der Zwietracht Wolke fuhr lichter Blitze Loh',
Daß aus dem Kreis die Freude mit ihrem Witze floh.
Da ward es plötzlich stille, wie in Gewittern still,
Und horchte man zum Donner, was seine Stimme will.

Doch jene stürmen eilig selbander aus dem Saal,
Die Mitternacht erwartend im schönen Neckarthal;
Denn ernst verwies der Churfürst des Zornes freveln Streit
Und dieses Streites Schlichtung zur eignen Tapferkeit. —

II.

Fluch der Mutter.

Des Mitternachts im Markte liegt Hans von Handschuchsheim;
Er lieget wol im Blute; die Mutter schläft daheim;
Er lieget wol so friedlich, wie in dem letzten Schlaf;
Der Truchseß mit dem Degen ihn durch die Lunge traf.

Jetzt ist aus seinem Busen der laute Haß geflohn;
Die Mutter schläft zu Hause; im Blut der einz'ge Sohn.
Er lächelt wie ein Kindlein, als wär' er ohne Fehl';
Der Liebe Wesen lernet jetzt kennen seine Seel'.

Sie tragen über'n Neckar ihn stumm nach Handschuchs-
heim,
Den einz'gen Sohn der Wittwe; die Mutter schläft daheim.
Sie tragen ihn zum Schlosse, sie pochen an der Thür',
Da tritt mit einer Lampe vom Schlaf die Mutter für.

Da sieht sie auf die Leiche und siehet starr sie an,
Und bleibet lange stehen und siehet starr sie an.
Jetzt stellen sie ihn nieder, sie stürzt auf ihn herab,
Ihr wird so leicht im Wahnsinn, wie bei dem Sohn im
Grab.

Jetzt wacht sie auf so bleiche, wie bleich der einz'ge
Sohn,
Und will sich aufwärts raffen, wie aller Welt zum Hohn.
„Wer hat dies Blut vergossen, vergossen wer dies
Blut?"
So rufet sie im Hohne und lächelt in der Wuth.

Und „„Friederich von Hirschhorn!"" durchmurrt der
Träger Chor. —
„Der Friederich von Hirschhorn!" ruft sie entsetzlich vor.
„Der Friederich von Hirschhorn! — Gibt es noch einen
Fluch,
„Den noch die ganze Erde seit Ewigkeit nicht trug?

„Der Friederich von Hirschhorn! Gott müss' ihm nie verzeihn,
„Gott müss' ihm nie verzeihen, ihm nie barmherzig sein!
„Der Friederich von Hirschhorn! Ich schwöre dir's, mein Kind,
„Die Rache soll die Seele ihm streuen in den Wind!

„Der Friederich von Hirschhorn, der einzige Dynast,
„Soll nimmer auf der Erde gehaben Ruh' und Rast!
„Und wie mit dir, mein Leben, des Vaters Stamm erlischt,
„Sei auch der Name Hirschhorn im Lebensbuch verwischt!"

Sie hören Alle schaudernd der Mutter grausen Fluch,
Als müßt' auch Hansens Leichnam aufschrecken aus dem Tuch.
Sein Antlitz lächelt ruhig, als wollt' es sagen laut:
„Doch vor dem Gott im Himmel die Seele nimmer graut!"

III.

Unheil.

Der Pfälzer Churfürst baute die Friedrichsburg am Rhein
Und zog im heitern Mannheim in seine Burg hinein.
Sein Seneschall*), der Hirschhorn, begleitet ihn so gern;
Zu Heidelberg vom Markte möcht' er wohl noch so fern.

Ach, wo an allen Enden hätt eine Seele Rast,
Auf die ein mahnend Antlitz erglänzt mit blut'gem Glast!
Die Burg der Heimath scheuchet sie, wie ein Burgverließ,
Ihr ist versperrt auf Erden das traute Paradies.

Da will der Truchseß gründen ein neues Heimathland,
Um Ursula von Helmstädt schlingt er der Ehe Band;
Das Alte will er tilgen und sich die Welt erneu'n,
Glückseliger Erinn'rung hat er sich nicht zu freu'n.

Doch düsterte sein Leben, auslischt des Irrlichts Schein,
Es lag die schöne Freyin bald todt in ihrem Schrein.
Es zogen schwarze Nächte sich um sein einsam Herz;
Kein Sternlein wollt' ihm leuchten in diesem neuen Schmerz.

---

*) Seneschall, vom altgermanischen Sente, d. i. Heerde, Vieh (noch erhalten in Senne, Viehhütte) und Schalk, Knecht, so v. w. Aufseher über das Hauswesen, und an Höfen namentlich (wo dem, der die Tafel besorgte, auch die Sorge für die Heerden oblag) so v. w. Hofmarschall (Truchseß, dapifer.) —

Er war der letzte Hirschhorn, kein Söhnlein tröstet' ihn;
Am Neckar zu den Burgen zog er nur traurig hin.
Nicht hört' er wol der Mutter Fluch in der Mitternacht,
Doch über seinem Haupte der Fluch der Mutter wacht.

Und Corduba und Tilly verwüsteten die Pfalz,
Die Heidelberger Thürme versanken tiefen Falls;
Und jene zogen blutig wol aus der Wimpf'ner Schlacht,
Drum sank auf ihrem Wege wol auch der Schlösser Pracht.

Die Schwerter der Barbaren die hieben Felsen durch,
Mit Thürmen stürzten Wälle von mancher stolzen Burg,
Im Flusse lag die Neuburg, das hohe Lindenberg,
Und Thurm und Schieferhaube nur blieb auf Zwingenberg.

Ach, auch dein Schloß der Jugend, o Hirschhorn, sah so kahl,
Als ob sie wollten nehmen dir Alles auf einmal.
Die Fenster sahen trübe, der Himmel Gottes drein,
Du, Truchseß, siehst so trübe, mußt gottverlassen seyn!

Es starben alle Freunde dir in der welschen Schlacht,
Du kämpftest, um zu sterben, hast's nicht zum Tod gebracht:
Du standest in der Mitte der mörderischen Pest
Und klammertest am Tode dich ungemordet fest!

IV.

Casimir.

Die Liebe reichte tröstend noch einmal ihm die Hand,
Warf einen Freudenschleier um sein verheertes Land.
So rufet aus den Trümmern des ganzen ganzen Glücks
Gott immer einen Engel, der heilet zarten Blicks.

Am Busen seiner Agnes wollt' ruhn der Seneschall,
Sein Herz hat so gelitten, vergaß der Schulden all;
Er hat sie all gesühnet; er gab ja Alles hin;
Es muß ihm Gott verzeihen, will er zur Liebe flieh'n.

Und eines Morgens reicht sie ihm einen Sohn ans Herz,
Agnes von Helmstädt weinet vor Freud' in ihrem Schmerz;
Er hebet ihn gen Himmel und opfert ihn dem Herrn
Und weinet Freudenthränen, möcht' rufen nah' und fern:

„Es hat sich Gott erbarmet, Er ist mir wieder hold,
Er hat mir den gegeben, genommen Land und Gold!"
Er hebet ihn gen Himmel, an einem Sohne reich;
Was ist des Vaters Jubel bei diesem Sohne gleich!

Jetzt können sie zermalmen die Burgen Stein vor Stein,
Das Gold ihm alle senken die Neckarfluth hinein!
Sie können Schlachten halten! — Er und sein Casimir
Zieh'n mit der zarten Mutter ins friedliche Revier.

V.

Der letzte Hirschhorn.

1632.

An deinem weiten Herzen, in deiner Herrlichkeit
Wird der Betrübten ängstlich Gemüthe wieder weit,
Heilbronn! es ziehet sehnlich an deinen holden Strand,
Wer für sein Herz, wie Friedrich, der Liebe Rasten fand.

Da kann der Nachen ruhen im grünen Strandgehäg,
Die Liebe mit der Liebe sich rudern im Gespräch;
Da kann ein Geist erforschen der Schöpfung Herrlichkeit,
Ein Herz dem andern klagen des Leids Vergangenheit. —

Doch eines Sommerabends der Truchseß sonder Reu'
Weilt' in dem Sulmer Thale beim Freund auf „Weibertreu" *),
Wo sich der lichten Ferne rundum sein Aug' erfreut,
Er möcht' aus Hirschhorn hören einladend ein Geläut';

Daß nach der Kindheit Heimath, nach seinem trauten Fluß,
Nach allen frommen Stellen er sendet' einen Kuß.
So leicht fühlt er den Busen, als hab' ihm Gott verzieh'n,
Nach Hirschhorn zog's ihn mächtig, mit Weib und Sohn zu ziehn.

---

*) Weibertreu, d. i. die Weinsperger Burg.

Er drückt' dem treuen Freunde Oehringen still die Hand
Und kehrte heim nach Heilbronn, wo er Agnesen fand;
Doch Wehe! welche Tücke schwärzt seiner Freude Roth,
Sie saß in dunklem Kleide vor ihrem Sohn — der todt.

Und Friederich aus Nächten, die seine Seel' umfloh'n,
Hört' eine Stimme rufen über dem todten Sohn;
„Es sei der Name Hirschhorn verwischt im Lebensbuch!
Dies ist bei Gott beschlossen, ist einer Mutter Fluch!" —

Der arme Truchseß konnte nicht weinen lebenslang,
Der Fluch der Mutter tödtlich auch ihm das Herz durchdrang;
Das liebe todte Antlitz ihm stumm, zu kommen, rief;
Ach, auch der arme Truchseß den letzten Schlummer schlief!

Es liegen blanke Särge bei Kilians Altar *),
Drin schlafen Sohn und Vater; und Gott barmherzig war.
Denn um die heil'gen Särge die Ruhe singend schwebt:
„O freuet euch! — Ich weiß es, daß mein Erlöser lebt!"

Die Zeitschrift Charis Jahrg. 1822 Nro. 55. theilt über die letzten Dynasten von Hirschhorn folgendes mit:

Anmerkung Weipprechts von Gemmingen zu Hornberg zum Hirschhorn'schen Stammbaum.

---

*) In der Kilianskirche zu Heilbronn. Die Worte des letzten Verses sind auf den Särgen geschrieben.

Notate, Posteri! Gott der Allmächtige läßt mit sich nicht scherzen. Friedrich von Hirschhorn, ultimus familiae, hat ohne Ursach mit Johann von Handschuchsheim, dem ultimo familiae, eine Querelle angefangen, welchen Princeps Elector wehrhaft gemacht und einen Degen sammt Wehrgehenk verehrt. Diesen hat der von Hirschhorn kurtzumb sogleich haben wollen, weil ihm diese Ehre als Erbtruchseß gebühre, welches der andere billig abgeschlagen, und zwar mit gebührender Remonstration, welche aber nicht verfangen wollen, und hat der von Hirschhorn seinen Aerger fortgesetzt, und also alsobalden in Duello zusammengekommen, da der von Hirschhorn dene von Handschuchsheim todt gestoßen. Als es aber die Frau Mutter erfahren, hatte sie gewünscht, daß der von Hirschhorn auch, als der letzte seines Stammes und Namens sterben möge, und seine Kinder überlebe, welches denn auch geschehen. Gott hat ihme mit beeden Weibern viel Kinder gezeigt, aber alle vor der Zeit wieder hinweggenommen.

Ein Exempel, daran man sich zu spiegeln, und darff man offt nicht fragen, warumb die Geschlechter ausgehen.

Scripsi den 18. December 1661.

Weipprecht von Gemmingen.

Friedrich von Hirschhorn verheirathete sich zum erstenmahl mit Ursula von Sternenfels, mit welcher er mehrere Kinder erzeugte, die alle frühzeitig verstarben, und nach dem Tode dieser seiner ersten Hausfrau A: 1629 verheirathete er sich mit Agnes Margaretha v. Helmstätt.

Die Kriegs-Ereignisse in der Pfalz nöthigten ihn, seinen Aufenthalt zu Heilbronn zu nehmen, wo sein einziger Sohn Johann Casimir den 3. Aug. 1632 verstarb, dem er den 22. Sept. 1632 nachfolgte. Beide wurden zu Heilbronn

in der Hauptkirche in zinnernen Särgen in einem Grabgewölbe beygesetzt, welches man im J. 1733 öffnete und folgende Inschriften auf den Särgen fand, welche die Deduction der Zwingenberg'schen Erbs-Interessenten ꝛc. des Grafen v. Wieser Beil. Lit. U. angiebt.

Auf dem kleinen Sarge:

Friderici ab Hirschhorn Domini
in Hirschhorn et Zwingenberg;
Agnetis Margarethae ab Helmstatt
Conjugum moestissimorum filius unicus
charissimus Joh. Casimirus natus 11. Septembr.
A: 1631 sequenti anno 1632. d: 3. Aug:
Heilbronnae denatus, hac urna tegitur
exanguis, anima in manu Dei
beata aevo sempiterno perfruente.

Auf dem großen Sarge:

Nobilissimi et vere Germani pectoris
exanime corpus Friderici ab Hirschhorn
Domini in Hirschhorn et Zwingenberg
Electoralis Palatinatus Dapiferi hereditarii
hujus familiae et gentis postremi novissimique
nati anno 1580 Mens: Maj: 25 die, denati
anno 1632 d. 22 Sept: hoc conditorio sompositum continetur, anima beata aevo
sempiterno perfruitur.

Der Zweikampf fiel zu Heidelberg vor, am Hoflager des Kurfürsten Friedrich IV., am 11. Decbr. 1600. Johann von Handschuchsheim starb an den Folgen des Zweikampfes den 31. Decbr. 1600, als der letzte dieses Geschlechtes. Seine Mutter war Ammel Beusserin von und zu Ingelheim.

Nach diesen Notizen bearbeitete Haug seinen „Zweikampfs in Heidelberg.“ Schuler benutzte eine andere Version, nach

welcher der Streit um Agnes, die Tochter des Kurfürsten entstand, die auch Stollberg zur Grundlage seiner „Romanze" machte:

„In der Väter Hallen ruhte
Ritter Rudolphs Heldenarm,
Rudolphs, den die Schlacht erfreute,
Rudolphs, welchen Frankreich scheute
Und der Sarazenen Schwarm ꝛc.

Stollberg hat jedoch Namen und Facta mit größter Freiheit behandelt; Albrecht (Handschuchsheim) fällt nämlich; Agnes sieht es, fällt und stirbt ebenfalls; Horst (Hirschhorn) stürzt sich bei diesem Jammer in sein Schwert, und Agnesen's Vater

„Rudolph nahm die kalte Tochter
In den väterlichen Arm,
Hielt sie so zwei lange Tage,
Thränenlos und ohne Klage,
Und verschied im stummen Harm."

Der Graf und die Königstochter.

O daß ich könnt von Herzen
Singen eine Tageweiß,
Von Lieb' und bittern Schmerzen!
Merkt auf, merkt auf mit Fleiß,
Wie's einer Königstochter ging
Mit einem jungen Grafen!
Nun hört groß Wunderding!

An ihres Vaters Tafel
Saß mancher Ritter werth,
Doch liebte sie den Grafen
Vor Allem, was auf Erd',
Was Gott durch seine Weisheit schuf;
Aus heimlichen, bangen Herzen
Thät sie so manchen Ruf.

„Herr Gott, send' mir das Glücke,
„Daß er mein Herz erkenn'!
„Lös mir auf Band und Stricke
„Der edlen Venusin!“
Und was ihr in dem Herzen lag,
Das lag wohl auch dem Grafen
Im Sinn bei Nacht und Tag.

Keins klagt dem andern offen,
Was ihm am Herzen lag;
Ein jeder thäte hoffen
Einen guten Freudentag,
Der doch zuletzt mit Jammer kam,
Sie schrieben sich Liebesbriefelein,
Ganz frei und ohne Scham.

Darin sie sich gemeldet
Von einem Brunnen kalt,
Der lag so weit im Felde,
Vor einem grünen Wald,
Wer ehe käm' zu des Brunnens Fluß,
Der sollte des andern warten;
Also war ihr Beschluß.

Die Jungfrau thät sich zieren
In einen Mantel weiß,
Ihre Brüst' thät sie einschnüren,
Vermacht mit allem Fleiß.
Auch sprach die edle Jungfrau schon:
„Kein Mann soll mir's aufreißen,
Denn eines Grafen Sohn!"

Sie kam wohl zu dem Brunnen,
Sie fand viel Lust und Freud',
Sie dacht: „ich hab' gewonnen;
„Mein Trauern ist zerstreut,
„Aus aller Noth bin ich erlös't,
„O daß ich säh' hertreten
„Mein' Hoffnung und mein Trost!"

Zur Hand lief aus dem Walde,
Eine grimme Löwin her,
Die Jungfrau sah sie balde,
Sie lief von dannen fern,
Und kam nicht wieder denselben Tag;
Ihren Mantel ließ sie liegen,
Daraus kam Noth und Klag'.

Die Löwin warf ihre Jungen
Wohl auf den Mantel gut,
Der Mantel ward durchdrungen
Von Schweiß und rothem Blut.
Darnach die Löwin wieder ging
Zu Walde mit ihren Jungen,
Da kam der Jüngeling.

Wie er den Mantel gefunden,
Besprengt mit Blute so roth,
Da schrie er laut zur Stunden:
„O weh! meine Liebe ist todt,
„Wie sie mich nicht gefunden hat,
„Hat sie sich selbst getödtet.
O weh, der großen Noth!

„Nun mag es Gott erbarmen!“
Thät' er so manchen Ruf.
„O weh, o weh mir Armen
„Seither, daß Gott mich schuf!“
Sein Schwert, das zog er aus der Scheid'.
„Nun kömmts mit mir zu Ende,
Heilig Dreifaltigkeit!

„Wie hast du meiner vergessen,
„Wo ist das edle Weib?
„Sie haben die Thiere gefressen,
„So gilt's auch meinem Leib!
„Sie ist durch mich gestorben, hie
„Will ich ihren Leib bezahlen.“
Er fiel auf beide Kniee.

„Gott segne dich, Mond und Sonne,
„Desgleichen Laub und Gras!
„Gott gesegne dich, Freud' und Wonne,
„Und was der Himmel beschloß!“
Sein Schwert, das stach er durch sein Herz.
„Es soll kein Frauenbilde
„Durch mich mehr leiden Schmerz.“

Die Sonne sank zum Abend,
Die Jungfrau wieder kam
Wohl zu dem Brunnen gelaufen,
Ein tödtlich Herz vernahm,
So bitterliche Klage fürwahr;
Sie rang ihre schneeweiße Hände,
Rauft aus ihr gelbes Haar.

Die Jungfrau thät sich neigen
Wohl auf den Grafen schön:
„Gott gesegne dich, Erb' und Eigen
„Und dich königlich Kron!
„Desgleichen Feuer, Wasser, Luft und Erd!"
Indem thät sie aufspringen,
Und zog aus ihm sein Schwert.

„Hast du durch mich aufgeben
„Land, Leute, Ehr' und Gut,
„Verloren hie dein Leben,
„Vergossen auch dein Blut,
„Weil du gemeint, ich sey ermordt,
„So will ich bei dir bleiben
„Ewiglich hier und dort."

Das Schwert, das thät sie stechen
Durch ihr betrübtes Herz.
Gott wollt' nicht an ihr rächen
Den Tod mit ew'gem Schmerz!
Denn es wahrlich am Tage liegt,
Die Lieb' überwindet alle Dinge
In dieser betrübten Zeit [1]).

[1]) Der Stoff zu dieser schönen und rührenden Erzählung soll sich in einer geschriebenen Chronik erhalten haben, die sich früher in Heilbronn befand. Der Siebenröhr-Brunnen in Heilbronn scheint schon lange ein gefeyter und geweihter Brunnen für die nahen und fernen Umwohner gewesen zu seyn. Münsterus läßt dort sogar den Siegfried erschlagen werden, und glaubt: Heilbrunnen habe ursprünglich Heldbrunnen geheißen. (Siehe die Note zu „Siegfried's Tod.") Die hier mitgetheilte Sage von dem Grafen und der Königstochter hat viel Aehnlichkeit mit der alten Fabel von Pyramus und Thisbe, was mehre Schriftsteller verleitet hat, sie für eine Nachahmung derselben zu erklären. Wir wollen aber diese schöne Sage der Stadt Heilbronn nicht streitig machen, denn daß ihre Töchter der Aufopferung fähig sind, wissen wir aus der Geschichte der Kätchen von Heilbronn.

Kätchen von Heilbronn.

Frisch Liedlein.

Ein Ritter vor der Schmiede hielt
Zu Heilbronn in der Stadt:
„He Schmied! he Schmied! flink meinen Schild,
Mein Rösselein beschlag,
Mach blank den Speer
Und meine Wehr,
Daß ich mag fürder traben.

Der Ritter in die Stub' eintrat,
Nicht saß er lang allein;
Des Schmied's schön Töchterlein sich naht
Sie brachte kühlen Wein —
Was wirst Du roth,
Was wirst Du bleich,
Was wirst Du Ros' und Lilien gleich?

Das Mägdlein krank zusammenbrach,
Der Wein er floß zur Erden,
Dem Ritter sie zu Füßen lag,
Als wolle schier sie sterben.
Zu Roß stieg er
Das Herz gar schwer,
Wußt' nicht, wie ihm geschehen.

Das Mägdlein an der Zinnen stand,
Hub kläglich an zu weinen:
„Gedenk an mich Du edler Knab,
„Laß mich nicht lang alleine,
„Kehr wieder bald
„Dein lieb Gestalt
„Lös't mich aus schweren Träumen!“

Der Ritter über die Brücke ritt,
Sein Rößlein warf er umme:
„Ich denke Dein, Schmiedstöchterlein,
„Ich darf nicht wiederkommen,“
Viel Scherz, viel Schmerz
Brach ihr das Herz —
Sie stürzte von der Zinnen*).

*) „Das angebliche Haus des Kätchens von Heilbronn, unweit des im halbdorischen Styl gebauten Schlachthauses, bewohnt jetzt noch ein Schmied von eben so viel Geschicklichkeit als Humor, der schon seiner kräftigen Gestalt nach, aus jener guten Zeit übrig geblieben seyn muß.“ (Kaufmann die Neckarfahrt S. 4.). Uebrigens kam Kätchen nicht so tragisch um's Leben, wie es nach dem vorstehenden Liede scheint, durch den Sturz hatte sie nur die Lenden gebrochen. Doch hören wir die ganze Geschichte, wie sie Börne in seinen dramaturgischen Blättern S. 124 ffg. nach dem Schauspiele „das Kätchen von Heilbronn“ von Heinrich v. Kleist erzählt:

Graf Wetter von Strahl, reich, im Lande angesehen, edelstolz, voll des Muthes und der Kraft seines jugendlichen

Alters und jener alten Zeit, ein an Seele wie an Leib geharnischter Ritter — und Kätchen, Tochter eines Bürgers von Heilbronn, ein süßes, wunderschönes Mädchen, werden sie, die sich nie gesehen, von einer geheimnißvollen Macht einander im Traume angetraut. Dem todtkrank darniederliegenden Grafen erscheint im Wahnsinne des Fiebers ein glänzender Cherub, führt ihn weit weg in die Kammer eines schönen Kindes, und zeigt es ihm als die für ihn bestimmte Braut, sagend, es sey die Tochter des Kaisers. Dieselbe Nacht sieht Kätchen im gesunden Traume (das gesunde Weib erhebt sich zum kranken Manne, wie das wache zum schlafenden) einen schimmernden Ritter eintreten, der sie als seine Braut begrüßt. So sich angelobt, bringt später ein Zufall den Grafen in Kätchens Vaterhaus. Diese, ihn erblickend, erkennt alsogleich die Traumgestalt. Da stürzt plötzlich ihres Körpers und ihrer Seele Bau und eigene Haltung zusammen, sie fliegt ihrem Pole zu und bleibt ohne Willen und Bewegung an ihm hangen. (Als nun der Ritter fortreitet, stürzt sie sich dreißig Fuß hoch auf das Pflaster der Straße nieder. Kaum hat sie sich von dem schweren Falle erholt, so schnürt sie ihr Bündel und folgt dem Grafen von Strahl). Vergebens wird sie vom Ritter weggerissen, von diesem selbst mit Füßen zurückgestoßen, wie ein Thier, wie eine Sache behandelt, sie ist immer wieder da, und folget ihm auf allen seinen Zügen. Wohl lernt er das Bürgermädchen lieben, aber werther bleibt ihm sein Ritteradel. Endlich bis in den Grund des Herzens gerührt, forscht er Kätchens Inneres aus, da sie einst im magnetischen Schlummer sich befand, wo die Seele, zwischen der Nacht der Erde und dem Tage des Himmels in der dämmernden Mitte schwebend, mit einem Blicke beide umfaßt, und da ward ihm kund, was er im Geräusche eines thatenvollen Lebens nicht früher erhorchen konnte, daß sie die Verheißene sey, die ihm im Traume gezeigt worden. Später tritt

auch der Kaiser auf, gibt sich als Kätchens natürlichen Vater zu erkennen und diese, nachdem er sie zur Fürstin erhoben, dem Grafen zum Weibe.

Kloster Maulbronn,

von

Magenau.

Sieh, Wandrer! hier am Thurm in Stein
Abkonterfeit ein Eselein,
Es soll die Nachwelt noch belehren,
Was hier geschah zu Gottes Ehren.

Der Väter Andacht hat vertraut
Dem frommen Thier und hier erbaut
Ein Kloster und aus treuen Händen
Es wohlbegabt mit reichen Spenden.

Zwar seiner Zierde längst beraubt,
Ragt doch noch stolz sein graues Haupt
Aus tiefem Grund mit seinen Thürmen
Und seiner Mauern festen Schirmen.

Zum frommen Bischof Günther trat
Der Mönche Botschaft einst und bat,
Der hartbedrängten Zeiten wegen,
Um seinen Schutz und seinen Segen.

Herr! sprachen sie, der edle Greis
Von Lomersheim hat Gott zum Preis
Ein Haus, zum Heil auch frommer Seelen,
Uns zwar erbaut in seinen Pfählen;

Doch ach! auf eitel Sumpf erbaut,
Ist es von Wäldern rings umgraut,
In welchen schlimme Vögel nisten,
Die nur auf Mord und Raub sich rüsten.

Frei brechen sie mit kühnem Muth
In's Klösterlein; das heil'ge Gut
Ist selber in des Tempels Hallen
Gesichert kaum vor ihren Krallen.

Sie schirmt des Dickichts düstre Nacht,
Und schwach, o Herr! ist unsre Macht,
Drum flehen wir: Verleiht uns Armen
Ein mild'res Plätzlein aus Erbarmen!

Und tief gerührt von ihrer Noth
Thät Günther, was sein Herz gebot,
Er sprach: Von meinen Gütern allen
Wählt Euch ein Plätzlein nach Gefallen!

Erfreut verließ der Mönche Chor
Den Bischof; — nun, sprach der Prior,
Soll uns der Himmel selbst verkünden,
Wo wir das Kloster mögen gründen.

Oft wird durch schlechter Thiere Mund
Den Menschen Gottes Wille kund,
Wie schon vor vielen hundert Jahren
Dort der Prophet an sich erfahren.

Und drum, ihr Brüder! wählen wir
Zum Führer ein prophet'sches Thier,
Den Esel, uns, den grauen Rücken
Soll ihm der heil'ge Chrysam schmücken!

Nach dieser heil'gen Weih' Empfang
Zieh er hinaus, wohin der Drang
Des innern Lichtes ihn wird mahnen,
Wir folgen ihm mit Kreuz und Fahnen.

Und wo er nach des Weges Last
Sich niederlegt zu süßer Rast,
Da will der Herr durch ihn verkünden,
Daß wir das neue Kloster gründen.

Und freudig trat die Klerisei
Des Priors weisem Ausspruch bei,
Bald sah man aus den vor'gen Hallen
Die Esels-Ambassade wallen.

Doch langsam schritt nach freier Wahl
Das träge Thier durch Wald und Thal,
Und schlecht bekam den Herrn das Fasten,
Der Führer wollte nirgends rasten.

Ach! seufzten sie: Wie freundlich blickt
Die Rebenflur, so reich geschmückt
Mit gold'ner Frucht, zu uns von drüben!
Möcht' es dem Esel dort belieben!

Und kaum, daß sie die Götterkost
Geschmeckt, der Trauben süßen Most,
Werth, mit Elfingerwein ihn zu lecken
Begann der Esel sich zu strecken.

Ein lärmend gratias erscholl!
An einem Born, der kühlend quoll,
  Warf er, die Glieder zu erquicken,
  In's Grüne sich von freien Stücken.

Und plötzlich neigt ein jedes Knie
Sich um ihn her voll Sympathie;
  Es ward von den entzückten Zungen
  Sein Lob gestammelt und gesungen.

Und hier, wo er Sieste hielt,
Und sich am Brunnen hat gekühlt,
  Im stillen Thal voll gold'ner Reben,
  Sah man das Kloster sich erheben.

Und zu des Esels ew'gem Ruhm
Ward drauf das neue Heiligthum
  Maulbronn genannt; das Bild des Grauen
  Ist, wie gemeldt, am Thurm zu schauen.

Wie baß im neuen Canaan
Die frommen Väter sich gethan,
  Bis Herzog Ulrich sie vertrieben,
  Steht in der Chronika geschrieben.

Maulbronn ein berühmtes Cistercienser Kloster, welches Walther von Lammersheim und Günther, Bischof zu Speier und Graf zu Leiningen, 1148 gestiftet. Es blieb daſselbe so lange bei der Pfalz, bis 1404 Herzog Ulrich von Würtemberg dem Churfürsten der Pfalz auf Befehl Maximilian's I. mit 21,000 Mann ins Land fiel, und dieses Kloster nebst andern Plätzen wegnahm. Hans Glaser von Auern hat uns in einem alten Gedicht von diesem Mord-, Brand- und Raubzug: „Ain hübscher Spruch vonn dem württembergischen Krieg. Wie Herczog Vlrich von wirttenberg mit seinem hör bekriegt hat Herzog philippen pfallzgrafen bei Rein, vnd ihm abgewunnen stett, schlösser vnd dörffer, nämlich hienach volgendt: Maulbrunnen, Knittlingen, Bretthaym, Bässikam, Löwenstein, Neverstett, Weinsperg, Widern, Mekmülen, Ingerẞen, Groẞgart vnd vil dörffer vnd das ganẞ kröchgew (Kraichgau) ꝛc." folgende Reime über die Einnahme von Maulbronn hinterlassen:

„ . . . .
Da gesahe man nye hübscheres hör
gerist mit harnasch, vnd mit wör.
Dreyssig tausent meld jch fürwar.
in diesem obgemelten jar
Nun merckend das jch nit leug
auch hat er ein grossen raisigen zeug
Das darff jch für ein wahrheit sagen.
Die erst wagenpurg ward geschlagen
Vor Fayhingen hoch auff einem rain
da nam man das erst lezen ein
Ist manchem mann wol bekannt.
vil dörffer hat man da verprannt.
Darnach wolt man thun ain sturm
Man ruckt für ainen vesten thurm
Acht jch auff dreytausent man.

mit geschütz want man den thurn an
Die wagenpurg that man rucken für
dem abbt von maulprunn für die thür
Bald schoß man ab die ersten gewör.
da ruckt man fürbas mit dem hör
Mit den büchsen hinder die mauren.
da was man schiessen on alles trauren
Schlangen Carthonen richt man an
an die obern wör ließ man sy gan.
Auß dem bolwerck schoß man mit mut
der pfaltzgraf hat verpawen groß gut
Vnd maint er wölt sein wol geniessen
ain fürst müst sich arm dran schiessen
Ee er zu dem bolwerck käm
ich wil gschwaigen, das er das Kloster gewän
Sie schussen heraus mit abenteur
auß dem bolwerck mit prinnendem Feuer
Ain hauptstuck ließ man zu in gan
da mochten sy kein ru nit han
Das hat got der herr erkennt,
das daz bolwerck ward verprennt
Daraus theten sy nit mehr schaden.
die Haubtstuck that man alle laden
Vnd ließ sy wider die mauren gan.
sy klopfften gar vntugentlich an
Maurfell *) hat den ersten gethan
hinnach ließ man die Rosen **) gan.
Das Kloster was so wohl gebawen,
das einem noch darob möcht grawen,
Wenn er ain sturm da sölt than.

---

*) Name der Kanonen.
**) Name der Kanonen.

hertzog Vlrich sach das an
Kainen kosten wolt er da sparren.
mit den stucken theten sy faren.
Die vlmerin*) was jm land ain gast
durch die mauren trang sie vast
Nürnbergerin**) war die vierdt,
sy hand mit dem abbt disputirt
Daß er selber hat verschworn
das er das Kloster hat verlorn
Ich will es für ain wahrheyt sagen.
es ward gewunnen in syben tagen,
Da ließ man sich kein kosten taurn.
man wolt sie mustern die kölblins pauren
Das sy im Kloster nit hetten gemach.
man zerschoß bastey vnd alle tach
Vnd thet sy von den weren treiben.
das jr keiner mocht sicher bleiben
Er wär wagner oder schmid
die münich hetten selbs kein frid
Die büchssen wurden hart geladen.
das pracht den thürn vnd mauren schaden.
Das sy vielen oben ein
jr keiner trauwet sicher seyn.
Ain büchs die hat ein schuß gethan
das sol man für ein wunder han.
Hinter dem fron altar das ist war
ain Pfosten traff sy gantz vnd gar
Das das Glas alles zerprach
Vnd dem altar kain laid beschach
Noch ließ man aine nach jr gan,
sy haben baid kain schaden than."

*) Name der Kanonen.
**) Name der Kanonen.

Als sich später der Kaiser mit dem Pfalzgrafen verglich, behielt der Herzog Ulrich das Kloster Maulbronnen; seit der Zeit ist es beständig bei Würtemberg verblieben.

Auf den um das Kloster gelegenen Bergen wächst der sogenannte Elf-Finger-Wein, welcher so gut schmecken soll, daß man nicht nur alle zehn, sondern gar elf Finger darnach lecken möchte.

Die Weiber von Weinsberg,

von

G. Bürger.

Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt?
Soll seyn ein wackres Städtchen,
Soll haben, fromm und klug gewiegt,
Viel Weiberchen und Mädchen.
Kommt mir einmal das Freien ein,
So werd' ich eins aus Weinsberg freyn.

Einsmals der Kaiser Konrad war
Dem guten Städtlein böse
Und rückt' heran mit Kriegesschaar
Und Reisigengetöse,
Umlagert es, mit Roß und Mann,
Und schoß und rannte drauf und dran.

Und als das Städtlein widerstand,
Trotz allen seinen Nöthen,
Da ließ er hoch von Grimm entbrannt,
Den Herold 'nein trompeten:
Ihr Schurken, komm' ich 'nein, so, wißt,
Soll hängen, was die Wand bepißt.

Drob, als er den Avis also
Hinein trompeten lassen,
Gab's lautes Zetermordio
Zu Haus und auf den Gassen.
Das Brod war theuer in der Stadt;
Doch theurer noch war guter Rath.

„O weh, mir armen Korydon!
O weh mir!“ Die Pastores
Schrien: „Kyrie Eleyson!
Wir gehn, wir gehn kapores!
O weh, mir armen Korydon!
Es juckt mir an der Kehle schon.“

Doch wann's Mathä am letzten ist,
Trotz Rathen, Thun und Beten,
So rettet oft noch Weiberlist
Aus Aengsten und aus Nöthen.
Denn Pfaffentrug und Weiberlist
Geht über Alles, wie ihr wißt.

Ein junges Weibchen Lobesan,
Seit gestern erst getrauet,
Gibt einen klugen Einfall an,
Der alles Volk erbauet;
Den ihr, sofern ihr anders wollt,
Belachen und beklatschen sollt.

Zur Zeit der stillen Mitternacht,
Die schönste Ambassade
Von Weibern sich in's Lager macht,
Und bettelt dort um Gnade.
Sie bettelt sanft, sie bettelt süß,
Erhält doch aber nichts, als dieß:

„Die Weiber sollen Abzug han,
Mit ihren besten Schätzen,
Was übrig bliebe, wollte man
Zerhauen und zerfetzen.“
Mit der Capitulation
Schleicht die Gesandtschaft trüb' davon.

Drauf, als der Morgen bricht hervor,
Gebt Achtung! was geschiehet?
Es öffnet sich das nächste Thor,
Und jedes Weibchen ziehet,
Mit ihrem Männchen schwer im Sack,
So wahr ich lebe! Huckepack. —

Manch Hofschranz suchte zwar sofort
Das Kniffchen zu vereiteln;
Doch Konrad sprach: „Ein Kaiserwort
Soll man nicht drehn noch deuteln.
Ha bravo!“ rief er, „bravo so!
Meynt unsre Frau es auch nur so!“

Er gab Pardon und ein Bankett,
Den Schönen zu Gefallen.
Da ward gegeigt, da ward trompet't
Und durchgetanzt mit Allen,
Wie mit der Bürgermeisterin,
So mit der Besenbinderin.

Ey! sagt mir doch, wo Weinsberg liegt?
Ist gar ein wackres Städtchen.
Hat, treu und fromm und klug gewiegt,
Viel Weiberchen und Mädchen.
Ich muß, kommt mir das Freien ein,
Fürwahr! muß eins aus Weinsberg frey'n [1]).

[1]) Das Geschichtliche dieses etwas zu stark in's niedrig-komische gezogenen Gedichtes findet sich in der Chronik des heil. Pantaleon zu Cöln, welcher zur Zeit dieser Begebenheit lebte. Es heißt darin, daß der Hohenstaufe Konrad III. im Spätjahre 1140 vor Weinsberg der Burg des Herzog Welf zog und sie belagerte. Nachdem die Belagerung schon an die fünf Wochen gedauert hatte, griff Welf den König an, um

die Burg zu entsetzen; Welf wurde aber völlig geschlagen und die Meisten aus seinem Heere wurden getödtet, gefangen oder ertranken im Neckar. Da nun für die Belagerten alle Hoffnung auf Entsatz verschwunden war, so kapitulirten sie unmittelbar darauf, „unde do de stat gewunnen was, do gaf de Kuninch orloyf al den jungfrowen unde den vrowen, de dar waren, dat sy mughten myth yn nemen, wat sy uß der stadt gedragen kunden, unde do worden de Vrowen des zo rade, das sy alle ander dynch bewenden lysen, nam eren Mann oph synen rughe unde, de geyn man ne hatten, de namen ere vrynt unde droghen sy den bergh neder, unde do dat sach Hertzoghe Frederich, her wolde das keren, nur der Kuninch sprach: alleyne yn de Wyf betroghen hetten, yth en wer nyth reden, noch erlichen, dat ein Kuninch synen wort nyth stete yn hilte. Unde aldus behilden de wyf alle de manne von der stat.“ (Vergl. Leonhards Fremdenbuch ꝛc.) Ein Bild, welches diese Begebenheit darstellt, befindet sich in der Kirche zu Weinsberg.

Die Sage von der Männertreu.

Volkslied.

Ein munt'rer Ritter ging einmal
An seines Liebchens Hand
Durch Weinsberg's schönes Wiesenthal,
Im Lenzmond über Land.
Dem Ritter war dabei so süß,
Als wandelt' er im Paradies.

Auf einmal blieb er still im Lauf
Mit seinem Liebchen stehn:
Schau', Liebchen, schau' den Berg hinauf
Eh' wir von dannen geh'n;
Sieh oben in der Wüstenei
Das Denkmal von der Weibertreu.

Bei diesen Trümmern schwöre mir,
Bei diesem heil'gen Stein,
Mir einst, wie diese Weiber hier,
Getreu und hold zu seyn;
Bei diesen Trümmern der — verzeih' —
Fast ganz verfallnen Weibertreu.

Ich schwöre, traun! ich schwöre dir —
Fiel ihm sein Liebchen ein —
Wenn du von Männertreue mir,
Nur zeigest einen Stein;
Nur einen Stein der, o verzeih',
Noch nie bestandnen Männertreu.

Der muntre Ritter sprach kein Wort
Von Schwur zum Liebchen mehr;
Er ging und suchte fort und fort
Die Kreuz und in die Quer,
Und soll bis heut' mit diesem Stein
Noch nicht zurück gekommen seyn.

Der lustige Geiger.

Von

Justinus Kerner.

Es war ein Spielmann zu Weinsberg,
Der lustige Peter genannt,
Er spielte die Geige, das Hackbrett,
Und hinkte benebelt durch's Land.

Es war in der Fastnacht zu Weinsberg,
Da trank er das Haupt sich gar roth,
Da fand man wohl neben der Geige
Den lustigen Geiger todt.

Laßt ehrlich den Lust'gen begraben!
Sing' hell ihm, du Schülerchor!
Tönt laut ihm, ihr Glocken! Die Bahre
Laßt tragen sechs Männer in Flor!

Dumpf rufen die Glocken, zum Kirchhof
Mit traurigem Sange man zieht,
Doch hinter dem Sarge geigt's immer,
Man sieht nichts, ein lustiges Lied.

Das geiget der lustige Spielmann,
Nun gänzlich ein Luftgebild,
Hell geigend folgt er der Bahre,
Bis daß die Erd' sie verhüllt.

Die heilige Regiswind von Laufen.

Von

Justinus Kerner.

Herr Ritter Ernst, der war ergrimmt zu einer bösen Stund',
Er schlug die falsche Dienerin mit seinen Fäusten wund;
Er schlug die falsche Dienerin, er stieß sie mit dem Fuß:
„Herr Ritter Ernst! o wißt fürwahr, daß euch dies reuen muß!“

Es war die falsche Dienerin, die eilte durch den Saal,
Sie eilte durch den weiten Hof, hinab in's grüne Thal.
Da saß Herrn Ernst's sein Töchterlein, ein Fräulein fromm und zart,
Es spielt mit bunten Blümelein nach andrer Kinder Art.

Da pflückt die falsche Dienerin drei Röslein auf dem Plan,
Zu locken dieses stille Kind zum wilden Strom hinan:
„Komm, liebes Kind! komm, süßes Kind! da blühen Röslein rund!"
Sie faßt es an dem goldnen Haar, sie schleudert's in den Grund.

Eine Weil' das Kind die Tiefe barg, eine Weil' es oben schwamm,
Auflacht die falsche Dienerin, doch bald ihr' Reue kam.
Sie flieht von dem unsel'gen Strom, flieht über Berg und Thal,
Sie irrt so viele hundert Jahr, kann ruh'n kein einzigmal.

Es sah Herr Ernst von hoher Burg, sah in den grünen Grund!
Sie brachten todt sein süßes Kind, auf Rosen man es fund.
Es blüht wie eine Rose roth, wie eine Lilie weiß;
Er legt's in einen goldnen Sarg, bestattet es mit Fleiß.

Manch' Mutter kniet' mit ihrem Kind auf Regiswindens Gruft,
Doch wenn Herr Ernst, der Vater, kam, entstieg ihr Rosenduft.

Seitdem erscheint zur Todesnacht gar manchem frommen
Kind,
Bekränzt mit duft'gen Röslein roth, die heil'ge Regiswind.
Auch liegt seitdem manch' frommes Kind, das Nachts erlitt den Tod,
Am Morgen in der Wieg' umkränzt mit jungen Röslein
roth [1]).

[1]) Die Ermordung der kleinen Regiswindis geschah unter Kaiser Ludwig dem Frommen, der den Hof in Lauffen dem Ritter Ernst zu Lehen gegeben hatte. In der Kirche zu Lauffen befinden sich noch Gemälde, welche sich auf die Geschichte der Heiligen beziehen und an dem Altar ist folgende Inschrift zu lesen:

En cubat insigni celebris Virguncula tumba
Regiswindis in hac Martyr et eximia,
Quam fera primaevo nutrix in flore juventae
Insortem oppressit, acta furore gravi.
Urna per aeternum summo dilecta tonanti
Ossa verenda tenet, spiritus astra colit.

Der Riese von Marbach.

Von

Gustav Schwab.

Seht ihr, wie freundlich sich die Stadt
Im Neckarfluß beschauet?
Wie sie sich ihre Berge hat
Mit Reben wohl bebauet?
Dort, wie die alte Chronik spricht,
Hat vor viel Jahren dumpf und dicht
Ein Tannenwald gegrauet.

Gelegen hat ein Riese drin,
Ein furchtbar alter Heide,
Er bracht' in seinem wilden Sinn
Das Schwert nicht in die Scheide,
Er zog auf Mord und Raub hinaus,
Und baute hier sein finstres Haus
Dem ganzen Gau zu Leide.

Die Steine zu dem Riesenhaus,
Ganz schwarz und unbehauen,
Grub er sich mit den Händen aus,
Fing eilig an zu bauen;
Er warf sie auf die Erde nur,
Daß einer auf den andern fuhr,
Bis fertig war das Grauen.

Es sey der Riese, sagt das Buch,
Aus Asia gekommen,
Ein Heidengötz', ein alter Fluch,
Zum Schrecken aller Frommen:
Mars oder Bachus sey das Wort,
Davon Marbach, der Schreckensort,
Den Namen angenommen.

Die Steine längst verschwunden sind,
Der Wald ist ausgereutet,
Ein Mährchen ward's für Kindeskind,
Das wenig mehr bedeutet;
Doch horchet wohl auf meinen Sang,
Der nicht umsonst mit seinem Klang
Es jetzt zurück euch läutet.

Denn ob des Schlosses Felsengrund
Versunken ist in Schweigen,
Wird man doch d'rauf zu dieser Stund'
Euch noch ein Hüttlein zeigen,
Und keine sechzig Jahr' es sind,
Daß drin geboren ward ein Kind,
Dem Wundergaben eigen.

Von gutem Vater war's ein Kind,
Von einem frommen Weibe;
Auf wuchs es und gedieh geschwind,
Kein Riese zwar von Leibe:
Von Geist ein Riese wundersam,
Als ob der alte Heidenstamm
Ein junges Reiß noch treibe.

Und als er groß gewachsen war,
Da sang er wilden Muthes
Von Räubern und von Mohren gar
Viel Args und wenig Gutes;
Von Trug und Mord und Lügenspiel
Und von den Griechengöttern viel,
Als wär' er ihres Blutes.

Auf einmal ward er stiller jetzt,
Begann sein ernstes Dichten,
Er las, in fremdes Land versetzt,
Tiefsinnige Geschichten,
Doch ward in des Gedankens Schooß
Er noch des Heidenthums nicht los,
Laut pries er's in Gedichten.

Im Geiste d'rauf in's spansche Land
Hat er den Weg gefunden,
Davon gesungen allerhand
In gar großmächt'gen Kunden;
Nur den geweihten Glaubensmuth,
Des heißen Landes fromme Gluth
Hätt' er noch nicht empfunden.

Da jauchzt' ihm wohl die Menge zu
Auf seinen irren Zügen,
Er aber hatte keine Ruh',
Es mocht ihm nicht genügen,
Es saß der edle Riesengeist,
In sich gekehret als verwais't,
Und seine Lieder schwiegen.

Da plötzlich sieh! erhebt er sich
Verklärt ganz und erneuet,
Der alte stolze Wahn entwich,
Vom jungen Licht zerstreuet.
Es zieht vor uns sein Wallenstein
In's Leben, in den Tod hinein,
Daß es das Herz erfreuet.

Es feiert die Friedländerin
Ein göttlich Liebessterben,
Maria wirft sich büßend hin,
Den Himmel zu erwerben,
Und hoch im ew'gen Glanze steht,
Die Frankenjungfrau fromm erhöht
Bei allen Himmelserben.

Und ach, da kommt der freie Tell
Mit seinen Eidgenossen:
Ihm folgt der gute Sänger schnell,
Er hat den Zug beschlossen,
Er singt im Himmel fort und fort,
Er denkt an dich, du Heimathsort,
Aus dem die Riesen sprossen [1]).

¹) Der Ursprung Marbach's fällt in die Römerzeit. Im sechszehnten Jahrhundert und später entdeckte man in der Umgegend der Stadt Mauern, Wasserleitungen, Cisternen, Altäre, Inschriften und andere Denkmale, deren römischer Ursprung nicht zu verkennen, und eine bedeutende Niederlassung dieses Volkes an diesem Orte anzeigen. Nach einem aufgefundenen Grenzsteine der Quiriten lag hier die XXIV. Cohorte, und aus einer andern Inschrift war zu erkennen, daß die Bewohner von Marbach dem Vulkan opferten. Schwab hat die Sage von dem alten grimmen Riesen sehr sinnig an Schiller, der, „kein Riese zwar von Leibe," doch „von Geist ein Riese wundersam, als ob der alte Heidenstamm ein junges Reis noch treibe," angeknüpft. Die Anspielungen auf Schillers verschiedene Productionen brauche ich wohl nicht einzeln zu erklären, jeder wird sie sich selbst deuten können. Das kleine, unansehnliche Häuschen, worin Schiller geboren wurde, liegt nahe an dem unteren Thore, welches nach Bottwar führt. Eine vom Besitzer daran ausgehängte Tafel besagt dem Vorübergehenden, daß hier Friedrich Schiller das Lebenslicht erblickte. Marbach ist auch der Geburtsort des berühmten Astronomen Tobias Mayer.

Der Klopferle zu Sachsenheim.

Zu Sachsenheim im alten Schlosse
Wohnt' einst ein Geist vor alter Zeit,
Bekannt durch manche lust'ge Posse
Im Schwabenlande weit und breit.

Weil er des Nachts mit derbem Schlage
An Fässern pochte, ward der Fant
Vom Volk gewöhnlich, laut der Sage,
Der Meister Klopferle genannt.

Doch war er nicht nach Geistersitte
Ein Murrkopf, diente jedem gern,
Ja es bedurft' oft keiner Bitte,
Vernahm er nur den Wunsch von fern.

Wie wohl ihn nie ein Aug' erschaute,
So zeigte sich's doch sonnenklar,
Daß Köchin Suse die Vertraute
Des unsichtbaren Fremdlings war.

Denn wenn er in des Kellers Zwinger
Manchmal zu ungestüm verfuhr,
Bedurft' von ihrem Zeigefinger
Es eines ernsten Winkes nur.

Und wie ein Lämmchen kroch der Scheue
Zum Kreuz, so wild er auch begann,
Und blies, zum Zeichen seiner Reue,
Mit mildem Zephyrs-Hauch sie an.

Er war bereit zu ihrem Dienste;
Fehlt' es an Holz im Küchenschrein,
So schob von selbst durch seine Künste,
Ein Bündel schwebend sich herein.

Des Morgens früh, wenn sie erwachte,
War längst für sie des Dienstes Frohn
Von ihm erfüllt, hochlodernd krachte
Das Feu'r in allen Oefen schon.

Gebrach es ihr zu einem Feste
An Wein, an Wildprett — ohne Geld
Ward stracks der Küchenschrank auf's Beste
Mit Spenden aller Art bestellt.

Die alte Herrschaft selbst erkannte
Des dienstlustigen Geistes Müh',
Und der Verdienste Werth, und sandte
Ihm manchen gnäd'gen Gruß durch sie.

Oft kam ein Haufen lust'ger Gäste,
Und oft ein unwillkomm'ner Brief,
Der Herrn und Frau zum Hochzeitfeste
Aufs Schloß des fernen Freundes rief.

Bald sollt' der Herr mit seinen Knappen
Auf ein Turnier von hinnen zieh'n,
Des tapfern Sachsenheimer's Wappen
Mußt' frischer Lorbeer stets umblüh'n.

Da pflegt' es denn um seine Kasse
Gar oft bedenklich auszuseh'n,
Frau Suse mußte vor dem Fasse
Sodann den Geist um Hülfe fleh'n.

In solchem Fall thät er das Beste,
Er lieferte, nicht ungalant,
Der gnäd'gen Frau zum nahen Feste
Die feinsten Spitzen aus Brabant.

Sie fand sie morgens in dem Schranke;
Den gnäd'gen Herrn begrüßt im Stall
Mit Zaum und Sattel an der Planke
Ein Hengst, stolz, wie der Bucephal.

Und nebenher fand er im Schreine
Ein Röllchen von Dukaten schwer
Und Flaschen vom Extract der Weine —
Wo lebte je ein Geist, wie der!

Dafür war er denn auch im Hause,
— Und solcher Achtung war er werth, —
Von Herrn und Frau bei jedem Schmause
Mit Leckerbissen reich beehrt.

Frau Suse stellte sie im Keller
Ihm am gewohnten Plätzchen auf,
Geleert fand Abends sie den Teller,
Zum Lohn ein gold'nes Füchschen drauf.

So freundlich war es manches Jährchen
Im Sachsenheimer Schloß bestellt;
Doch endlich schied das alte Pärchen
Von Herrschaft selig aus der Welt.

Der junge Herr, ein lust'ger Prasser,
War nicht des alten Geistes Freund,
Und lang zu bitten, war, den Spasser,
Als Herr vom Schloß er nicht gemeint.

In fröhlicher Gesellen Mitte
Saß er einst bei der Flasche Wein,
Man scherzt' und soff nach Ritter-Sitte
Bis in die späte Nacht hinein.

Bald gab beim Glas ein Wort das andre:
„Zeigt mir der Gnome nicht den Ort,
Wo er den Schatz verwahrt, so wandre
Er stracks aus meinen Mauern fort!“

So sprach der Herr; und mit dem Gruße
Stieg in des Kellers dunkles Grab
Laut weinend drauf die alte Suse
Auf des Gebieters Wort hinab.

„Weh ihm!!! versetzt im tiefsten Basse,
Empor gestört aus seiner Ruh,
Der Klopfer hinter einem Fasse, —
„Ach, treue Suse! warn' ihn Du!

„Wenn ich, „weh ihm!“ zum drittenmale
Aussprechen muß, macht er mich toll,
So ist für ihn und euch die Schaale
Des jammervollsten Unglücks voll!“

Vergebens bat die fromme Suse
Den Ritter und den Kreis um ihn,
Man zwang sie, mit dem alten Gruße
Zum zweitenmal hinabzuzieh'n.

„Weh ihm!“ begann mit banger Stimme
Der Geist, „zerstört er meine Ruh,
Erwacht in nie erhörtem Grimme
Die Rache, geh' und warn' ihn Du!!!

Zum drittenmal stieg drauf ein Pfaffe
Auf des ergrimmten Herrn Befehl
Hinab, bewehrt mit heil'ger Waffe,
Mit Weihrauch, Crucifix und Oel.

Die Ritter harrten in dem Saale
Indeß die Schwerter in der Hand;
„Weh ihm!“ erscholl's zum drittenmale,
Und krachend stand das Schloß in Brand.

In Stücke sprang die Flügelpforte
Des Saales, und ein Ungeheu'r
Erschien, treu dem gegeb'nen Worte,
Mehr Thier als Mensch, in blut'gem Feu'r.

Es hielt ein Eichenblatt im Munde,
Mit dreier Eicheln frischer Frucht;
Die Ritter fraß die Glut zur Stunde,
Versperrt war jeder Weg zur Flucht*).

*) Ueber das Wesen der Kobolde will ich hier mittheilen, was darüber in Prätorius Weltbeschreibung I. 315—320; Unterredungen vom Reich der Geister I. 503; Luthers Tischreden S. 103, und Brüder Grimm's deutsche Sagen I. S. 90—92 ꝛc. zu lesen ist:

An einigen Orten hat fast jeder Bauer, Weib, Söhne und Töchter, einen Kobold, der allerlei Hausarbeit verrichtet, in der Küche Wasser trägt, Holz spaltet, Bier holt, kocht, im Stall die Pferde striegelt, den Stall mistet u. dgl. Wo er ist, nimmt das Vieh zu und alles gedeiht und gelingt. Noch heute sagt man sprichwörtlich von einer Magd, der die Arbeit recht rasch von der Hand geht: „sie hat den Kobold.“ Wer ihn aber erzürnt, mag sich vorsehen.

Sie machen, ehe sie in die Häuser einziehen wollen, erst eine Probe. Bei Nachtzeit nämlich schleppen sie Sägespäne ins Haus, in die Milchgefäße aber bringen sie Koth von verschiedenem Vieh. Wenn nun der Hausvater genau achtet, daß die Späne nicht zerstreut, der Koth in den Gefäßen gelassen und daraus die Milch genossen wird, so bleibt der Kobold im Haus, so lange nur noch einer von den Hausbewohnern am Leben ist.

Hat die Köchin einen Kobold zu ihrem heimlichen Gehülfen angenommen, so muß sie täglich um eine gewisse Zeit und an einem besonderen Ort im Haus ihm sein zubereitetes Schüsselchen voll gutes Essen hinsetzen und ihren Weg wieder gehen. Thut sie das, so kann sie faullenzen, am Abend früh zu Bette gehen, und wird dennoch ihre Arbeit Morgens früh beschickt finden. Vergißt sie das einmal, so muß sie in Zukunft nicht nur ihre Arbeit selbst wieder thun, sondern sie hat nun auch eine unglückliche Hand, indem sie sich im heißen Wasser verbrennt, Töpfe und Geschirr zerbricht, das Essen umschüttet, also daß sie von ihrer Herrschaft nothwendig ausgescholten wird. Darüber hat man den Kobold öfters lachen und kichern gehört

Verändert sich auch das Gesinde, so bleibt er doch, ja die abziehende Magd muß ihn ihrer Nachfolgerin anempfehlen, damit diese sein auch warte. Will diese nicht, so hat sie beständiges Unglück, bis sie wieder abgeht.

Man glaubt, sie seyen Wesen in Gestalt kleiner Kinder, mit einem bunten Röcklein. Darzu etliche setzen, daß sie theils Messer im Rücken hätten, theils noch anders und gar gräulich gestaltet wären, je nachdem sie so und so, mit diesem oder jenem Instrumente vor Zeiten umgebracht wären; denn sie halten sie für die Seelen der vorweilen im Hause Ermordeten.

Zuweilen ist die Magd lüstern, ihr Knechtchen, Kurd, Chimgen oder Heinzchen, wie sie den Kobold nennen, zu sehen, und wenn sie nicht nachläßt, nennt der Geist den Ort, wo sie ihn sehen solle, heißt sie aber zugleich einen Eimer kalt Wasser mitbringen. Da begibt sich's denn, daß sie ihn etwa auf dem Boden auf einem Kißchen nackt liegen sieht, und ein großes Schlachtmesser ihm im Rücken steckt. Manche ist so sehr erschrocken, daß sie ohnmächtig niedergefallen, worauf der Kobold alsbald aufsprang und sie mit dem kalten Wasser über und über begoß, damit sie wieder zu sich selbst kam. Darnach ist ihr die Lust vergangen, den Kobold zu sehen.

Manche von diesen Kobolden sollen sich auch gar nicht sehen lassen wollen, und wenn man nicht nachläßt, bis sie es thun, so fahren sie feurig durch den Rauchfang hinaus und setzen das ganze Haus in Feuer Aus diesem Grunde soll auch, wie viele alte Leute in Schwaben betheuern, das Schloß Sachsenheim abgebrannt seyn, und die oben mitgetheilte Sage, behaupten sie, sey nur einem bösen Junker zur Lehre gedichtet.

Die
Bergstraße
und der
Odenwald.

20

Der Edle von Handschuchsheim.

Schildsage.

Ein Ritter fromm, voll edlem Muth,
An Sitten hochgeehrt und gut,
Ging täglich in die Kirch zur Zeit,
Von seiner Burg nicht sonder weit.
Und einmal trug es sich da zu,
Daß er sich niedersetzt in Ruh,
Entschläft er betend vor'm Altar,
Der Sankt Kathrina heilig war.
Ein' Jungfrau sah er vor sich stehn,
Mit einer Krone blinkend schön,
Wie Spinngeweb voll Himmelsthau,
Wenn Morgenlicht auf Rosen schaut,
Von Demant schien es eine Laube,
Voll Strahlen schien hindurch der Glaube.
An ihrer Seite konnt' er schauen
Zwei schöne stehende Jungfrauen,
Doch wie viel schöner die Gekrönte
Aus tausend bunten Vögeln tönte.

20 *

Der Jüngling fürcht sich vor dem Wunder
Er neigt sich, schlägt die Augen unter.
Sie sprach: „Da du doch edel bist,
„Wie zeigst du dich unadelich,
„Wir kommen darum, wie wir sollen,
„Daß wir dich jetzt ansehen wollen;
„So deckst du deine Augen zu,
„In dieser deiner müden Ruh,
„Willt du dir ein Gemahl gern freien,
„Hier unter uns erwähl' von dreien!"
Da er nun diese Wort gehört,
Aus seinem Schlaf geschwind auffährt,
Erwacht mit himmlischer Lieb durchgossen,
Seine Augen rannen von ihm erschlossen;
Ein' Jungfrau sprach zu ihm da gnädig:
„Nimm die, so jetzt mit dir geredet,
„Dann wie sie schöner ist als wir,
„Kann ich jetzund versprechen dir;
„Also ist sie vor Gott auch höher,
„Und deiner Bitt' Gewährung näher,
„Ihr Name ist dir wohlbekannt,
„Sankt Katharina ist sie genannt."
Darauf der Jüngling sie thät grüßen,
Und fiel der Jungfrau still zu Füßen,
Hub an zu weinen inniglich,
Und bat die Heil'ge demüthlich,

Sie wolle seiner sich, des Armen,
Allzeiten über ihn erbarmen.
Sie setzt' ihm auf einen Rosenkranz,
Der gab von sich ein'n Sonnenglanz,
Und sprach: „Nimm diesen Kranz der Liebe
„Von mir, die du sollst stetig üben!"
Verschwand also vor seinen Augen,
Mit ihren zweien Beijungfrauen.
Da nun der Ritter jetzt erwacht,
Hat er des Rosenkranz gedacht,
Auf seinem Haupt thät er den finden,
Thät ihn mit Wohlgeruch umwinden.
Nachdem es aber sich begab,
Daß man dem Ritter sehr oblag,
Und wider Willen muß er freien,
Das ihm doch übel thät gereuen! —
Ihm ward in seinem jungen Leben
Ein' schöne, edle Jungfrau gegeben,
Ließ doch von der Gewohnheit nit
All' Tag er Katharinen bitt,
Daß sie darum ihn nicht woll' hassen,
In seinen Nöthen nicht verlassen.
Da nun sein' Hausfrau schwanger ging,
Sie einen Argwohn auch empfing;
Wenn er ging nach Katharinen Kirche,
Thät sie in ihrem Herzen fürchten,

Er möcht' vielleicht in diesen Tagen
Ein' lieber dann sie selber haben.
Einsmals bestellt sie eine Magd,
Zu der sie diese Worte sagt:
„Wo geht mein Herr all Morgen hin?“ —
Die Magd sagt ihr aus bösem Sinn:
„„Ich weiß wohl, wo er hingegangen,
„„Hat nach des Pfaffen Schwester Verlangen.““
Die Frau ward ob dem Wort betrübt,
Weil sie den Ritter allein nur liebt.
Da nun der Herr zurücke kam,
Der Frauen Traurigkeit vernahm,
Fragt er, warum sie traurig wär'.
Sie sagt, sie hörte böse Mähr,
Wie er ging täglich umher buhlen,
Zu des Pfarrers Schwester in die Schulen.
Er sagt: „Du hast nicht recht gehört,
„Oder bist sonst worden bethört,
„Die ich lieb hab in meiner Pflicht,
„Die ist des Pfarrers Schwester nicht,
„Es ist ein' andere der Frist,
„Die tausendmal viel schöner ist.“
Stand also auf von seinem Bett,
Als wenn er noch zu buhlen hätt,
Ging doch nur wieder von ihr hin',
Wie vor auch zu Sankt Katharin.

Ob dieser Antwort das Gemüth
Der edlen Frau war tief betrübt,
Sie sprang im Zorn vom Bett herab,
Und stach sich selbst die Kehle ab.
Der Ritter vom Gebet heimkam,
Die Trauerbotschaft nun vernahm,
Sah sein Gemahl des Tods verschieden,
Und dort im Blut umwälzet liegen,
Erschrack er sehr, sein Herz ward kühl,
Daß er in ein' Ohnmacht hinfiel.
Da er nun wieder zu sich kam,
Hub bitterlich zu weinen an,
Klopft an sein Herz, rauft aus sein Haar,
Und sprach zu sich in der Gefahr:
„O heil'ge, heil'ge Katharin,
Sieh an, in welcher Noth ich bin,
„Ach, ich hab meine Treu verloren,
„Und bin meineidig an dir worden."
Mit diesen Worten lief er hin
Zur Kirche der Sankt Katharin,
Mit Seufzen er sein' Bitt vorbracht,
Bis um ihn her war dunkle Nacht,
Und traurig prächtig Stern bei Stern,
Durch's Kirchenfenster sah von fern.
Mit ihren Jungfrau'n da erschien,
Die heil'ge Jungfrau Katharin,

Dem Ritter, der vor dem Altar
Da lag und halb entschlafen war.
Ging zu ihm hin, wischt seine Augen,
Mit ihren beiden Beijungfrauen.
Sie sprach zu ihm: „Hast unrecht gethan,
„Daß du mich so verlassen, Mann,
„Auf dich genommen andre Last,
„Dein Treu' an mir gebrochen hast,
„Doch hast du mich zierlicher maßen
„Geliebt und mich nicht gar verlassen.
„Steh' auf und geh mit Freuden heim,
„Dir soll diesmal geholfen seyn.
„Dein Hausfrau ist lebendig worden,
„Hat eine Tochter dir geboren.
„Die wird dir lange Zeit nachleben,
„Der sollst du meinen Namen geben.
„In ihrem Gebet wird sie sich üben,
„Daß Gott der Herr sie sehr wird lieben:
„Also, daß sie in einem Jahr,
„Den Großvater aus großer Gefahr
„Des Fegfeuers erlösen wird,
„Der immer noch im Feuer irrt."
Sie neigt sich ihm, wischt seine Augen,
Die Thränen ihre Händ einsaugen.
Doch wie der Birken weiße Rinde,
So wächst ein Handschuh davon geschwinde

Auf ihren Händen weiß wie Schnee,
Den streift sie ab, als sie zur Höh;
Der fällt und weckt ihn am Altar,
Da er vor Kummer schlafen war.
Er findet einen Handschuh weiß,
Wie niemand ihn zu weben weiß.
Ein Bote kam: „Herr kommt herüber,
„Denn euer Gemahl, die lebet wieder,
„Und hat in diese Welt geboren
„Ein' schöne Tochter auserkoren."
Ob dieser fröhlichen Botschaft
Erhielt er schnell zurück die Kraft,
Stand auf und dankte Katharin,
Den Handschuh steckt zum Helme kühn,
Zog wiederum zu seiner Frauen,
Die er mit Freuden an thut schauen,
Und küßt das Kind, umfängt das Weib,
Drückt sie zu sich an seinen Leib,
Fing an zu weinen gleich dem Kind,
Bat um Verzeihung seiner Sünd.
Drauf sprach die Frau: „Wir sollen loben
„Sankt Katharin im Himmel droben,
„Denn da ich mich vor Leid getödtet,
„Und lag in allen meinen Nöthen,
„Zu mir schon kamen höll'sche Knaben,
„Mein Seel' sie wollten genommen haben,

„Da hat die heil'ge Katharin
„Für mich gebeten; Gott verziehn,
„Daß er den Leib der Seel noch ließe,
„Daß sie in ihm noch könnte büßen."
Die Frau ließ drum ein Kloster bauen,
Die Heil'ge im Gebet zu schauen [1]),
Der Ritter zog in's heil'ge Land,
Vom Handschuh große Kraft empfand;
Den Rosenkranz, den Handschuh weiß
In's Kloster gab nach seiner Reis';
Ein Dorf thät sich um's Kloster bauen,
Dort ist der Handschuh noch zu schauen [2]),
Und manch ein Lied und manch ein Reim
Preis't noch die Herrn von Handschuchsheim [3]).

[1]) „An der Westseite der Kirche im „Nonnen-Garten" trifft man Fundamente und Gewölbe des Frauenklosters, welches einst hier bestand und unter dem Namen der „Jungfrauen in der Klause", so wie der „Mutter und Schwestern in der Klause" in alten Weißthümern des XVI. Jahrhunderts und im Lorscher Judicial-Buche vorkommt."

(Leonhard Fremdenbuch S. 189.)

[2]) In der Kirche zu Handschuchsheim befinden sich viele Grabsteine, Monumente, Wappen ꝛc., welche sich auf die Edlen von Handschuchsheim beziehen, und durch das Familienwappen, einen silbernen Handschuh im blauen Felde kenntlich sind.

*) Ueber fünfhundert Jahre hindurch stand das uralte Geschlecht der Handschuchsheimer in Blüthe und großem Ansehen bis der letzte des Stammes, Johann von Hantschuchsheim, im Jahre 1600 von Friedrich von Hirschhorn in einem Duelle auf dem Marktplatz zu Heidelberg erstochen wurde. Ein Denkmal in der Handschuchsheimer Kirche, den letzten Herrn von Hantschuchsheim in voller Kriegsrüstung darstellend, mit dem Helme und einem Löwen zu Füßen, hat folgende, auf jene That sich beziehende Inschrift:

„Als man zählt 1583 Jahr.
In der Nacht den 25. Juni zwar.
Ward geboren Hanns von Hentschuchsheim.
Auf Einen stunde der Adeliche stamm allein.
Von Churfürst Friedrichen Pfalzgrafen bei Rhein
Ward beschrieben gen hoffe zu reiten ein.
Zu Dienen stellt er sich gehorsamlich dar.
Seines Alters fünfzehn und ein halbes Jahr.
Zu Heidelberg auf dem Markt bei Nacht
Friedrich von Hirschhorn in hardt stach,
Den 14. decembris im sechszehnhundertsten Jahr.
Ueber siebenzehn Tag hernach sein lebe endet gahr.
Alles ist gegebe in des Herrn handt.
Er lösst keine Uebelthat ohn belandt.
Ob ich schon zeitlich werde gerücket hin.
Sterben ist meines Lebens gewin."

(Vergl. „das Grab der letzten Dynasten von Hirschhorn in der St. Kilianskirche zu Heilbronn.)

Das Burgfräulein von Windeck,

von

A. von Chamisso.

Halt an den schnaubenden Rappen,
Verblendeter Rittersmann.
Gen Windeck fleucht, dich verlockend,
Der lustige Hirsch hinan.

Und vor den mächtigen Thürmen,
Vom äußer'n verfallenen Thor,
Durchschweifte sein Auge die Trümmer
Worunter das Wild sich verlor.

Da war es so einsam und stille,
Es brannte die Sonne so heiß,
Er trocknete tiefaufathmend
Von seiner Stirne den Schweiß.

„Wer brächte des köstlichen Weines
Mir nur ein Trinkhorn voll,
Den hier der verschüttete Keller
Verborgen noch hegen soll?

Kaum war das Wort beflügelt
Von seinen Lippen entfloh'n,
So bog um die Epheu-Mauer
Die sorgende Schaffnerin schon.

Die zarte, die herrliche Jungfrau,
In blendend weißem Gewand,
Den Schlüsselbund im Gürtel,
Das Trinkhorn hoch in der Hand.

Er schlürfte mit gierigem Munde
Den würzig köstlichen Wein,
Er schlürfte verzehrende Flammen
In seinen Busen hinein.

Des Auges klare Tiefe!
Der Locken flüssiges Gold! —
Es falteten seine Hände
Sich flehend um Minnesold.

Sie sah ihn an mitleidig
Und ernst und wunderbar,
Und war so schnell verschwunden,
Wie schnell sie erschienen war.

Er hat seit dieser Stunde,
An Windeck's Trümmer gebannt,
Nicht Ruh', nicht Rast gefunden,
Und keine Hoffnung gekannt.

Er schlich in wachem Traume,
Gespenstlich, siech und bleich,
Zu sterben nicht vermögend,
Und keinem Lebendigen gleich.

Sie sagen: sie sey ihm zum Andern
Erschienen nach langer Zeit,
Und hab ihn geküßt auf die Lippen,
Und so ihn vom Leben befreit [1]).

[1]) Der Name der Stadt und der Burg, welche ursprünglich Winenheim (d. i. Weinheim) heißt, soll von dem im Berge verschlossenen Wein herrühren. In den rhein. Provinzial-Blättern Jahrg. 1838, März und Aprilheft, wird diese von Chamisso so schön bearbeitete Sage etwas verändert und sehr breitgetreten erzählt; dem ungenannten Verfasser schwebte aber unleugbar Schreiber's Sage von Neuwindeck, „die todte Braut" bei der Bearbeitung vor, während unsere Sage eine Variation der Sage vom Kellermeister auf Arnsburg ist (S. Stöber. elsässisches Sagenbuch S. 384). Dem Volksglauben nach geht auch auf Windeck ein Koch oder Kellermeister herum, vorzüglich am Gründonnerstag. „Da wird man geworfen oder sonst geneckt. Zum Belege dieser Sage erzählt man, ein Pfälzischer Kammerherr sey auf diesen Tag einmal mit großen

Schmerzen an den Füßen von da zurückgekommen." (Grimm, Vorzeit und Gegenwart S. 168.)

Nicht so romantisch, wie die Erzählung von der verführerischen Jungfrau ist die Sage von den beiden letzten Burgherren. Die zwei letzten Sprossen dieser Familie waren nämlich zwei Brüder, die sich aus Geiz nie verheiratheten, und auf alles, woran ein gewöhnliches Menschenkind Freude und Ergötzen hatte, verzichtet hatten. Nur eine Gesellschafterin half ihnen die leeren Hallen des Schlosses beleben, nämlich eine Meise, die sie täglich, ihrem Geize zum Trotz, mit einer Nuß regalirten. Allein eines Tages erwogen sie, welcher entsetzlichen Zahl von Nüssen sie in einem ganzen Jahre zum Unterhalte des kleinen Lieblings bedürften; der Schrecken über diese arge Verschwendung wirkte so stark auf ihr Gemüth, daß sie nicht allein das halbverhungerte Thierlein sofort zum Fenster hinaus fliegen ließen, sondern am folgenden Tage zum Jubel der benachbarten Stadt des blassen Todes verstarben.

Thassilo in Lorsch [1].

Legende

von

A. L. Grimm.

Der große Heldenkaiser kam
Von weiten Fahrten hergezogen;
Nach Lorsch er seine Straße nahm,
Dem Kloster dort war er gewogen.
Im Münster hat er manche Nacht
Dort im Gebet einst zugebracht.

„Dich grüß ich stilles Gotteshaus!
„Gott grüß euch all, ihr frommen Brüder!
„Gern ruh ich wieder bei euch aus. —
„Von weiter Wegfahrt müd, doch müder
„Von vielen Sorgen, groß und klein,
„Sprech ich als Pilger bei euch ein.

„Da draußen stürmt es in der Welt,
„Da geht der Mensch sich selbst verloren.
„Die Kirche hier, die mir gefällt,
„Hab ich zur Andacht mir erkoren.
„Laßt hier mich bei der Lampe Schein
„Die Nacht mit mir und Gott allein."

Der Abt und seiner Mönche Chor
Heißt seinen Kaiser hochwillkommen.
Mit Ehrfurcht ist er, wie zuvor,
So heut auch wieder aufgenommen,
Und alles ist zur Dienstbarkeit
Dem frommen Herrscher gern bereit.

Doch als in stiller Mitternacht
Der Kaiser ernst und andachttrunken
Allein noch in der Kirche wacht,
Am Fuß des Altars hingesunken,
Sein Herz, von Sorgen viel beschwert,
Ganz seinem Gotte zugekehrt;

Da horch! da wird es plötzlich laut:
Die Halle tönt von Mannestritten;
Und wie der Kaiser um sich schaut,
Kommt dort ein Mönch herabgeschritten,
Unsicher durch den langen Gang
Zum Chore wandelt er entlang.

Und hehr im Lichtglanz, wunderbar,
Wer ist's, der mit ihm näher schreitet?
Ein Engel Gottes ist's fürwahr,
Der sanft des Alten Schritte leitet.
Karl sieht den Blinden an und spricht:
„Wo sah ich schon dies Angesicht?"

Und von Altären zu Altar
Die greisen Schritte sorgsam lenkend,
Stellt ihn der Engel Allen dar;
Und er, die fromme Pflicht bedenkend,
Spricht hier und dort ein still Gebet,
Und dann zurück zum Kloster geht.

Am Morgen aber kömmt zum Abt
Der Kaiser mit hochernsten Mienen.
„Sagt, welchen Heiligen Ihr habt,
„Dem hier schon Gottes Engel dienen?"
Der Abt versteht die Frage kaum:
„Euch täuscht, mein Kaiser, wohl ein Traum?"

„„Mich täuscht kein Traum, ich sah es klar;
„„Es war kein Bild erregter Sinnen:
„„Ein lichter Engel bracht ihn dar
„„Und führt ihn still darauf von hinnen. —
„„Laßt uns in nächster Nacht vereint
„„Sehn, ob er wieder dort erscheint.““

Der Abt ist seinem Herrn bereit,
Sie stehn im Münster voll Verlangen;
Wie gestern, um dieselbe Zeit,
Kommt auch das Paar schon dort gegangen.
Der Engel, hehr im Lichtgewand,
Den blinden Greis an seiner Hand.

„Herr Abt, wer ist der Gottesmann?“
„„Mein Kaiser, Niemand will ihn kennen.
„„Als Laien nahm ich längst ihn an,
„„Nie wollt er seinen Namen nennen.
„„Der Buße lebt er ganz allein
„„Mit Beten, Fasten und Kastei'n.““

Und von Altären zu Altar
Die greisen Schritte sorgsam lenkend,
Stellt ihn der Engel allen dar,
Und er, die fromme Pflicht bedenkend,
Spricht hier und dort ein still Gebet,
Und dann zurück zum Kloster geht

Der Kaiser neigt das Haupt und sinnt:
„Einst sah ich ihn an andrer Stelle,
„Noch war er aber da nicht blind.
„Auf, führe mich nach seiner Zelle,
„Daß er bei Christi Wunden frei
„Zu Gott bekenne, wer er sey."

Sie treten zu dem Blinden ein.
„Freund," spricht der Abt, „laß mich erfragen
„Dein Vaterland, den Namen dein,
„Welch Schicksal dich hierher verschlagen;
„Nicht eitle Neugier ist's, die fragt;
„Antworte frei und unverzagt."

„„Mein Vaterland war einst die Welt,
„„Jetzt liegt es mir in weiten Fernen.
„„Nur Eins ist, was mich hier noch hält,
„„Dann find' ich's wieder übern Sternen.
„„Noch heiß ich Sünder; ach und fast
„„Erdrücket mich der Sünden Last.""

„Nein, spricht der Kaiser, frommer Greis,
„Die Sünden sind dir längst vergeben.
„Versuch's, erhebe dich, ich weiß,
„Daß Gottes Engel dich umschweben."
Da staunt der Mönch und ruft entzückt:
„„Du bist der Engel, den er schickt.

„„Längst neig ich mich dem Grabe zu;
„„Schuld gegen dich knüpft mich an's Leben.
„„Vergibst du sie, dann find ich Ruh,
„„Durch dich wird Gott mir auch vergeben.
„„Vergib dem Sünder, wohlbekannt;
„„Thassilo ward ich einst genannt.““

Und Karl reicht ihm gerührt die Hand.
„Hier nimm es, der Versöhnung Zeichen.“
Thassilo küßt das theure Pfand.“
Da sieht man seine Lippen bleichen.
Gebrochen ist des Büßers Herz,
Die Seele schwingt sich himmelwärts.

Er lächelt selig noch im Tod,
Und staunend sehen die Betäubten,
Wie dort im ersten Morgenroth,
Auf ihn geneigt, zu seinen Häupten,
Der Engel still ihm winkend steht —
Und jeder neigt sich zum Gebet.

[1]) Schon zu Pipin's Zeiten, des Vaters Karl's des Großen, hatte Thassilo mehrfach seine Unabhängigkeit vom frankischen Reich zu behaupten gesucht. Die Vermittelung des Pabstes und die Unruhen in Aquitanien hatten Pipin nur abgehalten, in sein Land einzufallen. Nach Pipin's Tode war es Karl's erste Sorge, Thassilo auf gütlichem Wege zu anderen Gesinnungen zu bewegen. Dies gelang ihm denn auch durch die Vermittelung des Fuldaischen Abtes Sturm,

und Karl's Mutter, der frommen Bertha. Allein das gute Verhältniß währte nicht sehr lange. Karl der Große hatte den Longobarden-König Desiderius, den Vater Liutbirgens, der Gemahlin Thassilo's, vom Throne gestoßen, das longo bardische Reich vernichtet und mit der fränkischen Monarchie vereinigt, Liutbirgens Eltern aber verbannt und in ein Kloster stecken lassen. Auch Liutbirgens Schwester, welche die friedliebende Bertha ihrem Sohne Karl zur Gemahlin gewählt hatte, war von diesem einige Jahre zuvor, weil sie nicht Mutter wurde, verstoßen worden. Dieses alles hatte den Zorn Liutbirgens mächtig erregt, sie wußte Thassilo bald für ihre Pläne zu gewinnen, und während Karl in Spanien und Sachsen mit Kriegen beschäftigt war, regte Thassilo die Feinde und Widersacher Karl's in- und außerhalb des Landes auf, und bewog sie zu Einfällen in das fränkische Gebiet. Karl wandte sich an den Pabst. Dieser schickte Gesandte in die Residenzstadt Thassilo's, und ließ ihn an seine Eide und Versprechungen erinnern. Dies wirkte. Thassilo ging selbst zur Maiversammlung nach Worms, auf welcher alle Landsassen und abhängige Fürsten erscheinen mußten, und verbürgte daselbst sein künftiges, pflichtmäßiges Benehmen mit zwölf Geißeln und außerdem mit vielen Geschenken. Aber Liutbirge ruhte nicht. Es währte daher wieder nur einige Jahre, und es brachen nicht nur in Austrasien, dem Vaterland der Agilolfinger, neue Unruhen aus, sondern es wurden auch von Seiten Bayerns offenbare Gewaltthätigkeiten gegen die fränkisch-longobardischen Gränzgrafen verübt. Der Pabst suchte auf Karl's Klagen wiederum zu vermitteln, aber erst, als der Kaiser bis Augsburg mit seinem Heere vordrang, eilte Thassilo, sich durch Geißeln, unter welchen selbst sein Sohn Theodo war, und durch eine neue Unterwerfung mit Karl auszusöhnen. Solchergestalt schien die Oberherrschaft und die Ordnung der Dinge in Bayern wieder hergestellt zu seyn.

Der König und der Herzog schieden ausgesöhnt von einander. Allein Liutbirgens Busen schwoll desto stärker von Groll und von Zorne. Auf Rache sinnend, bot sie, als der Monarch kaum den Rücken gewandt hatte, in den Stämmen der Hunnen, am Hof zu Konstantinopel, bei ihrer Schwester Adelberg, der Wittwe des Herzogs von Benevent, und bei allen Grenzvölkern alles auf, ihr und ihrem eingekerkerten Vater, und dem gedemüthigten Gemahl zu Hülfe zu kommen. Auf allen Gränzen sollten, gleichwie auch erfolgte, feindliche Schaaren in die Vorländer des fränkischen Reichs einfallen. Diese Politik der Liutbirge, obwohl sie von Gefühlen der kindlichen Zärtlichkeit geleitet worden war, schlug zu eignem Verderben aus. Thassilo erschien mit verstellten Gesinnungen und vielleicht von den verderblichen Planen seiner Gemahlin nicht einmal vollkommen unterrichtet, in der nach Ingelheim allgemein ausgeschriebenen Versammlung, indessen die geheimen Anschläge seiner Gemahlin bereits entdeckt waren. Ebenso zum Scheine gut war daher auch der Empfang seiner Person; aber insgeheim waren unverweilt Abgeordnete abgeschickt worden, welche Thassilo's Gemahlin und die gesammte zahlreiche Familie desselben einladen mußten, zum Könige zu kommen. Die verständige Liutbirge sah ohne Zweifel sogleich, in welches Labyrinth sie gerathen, und noch weniger blieb sie in Hinsicht ihres künftigen Schicksals ungewiß, als sie zu Mainz ankam. Denn da war ihr Gemahl bereits seiner Freiheit beraubt, und stand im feierlichen Verhör. Alle die geheimen Einverständnisse mit den Griechen, mit den Hunnen und Slaven, und insbesondere mit Adalgis, dem longobardischen Thronprätendenten, ihrem Bruder, waren entdeckt, und weil die Ankläger ihre Aussagen auch sogleich mit Zeugen erhärten konnten, von Thassilo eingestanden. Die eigenen Unterthanen, die Bayern, beschuldigten selbst ihren Herzog der härtesten Verbrechen, und wurden an ihm die ersten

Verräther. Alles, was ihm seit dem Anfang seiner Regierung zur Last gelegt werden konnte, wurde hervorgesucht, um ihn zu stürzen. Die heimliche Entweichung vom Heer im Jahre 763 — schrien sie wüste durcheinander, — sey eine förmliche Desertion (Harisliz); der Eidbrüchige habe sein Leben verwirkt. Ferner zeugten sie wider ihn: er habe Feinde in's Land gerufen, und die Hunnen, die Griechen und andere Ausländer zum Krieg gegen seinen Herrn und König gereizt; er habe gesagt: „und wenn er zwölf Söhne hätte, so wollte er sie lieber alle verlieren, als in dem Zustand verbleiben; es sey weit zuträglicher sterben als lebend den Zweck verfehlen, um den wir von Tag zu Tag harrend hier verweilen." Carl der Große, nicht sowohl rachsüchtigen als herrschsüchtigen Gemüths, wollte jedoch mit dem Blut seines Anverwandten die Hände nicht beflecken, sondern war zufrieden gestellt, wenn nur einmal die stolzen ehrgeizigen Agilolfinger vom Thron und aus dem Land entfernt wären. Man gab daher dem unglücklichen Herzog Thassilo an die Hand sich glücklich zu preisen, wenn er in ein Kloster gesteckt würde, und seine übrige Lebenszeit Gott widmen könnte, so ungerne er in der That den Glanz des Hofs mit der finstern einsamen Klosterzelle vertauschen mochte. Allein er konnte einem härtern Schicksal und der Todesgefahr anders nicht entgehen. Es war veranstaltet, daß er vor dem Thron sein langes Haar, den Schmuck seines Haupts, die Zierde und das Ehrenzeichen der Abkömmlinge des alten merowingischen Königstamms ablegen, und zum Mönch geschoren werden sollte. Diese Demüthigung empfand er schwer, und flehte unmuthsvoll, man möchte ihn nicht durch die Reihen spottender und hartherziger Höflinge mit geschorenem Haupte durchführen. Der Monarch ließ ihn hierauf in das Kloster Lauresheim bringen, und daselbst das Haar abscheeren. Seine beiden erwachsenen Prinzen Theodo und Theodebert wurden, jeder in ein anderes

Kloster gesteckt und ebenfalls geschoren. Dasselbe Loos hatte auch die edelmüthige, aber unkluge, Liutbirge mit zwei Prinzessinnen betroffen. Einige minderjährige Prinzen Thassilo's, glaubt man, wären ihrem Schicksal überlassen worden."

(Vergl. Gemeiner, Bayern unter königlich fränkischer Oberherrschaft, S. 86 sqq.

Die Sage läßt übrigens Thassilo nicht so gut davon kommen; nach ihr ließ Karl den unglücklichen Herzog so lange auf glühendes Eisen sehen, bis er erblindete; dann ihn in's Kloster Lauresheim (Lorsch) stoßen. Dahin kam einst lange nachher der Kaiser. In der Kirche sah er mit Schaudern einen blinden Greis von Engeln zum Altar hingeleitet und zurückkehren. Auf seine Frage nach dem Namen des ehrwürdigen Blinden, nannte man den Namen — Thassilo. Diese Sage wurde zuerst in einer Chronik von Wessobrunn aufbehalten, und Udalrich Fürter benutzte sie bei der seinigen, die sich im königl. Bücherschatz zu München befindet.

Außer dieser Sage bürgt für den Aufenthalt und den Tod Thassilo's in Lorsch auch die Erzählung von Helwig und Zeiler, nach welchen sich im 17. Jahrhundert noch der Grabstein Thassilo's in Lorsch befunden haben soll, mit der Inschrift:

Thassilo Dux primum, post Rex Monachus sed ad imum.
Idibus in ternis decesserat iste Decembris.
Conditus hac fovea, quem pie Christe bea.

Heerwisch.

Von

August Kopisch.

Ich schrie einmal in den Sumpf hinein:
„Heerwisch, ho, ho,
Brennst wie Haberstroh,
Schlag mich blitzeblo!"
Da kam das Irrlicht hinterdrein
Und flatterte und peitschte mich
Mit rothen Flügeln fürchterlich:
„Wer Gottes Strafe leiden thut,
Den höhn' du nicht in Uebermuth!"

Ich schrie und lief zum Dorfe jach,
Da lief mir's in die Schenke nach,
Und fuhr da mitten in den Tanz,
Und flackert' um den Erndtekranz
Mit hoher Loh' und großem Schall, —
Da stoben sie auseinander All! —
Und in dem ganzen Saale ging's
Und peitschte mit den Flügeln rings,
Und war, als brennte das ganze Haus!
Und prasselnd fuhr's zum Schornstein aus:
Die Nacht ließ man das Tanzen seyn!
Ein Jeder dachte der Sünden sein [1].

*) An der Bergstraße zu Hänlein und in der Gegend von Lorsch, nennt man die Irrlichter: Heerwische; sie sollen nur in der Adventszeit erscheinen, und man hat einen Spottreim auf sie: „Heerwisch, ho, ho, brennst wie Haberstroh, schlag mich blitzeblo!" Vor länger als dreißig Jahren, wird erzählt, sah ein Mädchen Abends einen Heerwisch und rief ihm den Spottreim entgegen. Aber er lief auf das Mädchen gerade zu und als es in das Haus zu seinen Eltern flüchtete; folgte er ihr auf der Ferse nach, trat mit ihr zugleich in's Zimmer hinein und schlug alle Leute, die darin waren, mit seinen feurigen Flügeln, daß ihnen Hören und Sehen verging.

Die Sage vom Melibokus.

Auf dem Berge saß Ritter Theobald
Und starrt' in das Thal in die Ferne,
Ob die Sonne ihm über dem Haupte strahlt,
Ob blinken die freundlichen Sterne,
Er gewahrte nimmer, was um ihn geschah,
Weil er unverwandt nur nach dem Thale sah.

Und wie er so starrte stets fort und fort,
Ergriff ihn ein namenlos Sehnen;
Er seufzte: „O wär' ich im Thale dort,
Dann fänd' ich das Ziel meiner Thränen!"
Es deucht ihm, als bilde sich über dem Wald
Aus Nebel ein Wesen von Himmelsgestalt.

Und fragte der Vater um Theobald, —
Den Geliebten vermißt er nicht gerne; —
So hieß es: „Er sitzt auf dem Berg' am Wald'
Und starrt in das Thal in die Ferne.“ —
Und ob des Sohnes seltsamer Lust
Wälzt ein Berg sich schwer auf des Vaters Brust.

Und Bankette ordnet' er, Feste an,
Lud die Ritter all' in der Runde,
Die trefflichsten Sänger kamen heran,
Und die Freude entfloß ihrem Munde,
Der Blick schöner Weiber, und Tanz und Wein,
Sie sollten die Aerzte des Sohnes seyn.

Doch je heller flammte das Kerzenlicht,
Je düstrer ward Theobald's Seele;
Zufriedenheit glänzte auf jedem Gesicht',
Er fühlte, daß Alles ihm fehle!
Stumm stand er mitten im Lärm' und Gebraus,
Und freudenleer mitten im Freudenhaus.

Nur, wenn er an's gothische Fenster sich stahl,
Und sah in die neblichte Ferne,
Und sah hinüber in's liebe Thal,
Wo blinkten die freundlichen Sterne,
Ueberflog eine Röthe sein blasses Gesicht,
Und die Freude hinter ihm störte ihn nicht.

Und der Vater rief den Geliebten sein,
Da Nichts mehr ihm frommte zum Glücke,
Einst des Abends in's heimliche Kämmerlein,
Und sprach mit Thränen im Blicke:
„Mein Theobald! weißt wohl, ich liebe dich sehr;
„Drum rede, was drückt dir das Herz so schwer?“

„„Ach Vater, mein Vater,““ d'rauf Theobald:
„„Laß ziehen mich hin in die Ferne,
„„Laß ziehen in's Thal mich dort über dem Wald,
„„Entgegen dem glücklichsten Sterne!
„„Dort such' ich, dort find' ich all das, was mir fehlt,
„„Das Leben, die Freude, die Liebe, die Welt!““

Erwiedert der Vater: „Mein Theobald!
„Zieh immer hin in die Ferne,
„Zieh hin in das Thal dort über dem Wald,
„Entgegen dem glücklichsten Sterne!
„Es schmelze sein Strahl jeden Gram, der dich quält,
„Magst finden, was ich jetzt verliere — die Welt!“

Wer schildert des Jünglings Freude so groß,
Auf einmal wird er ganz munter,
Er eilt in den Stall, zäumt sich selber ein Roß,
Und reitet den Schloßberg hinunter; —
Und reitet, und reitet, sieht nimmer zurück,
Nur vorwärts zum Thale hin starret sein Blick.

Und vor ihm zieht der Nebelstreif hin,
Wird immer kleiner und heller,
Und das Wesen, das dort auf dem Berg' ihm erschien,
Sieht er wieder — D'rob reitet er schneller,
Und endlich verschwindet der Nebel ganz schmal,
Und der Junker hält in dem Dörfchen im Thal.

Und horch! Grabgeläute ihn schaurig umhallt,
Sein Herz klopft in hörbaren Schlägen,
Es wird ihm so sehnig — ein Leichenzug wallt
Ihm feierlich langsam entgegen.
Es zierten Rosen und Lilien den Sarg,
Der die schönste aller Rosen verbarg.

Der Junker zu einem Mütterchen trat,
Das nachwankt dem Zuge am Stabe,
Und freundlich die Alte um Kunde bat,
Wen man da bestatte zum Grabe.
„Herr Ritter," versetzt sie, das Auge naß,
„Ach, gar ein seltsam Mährlein ist das!"

„Was je die Erde Schönes gebar,
„Wird der Erde jetzt wieder gegeben:
„Ein Mädchen mit blondem Lockenhaar,
„Und schlanker gestaltet, als Reben.
„Ihr Aeuglein des Himmels Bläne stahl —
„Ach, solch' ein Mädchen gibts nimmer im Thal!"

„Der Böse hat ihr den Sinn verrückt;
„Wo die Burg dort steht in der Ferne,
„Auf den Berg hat sie immer hinaufgeblickt,
„Bei Tag' und wann blinkten die Sterne;
„Sie gewahrte nimmer, was um sie geschah,
„Weil sie unverwandt nur nach dem Berge sah."

„Und wie sie so starrte stets fort und fort,
„Ergriff sie ein namenlos Sehnen;
„Sie seufzte: Wär' ich auf dem Berge dort,
„Dann fänd' ich das Ziel meiner Thränen!
„Sie träumte, als bilde sich über dem Wald
„Aus Nebel ein Wesen von Himmelsgestalt."

„D'rob grämte sich Vater und Mutter sehr,
„Und möchten die Tochter gern heilen,
„Doch die Sehnsucht drückte sie allzuschwer,
„Die konnte im Leben nicht weilen —
„Und gestern Abend man endlich sie fand,
„Entseelt, das Gesicht nach dem Berge gewandt."

Der Junker vernimmt es, und sprenget fort,
Dem Zuge nach, daß Funken rings stoben;
Sie standen schon alle am Grabe dort,
Vom Sarg war der Deckel gehoben,
Vor dem der Priester ehrfürchtig steht,
Zum Himmel sprechend ein kräftig Gebet.

Und Theobald sieht nun die Leiche kaum,
So hält er schon fest sie umfangen.
„Sie ist es!“ schreit er, „mein Bild, mein Traum!“
Und drückt einen Kuß auf die Wangen.
„Wohl mir, daß mit dir vereinet ich bin!“
Und leblos stürzt' er am Sarge dahin.

¹) Die Sage erzählt: ein junger Graf von Katzenellnbogen liebte die Tochter eines Dienstmannes seines Vaters. Sie wohnte in dem Dörfchen, welches noch jetzt ihrem Namen zu Ehren „Malchen“ heißt. Der alte Graf wollte aber nichts von der Liebe seines hochgebornen Sohnes zu der Tochter eines niedriggebornen Menschen wissen, und befahl seinem Sohne auf das strengste, ohne seine Begleitung den Bezirk des Melibokus, auf dessen Abhang das Schloß Auerberg steht, nicht zu verlassen. Einige Erleichterung seiner Sehnsucht fand der unglücklich Liebende darin, daß er von der höchsten Spitze des Melibokus nach der Wohnung seiner Geliebten hinüber schaute. Das schöne Mädchen ihrerseits konnte nicht unterlassen, tage- und nächtelang nach dem Berge, dem Aufenthalte ihres Geliebten, zu starren, bis der Gram ihr das Herz brach; das Ende ihres Geliebten erzählt nun das Gedicht.

Wir sehen, die Sage hat viele Aehnlichkeit mit der Sage vom Rolandseck und vom Ritter Toggenburg.

(Vergl. Ritter von Toggenburg von Schiller; Rolandseck und Nonnenwerth von A. Kopisch, und Roland der treue Paladin von Adelheid von Stolterfoth in ihren Rheinischen Sagen.)

Walther von Birbach,

von

K. Simrock.

Walther von Birbach, der kühne Mann,
  Dienet Marien!
Sein Sinn auf neue Siege sann.
  Alle Himmel bieten ihr Ehre.

Zu Darmstadt ist ein Festturnier [1]),
  Dienet u. s. w.
Drum sprengt er durch das Waldrevier.
  Alle Himmel u. s. w.

Was begegnet ihm auf der Haide?
Maria im weißen Kleide.

„Maria Himmelskönigin!
Heut gieb mir Sieg, du Siegerin!“

Sein Herz in Freuden schwimmt und schwebt
Wenn er den Blick zur Jungfrau hebt.

Wohin ist ihm der Geist entrückt?
In Andacht kniet er wie verzückt.

Das nimmt die Benedeite wahr,
Da steigt sie nieder vom Altar.

Hebt ihm den Helm vom Haupte sacht;
Schon deckt er goldner Locken Pracht.

Den Panzer lös't sie leis und schlau
Und schnallt ihn an, die schöne Frau.

Sie nimmt ihm Halsberg, Schwert und Schild
Und spornt sein Roß durchs Korngefild.

Nicht lange währts, sie ist zurück,
Gibt Alles wieder Stück für Stück.

Sie rührt ihn mit dem Finger kaum,
Da kehrt sein Geist aus sel'gem Traum.

Noch einmal neigt er sich dem Bild
Und spornt sein Roß durchs Korngefild.

„Herr Ritter, wollt ihr zum Turnei?
Zu spät, zu spät, schon ist's vorbei."

Und wer ists, der den Sieg gewann?
„Walther von Birbach, der kühne Mann."

Walther von Birbach? spottet nicht,
Sonst fühlt ihr seines Arms Gewicht!

Doch wie er ritt zum Thor hinein,
Ihm neigen alle Fähnelein.

Und wie er lauscht, thut jeder Mund
Mit Preisen seinen Namen kund.

Drei Ritter kommen vom Turnei:
„Ach, edler Sieger, gib uns frei!

„Wir bieten hohes Lösegeld,
Dein starker Arm hat uns gefällt.“

Da sagt es in des Ritters Sinn:
„Maria war die Siegerin.“ —

„Nicht meine Kraft hat das gethan
Kein Lösegeld darf ich empfahn.

Ihr müsset dienen lebenslang,
Dienen Marien!
Der lieben Frau, die euch bezwang,
Alle Himmel bieten ihr Ehre.“

[1]) Im Jahre 1403 wurde in Darmstadt ein berühmtes und in der Zahl das 23. Turnier gehalten, wobei sich 2 Fürsten, 18 Grafen, 17 Freiherren, 52 Ritter und 288 Edele befanden.

„Kurz vor diesem Turniere hatten sich aber einige hessische und fränkische Ritter in Werthheim beim Weine entzweit. Die Franken hatten den Hessen vorgeworfen, sie nährten sich

aus dem Stegreife. Dagegen hatten diese die Franken beschuldigt, sie entehrten den Adel durch Krämerei. Ein Wort gab das andere, und beide Partheien gingen in großer Erbitterung auseinander. Der erlittene Unglimpf ward den Landsleuten mitgetheilt, die Landsmannschaften fühlten sich gegenseitig schwer beleidigt, man nahm sich vor, die Schmach auf dem bevorstehenden Turniere zu rächen.

„In Darmstadt selbst fehlte es an einem Platze, der zu einem Turniere geräumig genug gewesen wäre. Man errichtete darum die Schranken außerhalb der Stadt, und hier sammelten sich 120 Franken und die Hessen mit 144 Helmen.

„Da man indessen von der Spannung der beiden Landsmannschaften unterrichtet war und Unheil fürchtete, hatte man die besten Vorkehrungen zu Verhütung einer ernstlichen Fehde getroffen. Dennoch artete das fröhliche Spiel in blutigen Kampf aus. Von beiden Partheien blieben einige Todte. Winkelmann bewahrt uns davon noch den alten Reim:

„Zu Darmstadt in den Schranken
„Blieben neun Hessen und siebzehn Franken."

Die Urheber des Streites ritten zwar sogleich hinweg, und man suchte das Turnier fortzusetzen. Die Lust war aber einmal gestört, — und man ging noch an demselben Tag wieder auseinander." (Grimm, Vorzeit :c. S. 14, 15.)

Georg von Frankenstein.

Volkslied.

In einem Moor sehr groß und tief,
Ein böser Drach sich sehen ließ.

Dem ganzen Land viel Schrecken bringt,
Viel Menschen und viel Vieh verschlingt.

Und mit des Rachens bösem Duft
Vergiftet er ringsum die Luft.

Daß er nicht dringe zu der Stadt,
Beschloß man im gemeinen Rath,

Zwei Schaaf zu geben alle Tag,
Um abzuwenden diese Plag.

Und da die Schaafe schier alle dahin,
Erdachten sie noch andren Sinn,

Zu geben einen Menschen dar,
Der durch das Loos gewählet war.

Das Loos ging um so lang und viel,
Bis es auf's Königs Tochter fiel.

Der König sprach zu'n Bürgern gleich:
„Nehmt hin mein halbes Königreich!

„Ich gebe auch an Gut und Gold,
Von Silber und Geld so viel ihr wollt,

Auf daß mein Tochter, die einig Erb,
Noch lebe, nicht so bös verderb."

Das Volk ein groß Geschrei beginnt:
„„Einem andern ist auch lieb sein Kind!

„„Hältst Du mit Deiner Tochter nicht
„„Den Schluß, den du selbst aufgericht,

„„So brennen wir dich zu der Stund
„„Sammt deinem Pallast auf den Grund.

„„Du glaubst wohl, deine Tochter gut,
„„Wär besser als arm Bauern Blut!““

Da nun der König Ernst ersach,
Ganz leidig er zu ihnen sprach:

„So gebet mir doch nur acht Tag,
Daß ich der Tochter Leid beklag.“

Darnach sprach er zur Tochter sein:
„Ach Tochter, liebste Tochter mein!

„So muß ich dich jetzt sterben sehn,
„Und all mein Tag in Trauern stehn.“

Da nun die Zeit verschwunden war,
Lauft bald das Volk zum Pallast dar,

Und drohet ihm mit Schwert und Feuer,
Sie schrien hinauf gar ungeheuer:

„„Haben wir nicht geopfert Gut und Blut,
Jetzt willst du zögern mit deinem Gut,

Willst du um deiner Tochter Leben
Dein ganzes Volk dem Drachen geben?““

Da es nicht anders mochte seyn,
Gab er zuletzt den Willen drein.

Er kleidet sie in königlich Wat,
Mit Weinen und Klagen er sie umfaht.

Er sprach: „Ach weh mir armen Mann!
„Was soll ich jetzund fangen an?

„Die Hochzeit dein war ich bedacht
„Zu halten bald mit herrlicher Pracht,

„Mit Trommeln und mit Saitenspiel,
„Zu haben Lust und Freuden viel.

„So muß ich mich nun dein verwegen,
„Und dich dem grausen Drachen geben.

„Ach Gott, daß ich vor dir wär todt,
„Daß ich nicht seh dein Blut so roth.“

Er gab ihr weinend manchen Kuß,
Sein Töchterlein fiel ihm zu Fuß:

„„Lebt wohl, lebt wohl, Herr Vater mein!
„„Gern sterb ich um des Volkes Pein.““

Der König schied in Gram und Graus,
Man führte sie vor die Stadt hinaus.

Sie kniete wohl betend auf einem Stein,
Da kam der Ritter von Frankenstein.

„O Jungfrau zart! gieb mir Bescheid,
Warum stehst Du in solchem Leid?“

Die Jungfrau sprach: „„Flieh bald von hier!
„„Daß du nicht sterben mußt mit mir.““

Er sprach: „O Jungfrau fürcht' dich nicht,
„Vielmehr mit Kurzem mich bericht,

„Was deut's, daß ihr allein da weint,
„Ein großes Volk herum erscheint?“

Die Jungfrau sprach: „„Ich merk' ohn' Scherz,
„„Ihr habt ein mannlich's Ritterherz;

„„Was wollt ihr hier verderben
„„Und mit mir schändlich sterben.““

Dann sagt sie ihm, wie hart und schwer,
Wie alle Sach' ergangen wär.

Da sprach der edle Ritter gut:
„Getröstet seyd, habt freien Muth!

„Ich will durch Hülf von Gottes Sohn
„Euch ritterlichen Beistand thun.“

Er bleibet fest, sie warnt ihn sehr,
Da kam der gräuliche Drach daher.

„„Flieht Ritter! schont das junge Leben,
„„Ihr müßt sonst euren Leib drum geben.““

Der Ritter sitzt geschwind zu Roß,
Und eilet zu dem Drachen groß.

Das heil'ge Kreuz macht er vor sich
Gar christenlich und ritterlich,

Dann rennt er an mit seinem Spieß,
Den er tief in den Drachen stieß;

Daß gähling er zur Erden sank
Und saget Gott dem Herren Dank.

Dann zog er aus sein breites Schwerdt,
Und schlug den Drachen zu der Erd.

Er schwang sie vor sich auf sein Roß
Und ritt wohl vor des Königs Schloß;

Und als er vor das Schloß gekommen was
Der König in dem Winkel saß.

Die Königin sah zum Fenster hinaus;
„Wer bringt uns unser lieb' Kind in's Haus?"

„„Ich bin der Ritter von Frankenstein,
„„Ich hab gerettet das Leben sein.""

„Was sollen wir wohl dem Ritter geben,
„Der unserm Kinde gerettet das Leben?

„Geben wir ihm das halbe Königreich
„Dazu das Töchterlein nehm er auch."

„„Das halbe Königreich mag ich nicht,
„„Dazu das Töchterlein nehm ich nicht.

„„Ich scheide noch zu dieser Stund,
„„Der gräulich Drach hat mich verwundt.

„„Gewendet hab ich des Volkes Noth,
„„So sterb' ich ehrlichen Ritters Tod.

„„Laßt mir ein kleines Kirchlein baun
„„Dazu ein schönes Mariabild 'nein.""

Der König ließ eine Kirche bauen
Darin der Ritter annoch zu schauen.

Sein Grabstein ragt noch heut empor
Zu Nieder-Beerbach am Kirchenthor [1]).

[1]) Zur Zeit als Tribur, das einst zwei deutsche Meilen im Umfange hatte, noch in seiner Blüthe stand, und Rom mit seinem Glanze fast verdunkelte, soll sich in den Sümpfen und Mooren, womit ein großer Theil der jetzigen lachenden Rheinebene damals überdeckt war, ein ungeheurer Drache aufgehalten haben, der die ganze Umgegend mit solchem Schrecken erfüllte, daß die Dorf- und Landbewohner in Haufen nach dem nicht fernen Tribur entflohen, um hinter den wohlbefestigten Mauern der Stadt ihr Leben zu fristen. Allein auch diese wurde bald bedroht, und wenn die Einwohner nicht wie Belagerte leben oder gar Hungers sterben wollten, so waren sie genöthigt so zu verfahren, wie die vorstehende alte Ballade erzählt. Mit dem weiteren Verlauf der Geschichte, bis auf die Aussetzung des Königstöchterlein stimmen die sowohl an der Bergstraße, wie auch in anderen Gegenden Deutschlands verbreiteten mündlichen Sagen überein; nur in der Rettung der Jungfrau weichen sie verschiedentlich von einander ab. Nach Einigen warf sie dem Drachen ein Kreuz, das sie von ihrer Mutter, die Christin geworden, zum Geschenke erhalten, und am Halse trug, in den Rachen, worauf dieser sie unberührt, und sich von ihr in die Stadt führen ließ, wo er dann von Georg von Frankenstein erschlagen wurde. Als das noch heidnische Volk dieses Wunder gesehen hatte, ließ es sich haufenweis taufen. Nach Andern war die Jungfrau die Geliebte des Ritters Georg, nach der wundervollen Rettung ging sie jedoch, statt sich mit ihm zu vermählen, in ein Kloster, um Gott, so lange sie lebe, durch ein heiliges Leben zu danken und zu dienen. Der Ritter Georg baute sich dann eine Klause auf dem Melibokus, um die Zelle seiner Geliebten stets vor Augen zu haben. Allein dies sind wohl nur Widerklänge der Sagen vom Drachenfels am Rhein, in der Schweiz, in

Rheinbayern ꝛc. (Vergl. Vogt's rhein. Geschichten und Sagen III. S. 261., Schiller's und Kopisch's Kampf mit dem Drachen, auch Wunderhorn I. 151. Erlach Volkslieder IV. 258 ꝛc.)

Der Baum im Odenwald [1]).

Volkslied.

I.

Es steht ein Baum im Odenwald,
Der hat viel grüne Aest,
Da bin ich schon viel tausendmal
Mit meinem Schatz gewest.

Da sitzt ein schöner Vogel drauf,
Der pfeift gar wunderschön;
Ich und mein Schätzlein lauern auf,
Wenn wir mit'nander gehn.

Der Vogel sitzt in seiner Ruh
Wohl auf dem höchsten Zweig;
Und schauen wir dem Vogel zu,
So pfeift er alsogleich.

Der Vogel sitzt in seinem Nest,
Wohl auf dem grünen Baum;
Ach! Schatz, bin ich bei dir gewest,
Oder ist es nur ein Traum?

Denn jüngst in meinem Morgentraum
Hat mich ein Bild erschreckt,
Verdorben sah ich Blatt und Baum
Das Vöglein hingestreckt.

Umschürzt mit einem goldnen Band
Stand, die mir Treue schwur,
Mit einem Andern Hand in Hand, —
Ach! war's ein Traumbild nur?

Der Baum, der steht im Odenwald
Und ich bin in der Schweiz,
Der Schnee, der liegt so kalt, so kalt,
Mein Herz es mir zerreißt.

II.

Es steht ein Baum im Odenwald,
Ging mir nicht aus dem Sinn.
„Gott grüß dich, schönes Jungfräulein;
Wo bind' ich mein Rößlein hin?" —

„Nimm du es, dein Rößlein, am Zügel, am Zaum,
Bind es an den Lindenbaum,
Und setz' dich ein' kleine Weil' nieder,
Und mach' mir 'ne kleine Kurzweil." —

„Ich kann es und mag es nicht sitzen,
Mag auch nicht lustig seyn;
Mein Herz ist mir betrübet,
Feins Lieb von wegen dein."

Was zog er aus der Taschen?
Ein Messer war scharf und spitz.
Er stieß es seiner Liebe in's Herze;
Das rothe Blut gegen ihn spritzt.

Und da er's wieder heraußer zog,
Von Blut war es so roth:
„Ach reicher Vater im Himmel,
Wie bitter ist der Tod!" —

Was zog er ihr abe vom Finger?
Ein schönes Goldringelein;
Er warf es in's flüssige Wasser;
Es gab einen hellen Schein.

„Schwimm hin, schwimm her, Goldringelein!
Bis an die tiefe See.
Mein feines Lieb ist mir gestorben,
Nun hab' ich kein feins Lieb mehr." —

So geht's, wenn ein Mädel zwei Knaben lieb hat!
Thut wunder selten gut.
Das haben diese beide erfahren,
Was falsche Liebe thut.

[1]) Oestlich von dem Dorfe Groß-Ellenbach gegen Gütersbach und Olfen hin, befindet sich noch auf Groß-Ellenbacher Gemarkung ein Walddistrikt, der nach einem alten Saalbuche des Oberamtes Lindenfels der Speßhart genannt wird. Auch in einer Urkunde von 1430 kommt er unter diesem Namen vor. Vielleicht war er ehedem größer; jetzt aber hat er nur noch zwei Stunden im Umfange. In diesem Reviere findet sich eine lautere Bergquelle, und siebzigjährige Greise erinnern sich, daß vor Zeiten eine uralte Eiche dabei gestanden; auch sollen sich in der Vorzeit zwei Männer daselbst ermordet haben. Ein einfaches niederes Kreuz bezeichnete einst diese Stelle; jetzt liegt der Stein herausgerissen da, ohne Spur einer Jahreszahl oder Inschrift."

(Grimm Vorzeit und Gegenwart, S. 378.)

Vergangenen Herbst besuchte ich diesen Brunnen. Einige junge Odenwälderinnen hatten sich umher gelagert, und verzehrten dort ihr frugales Frühstück. Auf meine Frage nach der Bedeutung des Kreuzes, sangen sie mir statt jeder andern Antwort vorstehende Ballade. Ich war nicht wenig überrascht, zwei Volkslieder, die fast in ganz Deutschland bekannt sind, von denen aber jedes, als für sich bestehend gesungen wird, auf einmal in ihrem Zusammenhange wieder hergestellt zu sehen. Aehnliche Zerstückelungen haben fast alle unsere alten Sagen erlitten, und nur selten möchte es gelingen, die einzelnen Bruchstücke so glücklich wieder zusammen zu finden.

An der Riesensäule im Odenwalde [1].

Von

Friedrich Ernst.

Durch Jahrtausend' ausgestreckt
Auf der Schlummerstätte,
Hat dich keine Zeit geweckt,
Schreitend zu dem Bette.

Kaum geboren schliefst du ein.
Wann wirst du, zu leben,
Wieder rühren dein Gebein,
Und das Haupt erheben?

Blickst du niemals auf das Land
Hoch und stolz hernieder?
Lös't der Himmel nie das Band
Deiner Riesen-Glieder?

Jüngst erstand wohl eine Zeit,
Sieges Donner hallte,
Zu erwecken dich bereit,
Nahend deinem Walde.

Und die Eiche neigte schon
Froh die grünen Reiser,
Um zu schmücken deine Kron';
Doch es hallte leiser; —

Jener Donner rollte fort,
Ohne dich zu wecken,
Und die treue Eiche dorrt
Ueber ihrem Recken.

Riese, hebst du nie dein Haupt?
Wirst du nie erwachen?
Ach, die Eiche steht entlaubt!
Keine Donner krachen!

[1]) Die Riesensäule liegt unweit des Dorfes Reichenbach. Ihre Länge beträgt 31 Fuß 8 Zoll; der Durchmesser am

oberen Ende 3 Fuß 10 Zoll, jener am unteren Ende 4 Fuß 6 Zoll. Einer Volkssage gemäß, war die Säule 11 Fuß länger; das abgesprengte Stück soll sich im Dorfe Bedenkirchen am Fuße des Felsberges befinden. Das Gewicht der Säule schätzt man 61,440 Pfund. Ueber den Ursprung der aus schönem Syenit gehauenen Riesensäule läßt sich nichts Sicheres ermitteln. Wahrscheinlich ist sie wohl ein Werk der Römer, das als Zeichen ihrer Besiegung der Deutschen in irgend einer römischen Stadt (Mainz) errichtet werden sollte; doch auch ebenso wahrscheinlich ein Werk Karls des Großen. An der Säule befinden sich einige Säge-Einschnitte, von welchen Schneider erzählt: „Nach der Leute Bericht solle ein Pfalzgraf diese Säule einstmals nach Heidelberg, sie daselbst aufzurichten, vermittelst ettlicher hierzu gemachter Werkzeuge und hundert vorgespannter Pferde bringen zu lassen sich unterstanden haben, hätte sie aber wegen der schweren Last nicht einmal bewegen können; darauf er sich vorgenommen, die Säule stückweise hinführen zu lassen. Weil es aber wegen der Härte eine geraume Mühe erfordert, bis sie nur den geringen, noch für Augen stehenden Anfang gemacht, als seye es verblieben.“ Kotzebue regte den Vorschlag an, die Riesensäule als Denkmal der Völkerschlacht auf dem Schlachtfelde bei Leipzig zu errichten, und hierauf bezieht sich das vorstehende Gedicht.

Der falsche Eid.

Zu Schönau steht der Bauer vor Gericht:
„Ist deinen Mündeln der Acker nicht?“
Sein Schwur ist falsch!

„Laß ab die Hand von fremdem Gut,
Denn fremdes Gut gedeiht nicht gut!“
Sein Schwur ist falsch!

„Dich rührt nicht das Wimmern der Kindlein klein?
Der Acker ist ihnen, er ist nicht dein!“
Sein Schwur ist falsch!

„O heb' nicht zum Schwur empor die Hand,
O schwöre nicht falsch um ein klein Stück Land!“
Sein Schwur ist falsch!

„Zu Füßen öffnet sich dir der Grund,
Und du versinkst in den klaffenden Schlund!“
Sein Schwur ist falsch!

Ihn rührt nicht das Wimmern der Kindlein klein,
Er schwöret zu Gott: „der Acker ist mein!“
Sein Schwur ist falsch!

Da klafft die Erde und schlingt ihn hinab,
Nur oben blieben die Schuh und der Stab.
Sein Schwur ist falsch [1])!

[1]) Im Odenwald beim Kloster Schönau liegt ein Ort genannt zum falschen Eid. Da hat auf eine Zeit ein Bauer geschworen, der Acker gehöre sein, alsbald öffnete sich der

Erdboden unter seinen Füßen und er versank, daß nichts übrig blieb, als sein Stab und zwei Schuhe. Davon hat die Stelle den Namen erhalten.

Sonst weiß man auch von Meineidigen, daß ihnen die aufgerichteten Finger erstarren und nicht mehr gebogen werden mögen, oder daß sie verschwarzen; auch daß sie nach dem Tod der Leute zum Grab herauswachsen.

(Vergl. Grimm Sagen I. 160.)

Eginhard und Emma.

Von

O. F. Gruppe.

Die Fackeln sind erloschen in Kaiser Karls Pallast,
Die Müden alle schlafen nach Tages Lust und Last,
Die Stunden gehn so stille und leise fällt der Schnee,
Doch leiser geht die Liebe auf leichtgehobenem Zeh.

Eginhard und Emma, liebeselig Paar!
Habt ihr nun einander? nehmt der Stunden wahr!
Sie lehnten Wang' an Wange und flüsterten so sacht,
Und küßten sich unterweilen wohl in der stillen Nacht.

Da sprang sie aus den Armen des Geliebten auf,
An das Fenster trat sie mit behendem Lauf,
Ach sie sah mit Schrecken dämmern schon den Tag,
Und daß in dem Hofe Schnee gefallen lag.

Ihre schönen Augen wurden thränennaß,
Kaiser Karls Tochter, die sich so vergaß,
Bin ich nicht unselig und ein Unglückskind?
Geh, Guter, laß uns scheiden, eh' die Zeit verrinnt.

„Warum also weinen? Morgen in der Nacht,
Wenn sie alle schlafen, komm' ich ja wieder sacht." —
Nein geh', und nimmer wieder! Soll ich weinen nicht?
Erbarme dich des Mägdleins, der das Herze bricht.

„Ja gerne will ich gehen, aber schau doch nur,
Der Schnee im Hof verriethe meiner Füße Spur." —
O laß mich Arme sterben, lieber Gott:
Kaiser Karls Tochter wird aller Welt zum Spott.

Helle Thränen floßen nieder in ihren Schooß,
In der Dämmerstunde ward ihr Schluchzen groß.
Da sprang sie auf und Freude sprüht' aus den Thränen hervor,
Sie sprach: ich trage dich selber durch den Hof an das Thor.

Auf den schlanken Rücken nahm sie Herrn Eginhard,
Auf ihren schönen Hüften saß er nach Reiterart:
So lief sie mit zarten Zehen durch den dünnen Schnee,
Trug ihn stark und sprang dann zurück so leicht wie ein Reh.

Und warf alsbald sich nieder vor der Himmelsmagd,
Ach, mit pochendem Herzen hat sie Gebete gesagt,
Alle, die sie wußte und aus dem Herzen noch mehr,
Daß die heilige Jungfrau ihr geschenket Kraft und Ehr.

Kaiser Karl nun aber lag wach in selber Nacht,
Er dachte seines Reiches und dacht an Krieg und Schlacht;
Doch wie er denn sah fallen draußen den lichten Schnee,
Dacht er: Nun, das ist Spurschnee, zu jagen Hirsch und Reh!

Er trat an's Fenster: was sah er? er sah ein Mägdelein;
Drauf saß als wie zu Rosse rittlings ein Ritter fein;
Das Mägdlein war sein Töchterlein, der Ritter war Eginhard:
Da faßte Kaiser Karl sich gar seltsam in den Bart.

In der Morgenstunde zu Aachen vor dem Schloß
Ließ der Jägermeister zäumen Zelter und Roß,
Und die Hunde koppeln, denn er dachte sich
Kaiser Karl heut würde jagen lustiglich.

Im lockern Schnee scharrten die Rosse sonder Ruh,
An den Koppeln zerrten die Hund' und bellten dazu;
Doch im Schloß die Fräulein suchten die Pelz im Schrank,
Und die Ritter nahmen Armbrust und Bolzen blank.

Nur Kaiser Karl gedachte nicht der Jägerlust,
Hohen Rath zu halten gedacht' er in der Brust.
Allen seinen Helden er alsogleich befahl
Zu Gericht zu sitzen im hohen Kaisersaal.

Und sie sitzen im Kreise zum hochernsten Gericht
Und auf dem Thron der Kaiser, siehe der Kaiser spricht:
Ihr meines Reiches Räthe, rathet mir ohne Hehl:
Eine Königstochter beging einen schweren Fehl.

In ihre Kammer nahm sie zu Nacht einen Schreiber ein,
Wer weiß, was sie gebriefet? das aber sah man fein,
Daß, als der Morgen tagte und Schnee gefallen lag,
Das Königskind den Schreiber trug rittlings, Huckepack!

Da scholl ein helles Lachen den Saal wohl auf und ab,
Nur Kaiser Karl saß ernst da, bis man sich deß begab.
Er sprach: Ihr meine Räthe, wir sitzen zu Gericht;
Was nun verwirkt die beiden, das sagt und hehlt mir's nicht.

Und ferner sprach der Kaiser: Gebt mir zum ersten Rath,
Was wohl die Königstochter verdient um solche That.
Sie riethen wohl verschieden, doch alle stimmten ein,
Daß in den Sachen der Minne am besten wäre: verzeihn!

Da schüttelte der Kaiser sein würdig Lockenhaupt:
Erwägt, es ist die Sache wohl ernster, als ihr glaubt.
Nun aber gebet alle mir zum andern Rath,
Was wiederum der Schreiber verdient um solche That.

Sie riethen wohl verschieden, doch alle stimmten ein,
Daß in Sachen der Minne am besten wär: verzeihn!
Nur der Räthe Jüngster, der ward wohl bleich und roth,
Nun kam an ihn die Reihe, er sprach: Er verdient den Tod!

„Den Tod nicht," sprach der Kaiser, das wäre wohl zu hart,
Den Tod nicht, weil die Liebe ihn zwang, Herr Eginhard!
Nein nimmermehr, es falle die Schuld auf beide gleich,
So dünkt es mich; nun redet ihr Herrn, wie dünkt es euch?"

Da priesen alle Räthe Kaiser Karls Gerechtigkeit
Und seine große Milde jetzt und allezeit.
Dann aber fragten Manche Kaiser Karl ihren Herrn,
Wer die Königstochter wäre, sie meinten, er sag es gern.

Er sprach: „Ja, wie ich sagte, sie ist eines Königs Kind,
Doch jetzt eines Kaisers Tochter — ich sah's, o wär ich blind!
Doch wer der Mann gewesen, erkannt ich nicht so recht,
Und weiß es nur einer, wohlan ihr Herrn, so sprecht.

Da sahen wohl die Räthe verwundert einander an,
Doch der da saß zu unterst im Rath der jüngste Mann
Der sprach: mein Herr und Kaiser, ihr wißt und ich leugne nicht,
Ich wars, nun lasset halten über mich Gericht.

Da war ein großes Staunen wohl auf der Räthe Bank,
Da ging ein Murmeln und Raunen wohl den Saal entlang.
Dann aber fragten Manche Kaiser Karl ihren Herrn,
Wer die Kaisers Tochter wäre, sie meinten, er sag es gern.

Er sprach: ich bin der Kaiser: wer ist an Macht so reich,
Und Emma ist meine Tochter, wer ist an Schmerz mir gleich?
Da deckt' er mit den Händen, ach, sein Angesicht,
Helle Thränen flossen, er bezwang sie nicht.

Da war im Saal ein Schrecken und ein tiefer Schmerz,
Alle Räthe schwiegen, und Einer schlug sich an's Herz;
Er warf sich auf die Erde, er weinte bitterlich,
Er dachte den Schmerz des Kaisers, er dachte nicht an sich.

Da sprach der Kaiser strenge: Wo bliebe Zucht im Land,
Wenn an des Kaisers Tochter solches wird erkannt!
Ich sage los von ihr mich, fort beide von Hof und Haus!
Sey euch der Himmel gnädig, ich aber stoß euch aus!

Da hob sich von der Erde und ging Herr Eginhard;
Doch als des Kaisers Tochter der Spruch gemeldet ward,
Da legte sie vor Schmerzen die Hand an ihre Brust:
Gnade Gott mir, sprach sie, ich hab es wohl gewußt.

Nun ging in ihre Kammer die kummervolle Maid,
Da zog sie aus wohl eilig ihr goldgewirktes Kleid,
Und löst' aus ihren Haaren den Kranz von Edelstein,
Das nahm sie und verschloß es jedes in seinen Schrein.

Ein graues Kleid der Trauer zog sie dafür an
Und auf den Tisch die Schlüssel legte sie sorgsam dann,
Und sprach zu sich besinnlich: That ich auch Alles ab?
Vom Vaterhause geht es, ach, wie vom Leben ins Grab.

Noch einmal kam sie wieder, sie hatt' ein Täubchen zahm,
Das aus ihrem Munde seine Speise nahm.
Sie küßte die weiße Taube, Thränen brachen ihr aus:
Wir müssen beide nun scheiden, suche dir ein ander Haus!

Herr Eginhard nun aber, so wie er ging und stand,
Nahm er den Weg zum Thore und ins beschneite Land.
Er mußte die Spur sich treten, der Mann mit düsterm Sinn:
Er ging neben der Straße, doch wußt' er nicht, wohin.

Oft stand er voll Gedanken; da kam die schöne Maid
Des Weges auch gegangen in ihrem grauen Kleid.
Sie gingen geschiedene Stege, der Weg dazwischen lag,
Sie sprachen nicht miteinander und sagten nicht guten Tag.

So pilgerten sie beide den Tag und auch die Nacht,
Wohl übern Rhein und weiter. Wer hätte wohl gedacht,
Daß das die Füße vermöchten! Ohne Speis' und Trank
Pilgerten sie drei Tage und drei Mondnächte lang.

Und an dem vierten Abend, es ging der Wind so kalt,
Da sahen sie ein Feuer in einem schwarzen Wald.
Es saßen Waldleut in einer Felsenkluft,
Die brieten gutes Wildbrät, das war zu spüren am Duft.

Nun kamen die Müden beide und baten um Verlaub
Sich ans Feuer zu setzen. Die Leute häuften Laub
Und machten ihnen Lager, warm, weich und breit,
Zwei besondre Betten, doch von einander nicht weit.

Sie ließen drauf sich nieder und schliefen ein gar bald;
Es rauscht über ihnen so sanft der Tannenwald.
Sie schliefen bis zum Mittag: wie gönnt ihnen mein Herz
Ihren tiefen Schlummer ohne Traum und Schmerz!

Und doch als Emma erwachte, schien ihr Alles Traum,
Wie sie hierher gekommen in diesen Waldesraum.
Ach, bald mit wachen Augen ward ihr wohl wieder klar,
Daß sie fern vom Hause, verwaist, verstoßen war.

Auch die Waldleut waren alle fort,
Zur Arbeit ausgegangen und leer war der Ort.
Doch Eginhard der schnarchte. Wie sie ihn hört' und sah,
Klopft ihr das Herz im Busen, wie wohl ward ihr da!

Sie setzte sich zu ihm nieder, doch ließ sie ihm seine Ruh,
Mit Laub die schönen Glieder deckte sie ihm zu;
Dann ließ sie ihre Augen rundum spähend gehn:
Da hat sie an dem Feuer etwas braten gesehen,

Und auch den Duft gerochen, den das Wildbrät gab:
Wie gern für den Geliebten schnitte sie etwas ab.
Und siehe da, ein Messer — zwei Messer! lagen hier,
Und Brod zwei gute Schnitte, und standen zwei Krüge Bier.

Da leuchtete dem Mädchen gar bald klärlich ein,
Zur Labung ihnen Beiden solle dieses seyn.
Mit raschem Sprunge sprang sie zu Herrn Eginhard,
Mit süßem Ton ihn weckend und mit süßtrauter Art.

Wie der die Augen aufschlug und ihren Ton vernahm
Und ihr Gesicht sah lächeln, wie wohl ihm das bekam!
Sie aber kam gesprungen und bracht ihm Fleisch und Brot,
Zugleich auch in der Linken sie ihm zu trinken bot.

Er trank zuerst, dann aß er und sie nicht minder trank,
Den guten Waldleuten sagten sie vielmal Dank,
Und wollten nun sie suchen, doch finden war schwer,
Sie suchten immer weiter und kamen ab je mehr und mehr.

Sie kamen nun in Lande, da war kein Schnee zu sehn,
Doch an des Berges Fuße sahn sie den Mainstrom gehn.
Auch trat die Sonn aus Wolken und schien so licht und warm,
Sie sprachen liebe Worte und waren ohne Harm.

Er sprach: Dich anzureden hatt' ich nicht den Muth,
Weil du um mich gelitten; du aber bist so gut.
Vergib mir und vergiß mir, was ich dir gethan:
Du bist des Kaisers Tochter, mir ziemte nicht dir zu nahn.

Sie sprach: Willst du mich mahnen, daß ich verstoßen bin
Von Vaters Haus und Herzen? Was bleibt mir noch Gewinn?
Und willst Du mir nicht bleiben, da Alles mich verläßt —
Hier hielt sie schluchzend inne und schlang um ihn sich fest.

Er trocknet ihre Thränen und sah sie freundlich an,
Da war Herr Eginhard wohl ein hochbeglückter Mann.
Er fühlte Herz an Herzen ihr hochwogend Blut:
Gern hätt' er sie geküsset, doch hatt' er nicht den Muth.

Sie sahn die Sonne sinken. Da zog er sein Schwert
heraus,
Und hieb vom Baum die Zweige und baute davon ein Haus;
Er hieb die Aest und Zweige, sie sammelte und trug,
Und sieh, ein Dach war fertig, für zweie groß genug.

Nun sahn sie's an mit Freuden, doch ernster wurden sie:
Sollen wir mitsammen beide wohnen hie?
Und haben doch den Segen selbst des Himmels nicht —
Da rollten wieder Thränen über ihr schönes Gesicht.

Er aber macht aus Scheiten ein Kreuz und stellt' es hin,
Da knieten vor dem Kreuze die beiden mit frommem Sinn:
Lieber Gott im Himmel, gescheh der Wille dein,
Gib uns deinen Segen und laß uns ehlich seyn.

Wir haben nicht verdienet, daß du uns gnädig bist,
Doch nimm uns an zu Gnaden, gib uns zur Reue Frist.
Um deines Sohnes willen, der hingab seinen Leib,
Gib deinen heiligen Segen und laß uns seyn Mann und
Weib.

Da schien die Sonn aus Wolken mit rothgoldnem Strahl,
Verklärt in sel'gem Glanze lagen Berg und Thal.
Dann hörten sie ein Flattern, das hoch vom Himmel kam,
Das war eine Taube, die Sitz auf dem Kreuze nahm.

Sie knieten lang, dann standen sie auf, so frohbewußt,
Da gab es ein Umarmen, ein Pressen Brust an Brust,
Da gab es ein langes Küssen, Niemand hats gezählt:
So wurde Fräulein Emma Herrn Eginhart vermählt.

Und wie sie so sich küßten, flatternd drängte sich
Zwischen ihre Küsse die Taube wunderlich.
Sie wehte mit sanften Flügeln beider Wangen an
Und drängte sich mit dem Schnabel zwischen Emma und ihren Mann;

Denn das war Emma's Taube, die nachgeflogen kam,
Die sonst aus ihrem Munde ihre Speise nahm.
Wie Emma sie erkannte, vergaß sie aller Noth
Und kos't ihr und gab ihr von der Waldleute Brod.

Nun kam des Abends Dunkel; sie traten unter Dach
Und ruhten bei einander im niedern Brautgemach.
Sie flüsterten und küßten und schliefen ein gar bald
Und süß zu ihren Träumen rauschte der Buchenwald.

Und nun am andern Morgen, als sie so frisch erwacht,
Wie lag zu Berges Füßen das Land in sonniger Pracht.
Es sprang in ihren Adern neugeschaffen Blut,
Ihr Herz war voller Frieden, die Welt war schön und gut.

Wie Adam einst mit Eva eintrat in's Paradies;
Nicht anders schauten Beide was rings sich schauen ließ.
Sie mochten gern erspähen, wo sie gebaut ihr Dach,
Und siehe da, dicht neben floß über Felsen ein Bach.

Sie folgten nun dem Wasser durch's sonnige Frühlingsgrün
Und sahn in einem Grunde viel weiße Blüthen blühn,
Im Wald versteckt, betreten von keines Menschen Fuß:
Da boten sie dem Grunde freundlich ihren Gruß.

Si: gingen bald nach Hause, Herr Eginhard rief aus:
Nun muß ich mir auch schaffen gut Geräth ins Haus!
Zuerst aus seinem Helme macht er in Seelenruh
Eine Schal und schnitzte auch zwei Löffel dazu.

Und schnitt sich einen Bogen aus eines Baumes Ast
Mit seinem Schwert und drehte die Sehn aus starkem Bast.
Dann hat er seinem Weibe „Behüt dich Gott“ gesagt,
„Gesegne Gott das Waidwerk und gebe mir gute Jagd.“

Er ging am kühlen Bache bergab und thalentlang,
Da sah er, wie am Wasser ein junges Hirschlein sprang.
Rasch spannt' er seinen Bogen mit aller seiner Kraft,
Er schoß — das Hirschlein stürzte, durchbohrt von des
Pfeiles Schaft.

Froh mit der schweren Beute bergauf an Baches Rand
Zu seinem Weibe lief er, die er sitzend fand
Eine Hirschkuh melkend in den Helm: die Kuh
Mit den frommen Augen sah ihr selber zu.

So lebten nun die Beiden nach schönem Waldesbrauch:
Wie sehr muß ich sie neiden, wie gerne thät ich's auch!
Nun laßt uns aber schauen nach Kaiser Karl zurück.
Dem war wohl entflohen seiner Tage Glanz und Glück!

Trüb war sein Blick, sein Gang schwer, die Krone
drückt' ihn fast,
Was sonst ihm Lust gewährte, war ihm alles Last.
Der Becher, den er leerte, mundete ihm nicht,
Er that nichts recht aus Freude, er that es nur aus Pflicht.

So lebt' er fünf Jahre, das war lange Zeit:
Am Tisch und in dem Hause fehlt' ihm seine Maid.
Er sprach: Ich habe Kummer und sie hat Leid und Noth;
Vergebens war mein Suchen, ach, sie ist wohl schon todt.

Und selbst das frohe Jagen, das sonst war seine Lust,
Erlabte nicht wie ehmals Kaiser Karls Brust.
Er ließ die Hunde jagen, weit ab durch den Tann,
Er selbst ging trüb und einsam, der kaiserliche Mann.

So hatt' er auch verloren sich einst im Odenwald,
Er ließ ins Moos sich nieder, Schlaf beschlich ihn bald.
Da träumt' ihm, Räuber kämen und nähmen ihm sein Schwert,
Und als er erwachte, fand er sich unbewehrt.

Da sah er wohl ein Wunder, nicht Räuber waren da,
Ein kleines blondes Knäbchen war Alles, was er sah.
Das Knäblein trug ein Röcklein von Pelzwerk bunt und werth,
Und hielt in kleinen Händchen des Kaisers großes Schwert.

Da sprach der Kaiser lachend: Ei da, du kleiner Fant,
Wo will das Schwert mit dir hin? gib mir's in meine Hand.
Das Knäblein sprach: Ich geb's nicht, ist dir auch nicht Noth,
Unsre Hirsch und Rehe willst du stechen todt.

Da sprach der Kaiser lachend: „Du sprichst in einem Ton,
Du kleiner Waldgeselle, als wärst du Königssohn."
Das Knäblein sprach: Und willst du, Mann, nicht hören mir,
So geh ich gleich zur Mutter, wart, ich sag es ihr!

Der Kaiser sprach: „Ja rufe deine Mutter her,
Sag ihr, ich wär der Kaiser, und hätt' ihrer Begehr."
Da sprach das kleine Knäblein, sein Besinnen war nicht groß:
Mutter kann nicht kommen, sie hat das Kind auf dem Schooß.

Der Kaiser sprach mit Lachen: „So muß ich mich bemühn!"
Das Knäblein mit dem Schwerte lief voran durch das Grün.
Er lief und rief zur Mutter: Mutter, nimm das Schwert,
Der Mann will mir's nehmen, dem hat es zugehört.

Da sah der Kaiser sitzen ein wunderherrlich Weib,
Mit langen goldnen Haaren, von Antlitz schön und Leib:
Eine Königin des Waldes! voll stiller Mutterlust
Säugte sie ein Kindlein an ihrer blühenden Brust.

Voll Schaam den schönen Busen bedeckte sie sofort,
Sie sah den Fremden und hörte nicht auf des Knaben Wort.
Den Mann von ernster Hoheit mit greisem Bart und Haar,
Sie glaubt ihn wohl zu kennen und wußte nicht, wer er war.

Er sprach: Gott grüß dich Tochter — So sprach er,
weil sie jung
Und schön war — kannst du reichen mir einen kühlen Trunk?
Sie lief behend hinunter, wo die Quelle sprang,
Und schöpft' und kam und reicht' ihm: er trank und sagt
ihr Dank.

Sie sprach: Ihr müßt auch essen, ihr könnet so nicht fort,
Denn weithin in die Runde trefft ihr nicht Stadt, nicht Ort.
Nun setzt euch hier in's Kühle, gleich bin ich wieder da.
Mit Staunen sich der Kaiser die schmucke Hütte besah.

Sie war aus glatten Stämmen gefügt mit Kunst und Fleiß,
Geziert mit weißer Rinde und mit geschältem Reis,
Und wohl mit grünem Moose gepolstert und verwahrt.
Und hingen Hirschgeweih umher nach Jägerart.

Da kam zurück vom Jagen Herr Eginhard nach Haus,
Er bracht auf seinen Schultern ein gutes Wild zum Schmaus,
Und Fisch in einem Netze, die legt' er auf den Tisch,
Und schaute drein so munter, so fröhlich und so frisch.

Doch wie er sah den Fremden, hat Staunen ihn erfaßt:
„Willkommen, herzwillkommen, ihr seyd mein erster Gast."
Er schüttelt' ihm die Rechte und schlug ihm in die Hand,
Daß es Kaiser Karl war, hat er nicht erkannt.

„Nun Weib, bring uns zu essen, denn es ist Mittagszeit,
Ich hab gejagt im Walde und der Fremde kommt von weit."
Doch Emma stand und lauschte, und lehnt' an die Wand ihr Ohr,
Ihr kam des Fremden Stimme so lieb und traulich vor;

Ihr schlug das Herz im Busen, gleichwie vor Lust und Schmerz,
Längstentschwundne Bilder stürmten an ihr Herz.
Dann mußte sie zum Feuer, sie wendete den Spieß,
Am Dufte schon der Braten sich ringsum spüren ließ.

Den dampfend heißen Braten trug sie nun unter's Dach,
Die Schüssel mit den Beeren trug ihr das Knäbchen nach.
Nun setzten sich die dreie gesellig um den Tisch:
Da gab es süße Früchte und schmackhaft Fleisch und Fisch.

Und Emma schnitt das Wildbrät kunstrecht, wie sich's gehört,
So wie es einst der Vater zu Aachen sie gelehrt.
Er schaute zu und freute sich über jeden Schnitt —
Doch plötzlich eine Thräne Kaiser Karl entglitt.

Und alles, wie ers liebte, auf Blättern, Beeren roth —
Wie sie nun freundlich bittend sein Lieblingsstück ihm bot;
Da rief er: Emma! Tochter! — es wankten Fleisch und
Fisch,
Wie sie sich wild umarmten — die Aepfel rollten vom Tisch.

O Vater, lieber Vater! O Emma, süßes Kind!
Gesegnet diese Stunde, da ich dich endlich find!
Was hab ich dich gesuchet — und das ist Eginhard!
Ich bin's, sprach er von Ferne aus seinem braunen Bart.

Da bot der Kaiser wieder die Hand ihm traulich hin,
Der legte drein die seine mit ehrerbiet'gem Sinn.
Doch Emma sprang von dannen, und kam so froh gerannt,
Den Säugling auf dem Arme, den Knaben an der Hand.

Der Knab' in seinem Fäustchen trug noch das große
Schwert;
Er sprach: Ich soll dir's bringen, hat Mutter mich gelehrt.
Der Kaiser sprach: Behalt es, bis du groß worden bist,
Dann führ' es mir zu Ehren! Und hat ihn viel geküßt.

Da schollen Hörnerklänge lustig durch den Wald,
Laut und immer lauter, nahe kam es bald.
Kaiser Karls Gefolge suchte seinen Herrn,
Jubelstimmen schollen, sie sahn ihn schon von fern.

Der Kaiser sprach: Da sehet, ich that den besten Fang:
Dies hier ist meine Tochter, ich sucht' sie jahrelang.
Da beugten sich die Ritter, tief neigten alle sich,
Doch Emma sah so freundlich und stand so königlich.

Der Kaiser sprach: Bescheidet die Roß' und Wagen her
Und bringet Wein zur Stelle, hier sind die Krüge leer.
Nun Kinder, ja das lob ich, ihr habt ein schönes Haus;
Doch über unsrer Freude ist kalt geworden der Schmaus.

Nun gingen sie zu Tische, für alle war genug,
Die Ritter in dem Grase füllten manchen Krug,
Sie tafelten im Grünen beim hellen Sonnenschein,
Die Nachtigallen sangen, die Becher klangen darein.

Doch als der Kaiser mahnte zum Aufbruch aus dem Wald,
Da weinte Emma Thränen: Willst du von uns so bald?
„Nicht ich von euch, ihr müsset ja mit mir auf mein Schloß,
Nun rüstet, macht euch fertig, es geht sogleich zu Roß!"

Sie kleidete die Kinder in warme Pelzchen fein,
Und packte viel zusammen, nur nicht das Haus mit ein.
Sie ließ die zahmen Hirsche aus ihrer Hürd' heraus:
„Lebt wohl, ich muß nun scheiden, leb wohl, du Waldeshaus."

Sie kamen nun zum Grunde im tiefen Wald versteckt,
Da standen alle Bäume mit Aepfeln reich bedeckt.
„Seht meinen Obstgarten!“ sprach Emma hoch zu Roß,
„Wer wird den Segen pflücken? Ich zieh auf des Vaters
Schloß!“

Und weiter an dem Wasser zogen sie in's Thal,
Da wandt im Abendglanze sich Emma noch einmal:
„Leb wohl, o du Wald, nun lebe mir wohl, zu selige
Statt!“
Nach diesen Worten der Odenwald und der Ort den
Namen hat.

Sie lebten nun mitsammen zu Aachen in dem Schloß,
Herr Eginhard am Hofe der Ehren viel genoß;
Er folgte seinem Kaiser in großer Thaten Lauf,
Erst half er sie vollbringen und schrieb hernach sie auf.

Und als sie mußten sterben, hat man sie beigesetzt
Zu Seligenstadt im Kloster, da ruhen sie noch jetzt,
Beide bei einander: und wer mir das nicht glaubt,
Der kann die Steine lesen, die ruh'n ob ihrem Haupt [1].

[1]) Das Chronicon laureshamense, in codice lauresh. ed. Mannhem. 1768. 4. I. p. 40—46. erzählt diese Geschichte, jedoch mit der Variante, daß Karl seine Tochter und Eginhard nicht verstieß, sondern Gnade für Recht ergehen ließ.

und die Liebenden mit einander verehelichte. Alle lobten mit Freuden des Kaisers Sanftmuth, der den Schreiber vor sich forderte und also anredete: „schon lange hätte ich deine Dienste besser vergolten, wo du mir dein Mißvergnügen früher entdeckt hättest (Eginhard hatte nämlich, weil er fürchtete, seine Liebe zu Emma würde bald an das Tageslicht kommen, um seine Entlassung aus Kaiser Karls Diensten angehalten, mit dem Vorgeben: „weil ihm doch sein treuer Dienst nicht vergolten werde"); jetzo will ich dir zum Lohne meine Tochter Imma, die dich hoch gegürtet willig getragen hat, zur ehelichen Frau geben." Sogleich befahl er, nach der Tochter zu senden, welche mit erröthendem Gesicht in des Hofes Gegenwart ihrem Geliebten angetraut wurde.

Der ächte Sarkophag, worin einst Eginhard und Emma mit ihrer Schwester Gisella ruhten, befindet sich jetzt in der Alterthümer-Sammlung des Grafen zu Erbach. In der sogenannten Begräbniß-Kapelle steht er in einer Seitennische zur linken Hand. Einer der letzten Aebte des Klosters Seligenstadt, wo die Gebeine ruhen, glaubte die ehrwürdigen Reste zu ehren, wenn er sie in einem Marmor-Monument in dem Chor der Kirche verwahrte. Der Großherzog von Hessen schenkte im Jahre 1810 den Sarg dem Grafen von Erbach, wie eine Inschrift in der Nische erzählt:

Eginhardi primi hujus pagi Dynastae
Emmae suae, et Gisellae Cenotaphium
Munificentia
Ludovici I. Hassiae Magni Ducis
Francisco Comiti ab Erbach
Ex reliquiis Monasterii Seligenstadt
Dono datum.

Jukunde von Stolzeneck.

Von

Justi.

Traurig sinnend saß Jukunde
Auf dem hohen Felsenschloß —
Lehrend ihre beiden Söhne —
Als es süß wie Lautentöne
Sich durch's Maienthal ergoß:

„Oeffne deine stille Wohnung,
Holde Herzenskönigin!
Einen Ritter siehst Du nahen,
Der, um Minne zu empfahen,
Kommt mit ehrfurchtsvollem Sinn!

„Laß die Todten friedlich ruhen!
Ach! schon manche Thräne quoll; —
Bei des Aufgangs Purpurkranze,
Bei der Sterne mildem Glanze,
Bebt mein Herz so heiß und voll!“

Zürnend sprach die treue Gattin:
„„Nahe dieser Wohnung nicht!
Schlummert gleich im heil'gen Lande
Längst mein Wilhelm, trennt die Bande
Dennoch Zeit und Schicksal nicht!

„„Dem zuerst mein Herz geschlagen,
Schlägt es bis zur stillen Gruft,
Treue hab' ich ihm geschworen,
Deine Seufzer sind verloren
Und verwehn im Abendduft.““ —

„Treue hast du ihm gelobet; —
Doch der Tod bricht jeden Schwur.
Soll der Wangen Roth verblühen?
Deiner Augen Gluth verglühen?
Lebst du für die Todten nur?“ —

„„Nein! ich lebe frischem Leben,
Meinem holden Knabenpaar!
Seh' ich einst sie herrlich blühen,
Dann mag diese Gluth verglühen,
Die dem Gatten heilig war!““

Ernst und sinnend schwieg Jutunde,
Als der Ritter dieses sprach:
„Edle Frau vom heil'gen Grabe
Komm' auch ich, und süße Gabe
Folget meinem Flehen nach!

„Rudolph bin ich, der die Freundschaft
Deines Gatten hat erstrebt;
Das Gerücht hat dich betrogen,
Prüfend hab' ich dir gelogen;
Wilhelm, der Beweinte, lebt!"

„„Komm herein,"" sprach die Entzückte,
„„Feurig nannte Wilhelm dich
Oft den Freund der zarten Jugend
Und das Urbild heil'ger Tugend;
Neues Leben strömt durch mich!""

Bald erstieg der wackre Ritter
Der Getreuen Felsenschloß;
Aber, welch ein Wonnebeben,
Wilhelm war's, der voller Leben
Selbst in seinen Arm sie schloß [1])!

[1]) Von der sehr alten Burg Stolzeneck, deren dunkelrothe Trümmer schauerlich aus dem Gebüsche hervorragen, gehen viele Sagen im Munde des Volkes herum. Außer

der oben als Romanze mitgetheilten, wollen wir hier noch eine erzählen, die mehr bekannt, aber für poetische Darstellung fast zu complicirt ist. Auf der Burg Stolzeneck wohnte nämlich vor alter Zeit ein Ritter, der mit Gottfried's Heer gegen die Ungläubigen in's heilige Land zog, und seine Schwester mit einigen Dienern allein auf der Burg zurückließ. Während seiner Abwesenheit kam eines Tages ein fremder Ritter, der um die Hand des jungen Fräuleins warb; sein ungestümes Wesen, das nur zu oft in Rohheit ausartete, schreckte sie ab; sie wies ihn deßhalb von sich, und lehnte alle Anträge mit „nein“ ab! Der ergrimmte Freier ließ sie in's Burgverließ werfen, und alle Menschen und Thiere, die sich im Schloß vorfanden, ermorden. Nur der Liebling des Fräuleins, ein zahmer Rabe, rettete sein Leben durch schnelle Flucht in den nahen Wald. Der Wütherich, welcher geschworen hatte, der Unglücklichen nicht eher Speise noch Trank zu reichen, bis sie ihm die Hand geben würde, kam alle Tage vor das Gitter ihres Kerkers, und jeden Tag hoffte er, der Hunger würde sie zwingen, in seine Wünsche einzuwilligen; allein zu seinem größten Erstaunen blieb sie fast ein ganzes Jahr hindurch bei dem einmal ausgesprochenen: nein! Der treue Rabe hatte sie nicht verlassen, täglich brachte er ihr Beeren und Früchte ihren Durst zu löschen und ihren Hunger zu stillen, und auf diese Weise fristete er ihr das Leben, bis endlich der Bruder vom Kreuzzuge heimkehrte. Er fand seine Burg ausgestorben und leer; vergeblich sah er hinab vom steilen Berge in's Neckarthal, doch nirgends entdeckte er eine Spur von der geliebten Schwester. Alle Nachforschungen waren umsonst, und schon hatte er die Hoffnung aufgegeben, sie jemals wiederzusehen, da vernahm er plötzlich ein leises Seufzen, eine wehmüthige Klage aus der Tiefe der schrecklichen Gefängnisse drang zu seinem Ohr; schnell folgte er dem bangen Ton, den er bald als die Stimme seiner Schwester erkannte. Sie erzählte ihm, was ihr trauriges begegnet, aber im selben

Augenblicke eilte dem Sturmwind gleich der fremde Ritter daher, stürzte mit gezücktem Schwerte auf den Bruder der Unglücklichen zu, der ohne Wehr und Waffen seinen Streichen beinahe erlegen wäre. Aber, o Wunder! unter Sausen und Brausen flatterte ein Heer krächzender Raben aus dem Dickicht des Waldes herauf, der Liebling des Fräuleins an der Spitze, und fielen über den Fremden her. Dieser vermochte sich des ungeheuren Schwarmes kaum zu erwehren; der Ritter von Stolzeneck benützte diesen glücklichen Augenblick sein Schwert aus der Scheide zu ziehen, und den Bösewicht zu durchbohren; schreiend sank er zu Boden. Die Raben fielen nun mit Gier über ihn her, hackten ihm die Augen aus, und tranken sein warmes Blut und ließen nicht eher von ihm ab, bis er ganz ohne Leben lag; mit gräßlichem Geschrei folgten sie selbst noch seiner Leiche, die in ungeweihter Erde verscharrt ward.

Das Bild des treuen Raben kann man noch in unseren Tagen in einem Bogen der Burg ausgehauen sehen.

Der Ritter von Schwarzach,

von

Friedrich Otto.

Es steht der Ritter von Schwarzach
Am See zu später Stund',
Er blickt empor gen Himmel
Und ringt die Hände wund!
Er klaget um sein Mägdelein,
Das in dem See ertrank,
Ein Kind wie Rosenblüthe
Und wie die Lilie schlank.

Da klingt mit einmal drunten
Ein Glöcklein silberrein,
Und eine Stimme schallet
So sanft, so lieblich drein:
Das ist des Kindes Stimme,
Der Vater kennt sie gut,
Er beugt sich lauschend nieder
Und starret in die Fluth.

„O Vater, lieber Vater,
Wie ist die Welt so schön,
Wenn der Lenz die Triften kränzet,
Die Thäler und die Höh'n!
Wenn die Vögel droben jauchzen
Mit unnennbarer Lust;
Wie ruht sich's auch so wohlig
An treuer Vaterbrust!

„O Vater, lieber Vater,
Wie ist's hierunten so kühl;
Wie ist's so grausig hierunten
Im fischbelebten Brül [1])!
Wo die Larven glotzen und gaukeln
Im blassen Mondenschein,
Und ihren Reigen weben
Die bösen Wasserfei'n.

„Ich saß, ein schuldlos Mägdlein,
Am grünen Seegestad',
Und freute mich der Fischlein
Im kühlen Wellenbad',
Und freute mich der Rosen,
So lieblich anzuschau'n,
Und kannte nicht die Tücke
Der schlimmen Wasserfrau'n.

Und wie ich sann und lauschte,
Taucht aus der dunkeln Well',
Flugs meinen Leib umklammernd,
Ein Schlänglein silberhell,
Und riß mich weg vom Strande,
Hinunter in die Fluth,
Das war die böse Königin
Der argen Nixenbrut.

„O Vater, niemals netze
Dies Wasser deinen Mund!
Du wärst den Fei'n verfallen
Und sänkest nieder zur Stund';
Denn was sie hierunten brauen,
Mit Zaubersprüchen geweiht,
Tod bringt es und Verderben
Den Menschen allezeit....“

„„Frisch auf, du blasser Greise,
Was jammerst du in die Well?
Und ist die Nacht doch so wonnig
Und scheint der Mond so hell,
Und schlagen so lustig die Vögel
Hoch oben in freier Luft
Und wallt so süß und würzig
Der Blumen und Blüthen Duft.

„„Da nimm den Becher schnelle
Und thu uns frisch Bescheid,
Das ist vom besten alten,
Der scheucht dein Herzeleid!““
Zwei Knaben rufen's lächelnd,
Mit goldnem Lockenhaar,
Und bieten dem greisen Ritter
Einen silbernen Becher dar.

„Mich dürstet, wohl mag mich letzen,
Ihr Knaben, der kühle Trank,
Doch nimmer kann gesunden,
Wer tief im Herzen krank!“
Also der Greis, darauf schwingt er
Den mächtigen Pokal,
Er führt ihn an die Lippen
Und leert ihn auf Einmal.

Da faßt ihn ein glühend Sehnen,
Es wallt, es siedet sein Blut,
Er breitet aus die Arme
Und stürzet in die Flut.
Die Knaben versinken kichernd,
Die Welle braust' und schwoll,
Der Wind saust' unheimlich im Rohre,
Das Glöcklein längst verscholl [2]).

[1]) Brül ist ein veraltetes Wort und heißt soviel als Teich, Sumpf, Weiher.

[2]) Mit diesem Gedichte vergleiche man die Sagen von Epfenbach, vom See bei Wimpfen rc.

Von der Burg Schwarzach wird noch folgende Sage erzählt:

Es lebte ehemals in der alten Burg Schwarzach ein Ritter, dessen Namen die Tradition nicht erhalten; er war jedoch blind und hatte neun Töchter, welche eben so schön und liebenswürdig als tugendhaft waren. Sie waren der Trost des unglücklichen Vaters, ihre liebreiche Pflege machte ihn sein Unglück vergessen. Sie liebten ihn so sehr, daß sie alles, ja selbst ihre Schönheit geopfert haben würden, um ihrem Vater das Licht seiner Augen wieder zu erkaufen. In einer benachbarten Waldburg lebte damals ein Ritter, wild und finster waren seine Blicke; verborgen lag seine Burg zwischen hohen Tannen, schwarz war sie von außen, wie seine Seele von innen. Vergebens stellte er lange den schönen Jungfrauen nach, ihre Verachtung war sein wohlverdienter Lohn. Ergrimmt nahm er seine Zuflucht zur schändlichsten List; verschmähte Liebe entflammte sich in seinem Herzen zur bittersten Rache. Im erborgten Gewande eines Pilgers trat er eines Tages zu den Jungfrauen, und versprach ihnen ein untrügliches Mittel für die geblendeten Augen ihres Vaters; er befahl ihnen, in

einem nahegelegenen Thale vor Sonnenaufgang eine Pflanze zu pflücken, die er ihnen anwies; der bestimmte Ort war ein schauerlich einsames Thal, von hohen überragenden Buchen und Eichen umgeben, die es nicht der Sonne noch dem Monde gönnten, das hohe Riedgras zu bescheinen, welches der feuchte Boden hervorbrachte; daher nennt man auch noch heute dieses Thal die kalte Klinge. Am nächsten Morgen, lange vor Sonnenaufgang enteilten die zärtlichen Töchter der Ruhe; sie gingen frohen Muthes dahin, um dem Vater die heilsamen Kräuter zu brechen. Doch nie kehrten sie wieder, denn der Ruchlose ermordete sie und begrub ihre Leichname im öden unbesuchten Thale. Der Vater, in Verzweiflung über den Verlust seiner Kinder, starb bald aus Gram, und den Mörder forderte in spätern Tagen das Bewußtseyn seiner schrecklichen That zur Sühne auf; er stiftete in der Gegend ein Kloster, auch ließ er die Leichname der ermordeten Jungfrauen wohl dreißig Jahre nachher in geweihter Erde begraben.

Deutschlands Wächter [1],

von

C. W. Müller.

„Mein Vaterland du, du bist meine Lust,
Mein Lieb, das ich ewig umfange,
Dir schwillet mein Arm, dir glüht meine Brust,
Dich feir' ich im brausenden Sange;
Im Ost und im West, im Süd und im Nord,
Ich reite und streite dir immerfort
Dein Herold zu Krieg und zu Frieden!“

Der Rodenstein rief es vom bäumenden Pferd,
Ihm folgten die wilden Genossen,
Es blinkte sein Helm und es klirrte sein Schwert;
Als stark er ins Weite geschossen;
Er stürmte die Gränzen hinab und hinauf,
Und immer erklang und ersang aus dem Hauf
Das Lied von dem Vaterlande.

Und selten nur weilt er daheim auf dem Schloß,
Dort wollt' ihm die Ruhe nicht kommen,
Ihn grüßte kein Weib, ihm lachte kein Sproß;
Was soll denn die Heimath da frommen?
Seine Rast sind die Schlachten im Wald und im Feld,
Sein Bett ist der Boden, sein Schloß ist das Zelt,
Die Braut sein liebes Deutschland.

Für's Vaterland kämpft er als Mann und als Greis
Voll fünfzig geschlossene Jahre,
Die bräunliche Locke ward silberweiß,
Doch blieb ihm die Seele, die klare;
Da rief er die Knappen, da zog er nach Haus,
Im Väterschlosse verklang das Gebraus,
Und nimmer ward er gesehen.

Doch nie ist gestorben der mächtige Held,
Und sind auch die Thürme zerfallen,
Schaut blau durch das Dach auch das Himmelszelt,
Er herrschet noch stets durch die Hallen;
Und drohen dem Vaterland Kriege und Noth,
Dann dröhnt durch die Hallen des Ritters Gebot,
Und drinnen beginnt es zu leben.

Gewaltige Recken steigen hervor,
Gewappnet auf schattigen Rossen,
Er führt in die Lüfte sie Nächtens empor,
Die dunkeln, wilden Genossen;
Dort raset sein Horn, dort dröhnet sein Schild,
Dort schnaubet sein Roß, dort rufet er wild
Und warnet die heimischen Gauen.

So zog er voran noch jeglichem Krieg,
Den wild die Nachbarn entfachten,
Und feierte Niederlage und Sieg
In brausenden Geisterschlachten;
Doch nahet der Frieden, er sieht es voraus
Und zieht mit dem wilden Heere nach Haus,
Doch stets noch braus't er hernieder:

„Mein Vaterland du, du bist meine Lust,
Mein Lieb, das ich ewig umfange,
Dir schwillet mein Arm, dir glüht meine Brust,
Dich feir' ich im brausenden Sange,
Im Ost und im West, im Süd und im Nord,
Ich reite und streite dir immerfort,
Dein Herold zu Krieg und zu Frieden."

[1]) Siehe die Anmerkung zu dem folgenden Gedicht: „Der Ritter vom Rodenstein."

Der Ritter vom Rodenstein [1]).

Von

G. Kellner.

I.

Zu Heidelberg am Neckarstrand
Auf Pfingsten im lieblichen Maien,
Da hielten die Herren vom Pfälzerland
Ein festliches Turneien;
Wie viele Ritter da ritten zum Rennen,
Wer könnte sie alle mit Namen nennen!

Wohl auf dem Rhein mit lustigem Schall
Ist manches Schiff geschwommen,
Aus Franken und aus Schwaben all,
Aus Bayern sind sie kommen,
Und wie ich's thät mit Fleiß erkunden,
Aus Welschland selbst und aus Burgunden.

Da sah man höf'scher Sitten gut
Im Dienste der Damen stehen,
Manch junges deutsches Ritterblut,
Zu Hof den Fräulein gehen;
Und Sänger sah man sich neigen und grüßen
Die Frauen, die Blumen des Lieds, die süßen.

Zu Heidelberg auf dem Markte frank,
Da ritten sie in die Schranken,
Mit Farben bunt und Waffen blank,
Daß die Blicke der Mägdlein sanken;
Doch, wer ist's, vor dessen gewaltigen Streichen
Die Ritter alle wanken und weichen.

Er neigt vor Richtern und vor Fräulein
Sich sittsamlich mit Nichten,
Sein Schild wirft keinen hellen Schein,
Sein Harnisch ist nicht lichten;
Doch seine Lanze führt er mit Blitzen,
Daß höflich alle die Herren absitzen.

Das ist der Ritter vom Rodenstein;
Er kam, der Kühngestalte,
Herab von den öden Burgen sein
Aus dem finstern Odenwalde,
Da treibt er die Jagd und blutiges Fehden;
Die Lieb und den Frieden thät er verreden.

O wilder Ritter, was ist das —
Ist doch dein Stündlein kommen?
Was wirst du roth und wirst du blaß,
Um's Herz ist dir's beklommen,
Als du empfängst des Dankes Spenden
Aus ihren allerschönsten Händen.

Und als zur Burg, zum Pfalzgrafensaal
Die Ritter und Fräulein gingen,
Als sich erhob das fröhliche Mal
Und der Hörner lustiges Klingen,
Da hat er neben ihr seufzend gesessen,
Und was er geschworen, das war vergessen.

Und als er voran an zarter Hand
Sie führte den lieblichen Reigen,
Als Auge zu Auge liebentbrannt,
Und Lippen zu Lippen sich neigen,
Da hat der Ritter zur selbigen Stunden
Den Frieden durch holde Minne gefunden.

II.

Es steht ein altes zerfallenes Schloß
Einsam im finsteren Walde,
Wo rings das Buschwerk wuchernd sproß,
Gerölle decket die Halde,
Der Wind treibt sein unheimliches Flüstern
In den Trümmern und in den Föhren, den düstern —

Das ist der alte Rodenstein,
Dort hauste der Vielwilde,
Dort klang's sonst bis in die Nacht hinein
Vom Schall der Schwerter und Schilder.
Jetzt liegt die Burg in tiefem Schweigen,
Vor der Minne mußte der Streit sich neigen.

Geschworen hat er liebend ihr,
Den blutigen Kampf zu lassen:
„Mein Glück und Heil steht all' bei dir,
Wenn deine Arme mich fassen;
Doch die wilde Jagd durch Hain und durch Haiden,
Die laß mir zum Troste, die kann ich nicht meiden."

Er stürmte wohl thalab, thalauf
Nach dem Wild auf flüchtigen Rossen,
Ein bitteres Sehnen wacht in ihm auf,

Er wird immer finstrer und blickt verdrossen,
Er zieht hinaus, wenn's beginnt zu tagen,
Um bis in die Nacht zu morden und jagen.

Und einst als der Sturm den Hain durchfährt,
Da steigt vor ihm aus der Erde
Ein schwarzer Ritter und schlägt ihn vom Pferd
Hohnlachend mit wilder Geberde,
Und im Augenblick ist er verschwunden
Doch der Ritter ist verwandelt zur Stunden.

Er flucht voll blinder Wuth dem Tag,
Der ihn in's Joch gebunden;
Er führt auf sie so wilden Schlag,
Die seine Kniee umwunden,
Er sieht sie wanken, die Kummerbleiche,
Vor seinen Füßen liegt sie als Leiche.

Verzweiflungsvoll hat er sich abgewandt,
Er sammelt seine Horden;
Er stürzt hinab in's weite Land
Zum Rauben und Sengen und Morden,
Er sucht den Tod und weiß ihn zu finden,
Der hat ihn entrafft inmitten der Sünden.

III.

Nun erhebt sich im Wald um den Rodenstein
Ein Tolles Jagen und Toben,
Und an den Bergen im Mondenschein
Huscht's dahin in den Lüften droben,
Das sind auf flüchtigen Nebelrossen
Der wilde Ritter und seine Genossen.

Wenn niedersinkt die Mitternacht,
Klopft's an sein Grab gewaltig:
„Wohlan! wohlan! erwach' zur Jagd,
Dein schnaubend Roß, das halt' ich;“
Und zitternd steigt er mit Grabes Geberden
Empor aus seinem Schlaf in der Erden.

Und durch die Luft wie Nebelzug
Geht's dahin in Sturm und Gewitter
Mit heiserem Jagdruf in hurtigem Flug,
Voran der schwarze Ritter —
So erzählt bis auf unsere spätesten Tage
Vom wilden Jäger die alte Sage.

Und wird er in hohen Lüften gesehen
Und wird sein Jagdruf vernommen,
So ist's um Deutschland's Frieden geschehen,

Die Zeit des Kampf's ist gekommen.
Drum, sagen sie, sollen wir eifrig lauschen,
Uns rüsten, bevor die Stürme rauschen.

Doch höret ein ernstes, gewaltiges Wort
Die Stürme wehn aller Stunden,
Der wilde Jäger jagt fort und fort,
Und könnt ihr's auch nicht erkunden.
Drum lasset uns wachen ohn' Ermüden —
Auf Erden ist Kampf nur und nimmer Frieden.

[1]) Die Herren von Rodenstein waren eine der begütertsten und mächtigsten Familien des Odenwalds, ein Marschall von Rodenstein kömmt schon in Urkunden aus dem 13. Jahrhundert vor. Im Jahre 1671 erlosch der Mannsstamm der Familie mit Georg Friedrich von Rodenstein. Er starb zu Mosbach an der Pest. Viele Grabsteine der Edlen von Rodenstein befinden sich in der Kirche von Fränkisch-Crumbach. Der in der Sage gefeierte Ritter liegt jedoch auf dem Schnellart begraben. Von dort zieht er bei herannahendem Kriege mit großem Geräusche, wie von Hörnern, Peitschen, Hunden, Wagen, Pferden rc. herrührend, durch einen Bauernhof in Oberkeinsbach durch Brensbach und Fränkisch-Crumbach — in letzterem Orte läßt er sein Pferd beschlagen — zum Rodenstein. Bei herannahendem Frieden kehrt er zum Schnellart, der Friedensburg, zurück.

Die Sage vom Rodenstein wird sehr verschieden erzählt, die von G. Kellner bearbeitete ist die am meisten verbreitete. Etwas mehr wahrscheinlich, schon aber weniger romantisch, ist die nachfolgende hübsche Bearbeitung von A. L. Grimm,

welche auch besser den Grund erklärt, warum der Burggeist den Kriegs- und Friedensherold macht:

Was reitet vom Schnellerts? was rauscht herab?
Horch, Pferde rennen Galop und Trab!
Was knarren die Wagen? horch, Peitschenknall!
Was bellen die Hunde? ho, Hörnerschall!
Der tolle Fritz ist's vom Rodenstein;
So zieht er jetzt in die Waldburg ein.

Einst zog er fern aus mit des Kaisers Heer.
Es stürmten die Türken auf Wien daher;
Sie hätten die Stadt auch erobert gleich, —
Der Rodenstein schützt sie durch kühnen Streich. —
Gerufen steht er vor seinem Herrn.
Der Kaiser lohnet dem Helden gern.

„Mein Ritter, dir dank ich mein Erbe heut,
„Drum nimm, was dir dankbar dein Kaiser beut.
„Es haben, so hör ich, die Väter dein
„Verpfändet dein Stammschloß, Burg Rodenstein.
„Ich löse wieder die Pfandschaft dir;
„Von heute trag sie zu Lehn von mir.“

„„Mein Kaiser, ich nehme die Burg zu Lehn,
„„Und ewiglich sollt ihr mich dankbar sehn.
„„Wo Euch und das Reich je ein Krieg bedroht,
Treu dien ich im Leben Euch und im Tod.
„„Aus Todesschlaf und aus Grabesnacht
„„Für Deutschland zieh ich noch aus zur Schlacht.““

Im Frieden zog er zur Stammburg fort.
Treu hält er dem Kaiser und Reich sein Wort.

Begraben zwar liegt er auf Schnellertsschloß;
Dort starb er, — dort stürzt er mit seinem Roß. —
Doch wenn ein Krieg sich entspinnt im Reich,
So hört man Rodensteins Auszug gleich.

Edler ist die Romanze von C. W. Müller „Deutschlands Wächter" gehalten. Auch Langbein bearbeitete diesen Stoff in dem Gedichte „der Kriegs- und Friedensherold."

Verwandtschaft mit der Sage vom Ritter von Rodenstein hat die Sage vom wilden Heer und dem wilden Jäger. In Thüringen heißt der wilde Jäger Hans von Hackelberg, seine Begleiterin ist Tut-Osel, welche ihm in Gestalt einer großen Ohreule auf allen seinen Zügen folgt. Nach der im Harz und Thüringen vielfach verbreiteten älteren Sage wird das wilde Heer vom Eckart und der Frau Holle angeführt. Jedenfalls ist die Sage von einem wilden Heere sehr alt. In älteren Urkunden (S. Grimm's deutsche Mythologie S. 515 und ssq.) wird geradezu Odin oder Wodan als Anführer des wilden Heeres genannt.

Dies stellt die Sage vom Rodenstein auf einmal in ein anderes Licht. Eine historische Person für den Burggeist läßt sich trotz aller Mühe nicht auffinden, nur Widder in der Beschreibung von Kurpfalz I. 333 erzählt, daß der Lindenschmid den Rodenstein bewohnt haben soll und „wegen seines abentheuerlichen Auszuges in Kriegszeiten unter dem gemeinen Volk in dieser Gegend noch vieles Aufsehen machet." (Ein Volkslied vom Lindenschmid. S. Sagen der (bayrischen) Pfalz von Baader und Moris S. 112 und ff.) Allein die Sage vom wilden Heer im Odenwald war schon vor dem Lindenschmid bekannt, sie scheint überhaupt mehr an den Ort als an die Familie gebannt. Die Verwechslung von Odin und Rodinstein ist nicht so groß wie die von Eckhardt und Hackelberg. Mußte der alte ehrwürdige Gott sich von den ersten christlichen Aposteln der Deutschen zu einem Unholde, Teufel ꝛc.

machen lassen, so konnte er es auch nicht verhindern, daß später die Mönche irgend einen taugenichtsigen Kraut- oder Strauchritter ihm als Wechselbalg unterschoben. Aber noch immer lebt der alte verkannte und verbannte Gott in dem Walde, der seinen Namen führt, und trotz aller Beschimpfungen hört er nicht auf, sein Land und sein Volk zu schirmen und u schützen.

Wie Sigfried erschlagen ward.

Aus dem „Nibelungen Lied"

nach

H. Döring's Uebersetzung.

Die Recken Gunter und Hagen beschlossen nun alsbald,
Mit arger Hinterlist ein Bürschen in dem Wald.
Sie wollten nun erlegen mit scharfen Speeren Schwein,
Und Bären dort und Büffel, was konnte kühn'res seyn?

Mit ihnen nun auch Sigfried voll edlem Anstand ritt;
Gar mannigfache Speisen, die hatte man dort mit
An einem kühlen Brunnen, wo er verlor den Leib.
Brunhild hatt' es gerathen des Königs Gunthers Weib.

Da ging der kühne Degen, wo er Chriemhilden fand.
Er sah schon aufgepackt ein schönes Jagdgewand
Für sich und die Gefährten; sie wollten über'n Rhein.
Es konnte Chriemhild schlimmer wohl kaum zu Muthe seyn.

Er küßte seine Traute gar zärtlich auf den Mund.
„Gott gebe, daß wir beide recht munter und gesund
Uns bald nun wiedersehn! Magst dir die Zeit vertreiben
Mit deinen Anverwandten. Ich mag daheim nicht bleiben.

Sie dacht' an die Geschichte, die sie erzählte Hagen,
Doch sie getraute sich darüber nichts zu sagen.
Die edle Kön'gin klagte, daß sie der Mutterleib
Gebar, unmäßig weinte des Herren Sigfried Weib.

Da sprach sie zu dem Recken: „Laßt euer Jagen seyn,
Mir träumte heute Nacht, wie euch zwei wilde Schwein'
Verfolgten auf der Haide, durch Blumen roth vom Blut
Wohl hab' ich Grund zu weinen, dahin ist all' mein Muth.

Ich fürchte mich gar sehr, vor mancher Leute Rath.
Da man wohl dem und jenem nicht recht gedienet hat,
Verfolgen sie uns nun mit Feindschaft und mit Haß.
O bleibet lieber Herre! fürwahr, ich rath euch das!“

„Ich komme, meine Traute,“ sprach er, „in wenig Tagen;
Daß Jemand hier mich haßte, das wüßt ich nicht zu sagen,
Und alle deine Freunde sind insgesammt mir hold,
An keinem Degen hab' ich verdienet andern Sold.“

„Und dennoch, lieber Sigfried, befürcht' ich deinen Fall.
Mir träumte diese Nacht, wie über dich zu Thal
Zwei hohe Berge stürzten, da sah ich dich nicht mehr.
Willst du nun von mir scheiden? Wie schmerzt mich das so sehr;“

Mit seinem Arm umschlang er das tugendsame Weib,
Mit minniglichen Küssen herzt er den schönen Leib.
Er nahm Abschied von ihr; den Mann so treu und bieder
Ihn sah die schöne Chriemhild nie mehr lebendig wieder.

Da ritten sie von dannen, in einen tiefen Wald
Und mancher Ritter folgte zur Kurzweil' ihnen bald.
Es folgte ihnen Gunther mit seiner ganzen Schaar,
Indeß Gernot und Gis'ler daheim geblieben war.

Gar viel beladne Rosse, die zogen über'n Rhein,
Den Jagdgesellen brachten sie reichlich Brod und Wein,
Und Fleisch dazu und Fische, nebst Speisen aller Art,
Wie nur ein reicher König sie hat auf seiner Fahrt.

Es machten, eh' sie jagten, dicht vor dem grünen Wald,
Der Wildbahn gegenüber, die stolzen Jäger Halt
Auf einem breiten Anger, wo sie nun Platz genommen.
Dem König ward gesagt, daß Sigfried mitgekommen.

Als sich nun auf die Lauer das Jagdgefolg' gestellt,
An allen Enden hin, da sprach der kühne Held,
Sigfried der starke Mann: „Wer zeigt in den Gehegen
Uns nun des Wildes Spur, ihr kühnen schnellen Degen?"

„Wie wär's, wenn wir uns trennten," entgegnete drauf Hagen,
„Eh wir beginnen hier gemeinschaftlich zu jagen?
Damit wir denn doch sehen, die Herren all' nebst mir,
Wer wohl der beste Jäger in diesem Jagdrevier.

Die Leute nebst den Hunden, die wollen wir vertheilen,
Es mag alsdann, wohin er will, ein Jeder eilen;
Wer dann der beste Jäger, soll haben dafür Dank."
Die Jäger weilten nicht mehr beisammen lang.

Da sprach der Herre Sigfried: „die Hunde brauch' ich nicht,
Hab' ich nur einen Bracken, der so ist abgericht',
Daß er des Wildes Fährte im Wald erkennen kann.
Ich will wohl was erjagen;" sprach das Chriemhildens Mann.

Ein alter Jäger nahm nun einen Spürhund mit,
Und brachte dann den Herrn alsbald mit schnellem Schritt
Wo man viel Thiere fand. Was angetrieben ward,
Erlegten die Gesellen nach wackrer Jäger Art.

Und was der Hund aufjagte, erschlug mit eigner Hand
Sigfried der kühne Mann, der Held von Niederland,
Es lief sein Roß so schnell, daß ihm kein Wild entrann,
Und daß er auf der Jagd von allen Lob gewann.

In allen Dingen tüchtig, war er auch stark genug;
Das erste von den Thieren, die seine Hand erschlug,
Das war ein wilder Eber, den schlug des Helden Hand
Und einen wilden Löwen er bald nachher noch fand.

Der Hund sprang auf ihn zu, den schoß er mit dem
Bogen.
Der Pfeil flog von der Sehne, die er darauf gezogen;
Der Leu lief nach dem Schusse nur noch drei Sprünge
lang,
Die Jagdgesellen alle, die sagten Sigfried Dank.

Der Held schlug einen Büffel nun und ein Elendthier,
Und einen grimmen Brandhirsch und Auerochsen vier,
Sein Roß trug ihn so hurtig, daß ihm kein Wild entrann,
Und manchen Hirsch und Hinden er auf der Jagd gewann.

Und als ein großer Eber, vom Spürhund aufgescheucht
Entfliehen wollte, ward er hurtig noch erreicht;
Vom Meister in der Jagd, ein Schlag traf ihn sodann,
Doch zornig lief der Eber rasch auf den Helden an.

Da schlug ihn mit dem Schwerte Chriemhildens kühner Mann,
Ein andrer Jäger hätte es schwerlich so gethan;
Und als er ihn gefället, da fing man auf den Hund
Und seine reiche Beute ward den Burgunden kund.

Man hörte überall viel Lärmen und Getos';
Von Jägern und von Hunden war dort der Lärm so groß,
Daß davon wiederhallte der Berg und Wald gar sehr,
Denn vierundzwanzig Hunde, die strichen dort umher.

Es mußten viele Thiere verlieren da ihr Leben.
Die Jäger meinten nun, man möchte ihnen geben
Den Preis der Jagd, das konnte aber nun nicht geschehn,
Als bei der Feuerstätte Sigfried ward gesehn.

Die Jagd war nun zu Ende, jedoch nicht ganz und gar.
Wer zu der Feuerstätte gekommen, brachte dar
Gar vieler Thiere Häute, des Wildes auch genug,
Was in des Königs Küche das Hofgesind da trug!

Da ließ der König laden die Jäger auserkoren
Zum Imbiß; Hörnerschall drang ihnen laut zu Ohren
Und ihnen allen ward dadurch nun bald bekannt,
Daß man in seiner Wohnung den edeln Fürsten fand.

Da sprach der Herre Sigfried: „Nun räumen wir den Wald!“
Sein Roß trug ihn von dannen, die Andern folgten bald;
Sie scheuchten lärmend auf ein Thier gar grimmiglich;
Es war ein wilder Bär. Da wandte Sigfried sich.

Und sprach: „Euch Jagdgesellen will ich Kurzweil' gewähren,
Den Bracken lasset los, dort seh' ich einen Bären,
Der soll mit uns von hinnen sofort zur Herberg' ziehn;
Er kann uns nicht entgehen, so schnell er auch mag fliehn.“

Der Hund war losgelassen, der Bär entsprang sodann,
Auf seinem Roß verfolgte ihn Chriemhildens Mann.
Er kam an eine Kluft, ward aufgehalten hier,
Und vor dem Jäger glaubte schon sicher sich das Thier.

Von seinem Rosse sprang der stolze Ritter jetzt,
Und lief dem Bären nach; das Thier war unbeschützt,
Es konnt' ihm nicht entrinnen; da fing er's mit der Hand,
Worauf er unverwundet den wilden Bären band.

Nun konnt' er weder kratzen, noch beißen seinen Mann;
Er band ihn auf den Sattel und saß schnell auf sodann,
Zur Feuerstätte brachte ihn nun mit hohem Muth
Zu allgemeiner Kurzweil der Recke kühn' und gut.

Wie ritt er zur Herberge so herzlich nun einher!
Wie war so allgewaltig, so stark und breit sein Speer!
Und eine schmucke Waffe hing nieder bis zum Sporn,
Von rothem Golde war des Ritters schönes Horn,

Von besserm Bürschgeräth hört' ich noch niemals sagen;
Von schwarzem Felbel sah man einen Rock ihn tragen
Und einen Hut von Zobel, der kostete genug.
Was er für reiche Borten an seinem Köcher trug!

Gar sauber war darüber ein Pantherfell gezogen,
Durch den Geruch zu locken; auch trug er einen Bogen,
Den auch mit einer Winde nur spannen kann ein Mann,
Auch hätt' es außer ihm wohl schwerlich wer gethan.

Von einer Luchshaut war gemacht sein ganz Gewand,
Worauf von Kopf zu Füßen man bunte Flecken fand;
Aus lichtem Rauchwerk glänzte manch' goldner Streif sodann
Zu beiden Seiten wohl dem kühnen Jägersmann.

Auch führt' er seinen Balmung, die schmucke Waffe
breit,
Ein Schwert von solcher Schärfe, daß es im kühnen
Streit
Nie abglitt von dem Helm, auf den der Ritter schlug,
Weshalb der kühne Jäger gar hochgemuth es trug.

Und wenn ich Alles euch ausführlich melden soll
So war sein schöner Köcher von guten Pfeilen voll,
Versehn mit goldnen Tüllen, die Schneiden Hände breit,
Und wer davon getroffen, der war dem Tod geweiht.

So ritt der edle Ritter gar weidlich nun von dannen;
Da eilten, als ihn sahn des Königs Gunthers Mannen,
Sie eilig ihm entgegen, und hielten ihm sein Roß,
An dessen Sattel er den Bären band und schloß.

Als er vom Roß gestiegen, da löst' er ihm vom Munde
Das Band und von den Füßen. Da bellten laut die
Hunde
Als sie den Bären sahn; der wollte nach dem Wald.
Viel Ungemach da hatten die Leute, Jung und Alt.

Der Bär floh vor dem Lärmen nun in die Küche dort.
Wie scheucht' er da die Knechte vom Küchenfeuer fort!
Sie stürzten um die Kessel, verschleppten manchen Brand;
Was man für gute Speisen da in der Asche fand!

Nun sprangen von dem Sitze die Herrn und Jedermann;
Der Bär begann zu zürnen, der König ließ sodann
Die Schaar der Hunde lösen, die an den Ketten lag,
Hätt' er es nun gut geendet, so wär's ein froher Tag.

Man säumte nun nicht lange mit Bogen und mit Speer,
Und hurtig lief man rings dem Bären hinterher;
Doch Niemand wollte schießen, von Hunden war's zu voll,
Und von dem lauten Lärm rings das Gebirg erscholl.

Es flüchtete der Bär sich vor den Hunden dann,
Ihm konnte Niemand folgen, als nur Chriemhildens Mann,
Der mit dem Schwert ihm nachlief, und ihn sofort erschlug,
Worauf man ihn dann wieder zum Feuerheerde trug.

Da sprachen, die das sahen, er wär ein kräft'ger Mann;
Die stolzen Jagdgefährten rief man zu Tisch heran,
Auf einem schönen Anger; da saßen deren gnug'.
Ha! was für theure Speisen man auf die Tafel trug!

Die Schenken säumten nur, zu bringen ihren Wein,
Sonst konnten niemals Helden besser bedienet seyn.
Und wären nicht dazu der Falschen viel geladen,
So war man sicher dort vor aller Schmach und Schaden.

Da sprach der Herre Sigfried: „Das ist doch wunderbar,
Es bietet uns die Küche so reichen Vorrath dar,
Und gleichwohl bringen uns die Schenken keinen Wein;
Versorgt man uns nicht besser, mag ich kein Jäger seyn.

„Ich hätte wohl verdient, daß man mich mehr erfrische!"
Da sprang der falsche König vom Sessel an dem Tische:
„Man soll es euch vergüten, was wir bisher versehn,
Die Schuld liegt nur an Hagen, der läßt uns durstig gehn."

Da sprach von Troneg Hagen: „Viel lieber Herre mein,
Ich denk' im Spessartwalde sollt' heute Bürschen sein;
Drum sandt' ich denn die Weine sofort an jenem Ort.
Heut' fehlen sie, doch nimmer in Zukunft auf mein Wort!"

Da sprach der Herre Sigfried: „Ich weiß euch wenig Dank!
Man sollte sieben Rosse, mit Meth und lautrem Trank
Mir hingesendet haben, und konnte das nicht sein,
So thaten wir wohl besser, wir nahten uns dem Rhein."

Da sprach von Troneg Hagen: Dafür ist Rath wohl bald,
Ich weiß hier einen Brunnen, ganz nahe frisch und kalt,
Daß ihr nicht ferner zürnt, so laßt uns hingehn eben."
Der Rath war manchem Degen zu großem Leid gegeben.

Sigfried den edlen Recken zwang so des Durstes Noth,
Daß er hinwegzurücken den Speisetisch gebot:
Er wollte nach dem Berge hin zu dem Brunnen gehn.
So war dort von dem Recken der arge Rath geschehn.

Auf Wagen ließ man führen, das Wild nun in das Land
Das muthig dort erlegt des kühnen Sigfrieds Hand.
Ihm zollte große Ehre, wer es nur irgend sah;
Doch Hagen, er brach leider Sigfried die Ehre da.

Als sie zur breiten Linde nun waren hingekommen,
Da sprach von Troneg Hagen: „Wohl hab ich oft vernommen,
Daß Niemand folgen kann im Lauf Chriemhildens Mann;
O daß er laufen wollte, daß ich es sehen kann!

Da sprach der kühne Sigfried, der Held von Niederland:
„Das könnt ihr wohl versuchen; wir laufen vor der Hand
Zum Brunnen um die Wette; wen ihr gewinnen seht,
Dem ist es billig, daß man den Preis ihm zugesteht."

„So wollen wirs versuchen," sprach Hagen da, der Degen.
Da sprach der schnelle Sigfried: „So will ich mich denn legen
Zu euern Füßen hin, hier nieder in das Gras."
Als es der König hörte, wie lieb war Gunthern das.

Da sprach der kühne Degen: „Noch mehr will ich euch
sagen,
All' meine Waffen will ich auch noch mit mir tragen,
Den Speer gesammt dem Schild und all mein Jagdgewand."
Den Köcher und das Schwert er um die Glieder band.

Sie zogen von dem Leibe nun ihre Kleider da,
Daß man im weißen Hemde sie beide stehen sah.
Wie wilde Panther liefen sie durch das Kleefeld dann
Doch kam der kühne Sigfried beim Brunnen eher an;

Denn überall errang er den Preis vor jedem Mann,
Schnell band er los das Schwert, den Köcher lehnt' er dann
So wie den starken Speer dort an den Lindenast,
Und an des Brunnens Quelle stand nun der hohe Gast.

Es war der edle Siegfried an Tugend hehr und groß,
Den Schild legt' er darnieder, wo kühl der Brunnen floß,
Wie auch der Durst ihn quälte, der Held nicht eher trank,
Als Gunther dort getrunken, der sagt ihm bösen Dank.

Der Brunnen war dort lauter, das Wasser kühl und gut.
Es neigte nun sich Gunther hernieder zu der Fluth,
Als er getrunken, stand er wieder auf sodann,
Der kühne Sigfried hätte das auch gern gethan.

Da ward ihm schlecht vergolten; denn heimlich hatte Hagen
Den Bogen und das Schwert bereits ihm fortgetragen;
Da sprang er hin und wieder, bis er den Speer da fand,
Und sah nach einem Zeichen an Sigfrieds Jagdgewand.

Und als der Herre Sigfried nun aus dem Brunnen trank,
So schoß er ihn durch's Kreuz, daß aus der Wunde sprang
Das rothe Herzblut ihm bis fast an Hagens Kleid.
Nie war ein Held wohl wieder zu solcher That bereit.

Er ließ den Speer ihm stecken wohl in dem Herzen tief;
So grimmlich, wie Hagen sich flüchtete und lief,
War er noch nie gelaufen vor irgend einem Mann.
Als seiner großen Wunde nun Siegfried sich besann,

Er rasch mit wildem Toben zurück vom Brunnen sprang;
Aus seinem Herzen ragte hervor der Speer so lang;
Er suchte nach dem Bogen, und suchte nach dem Schwert,
Um Hagen zu vergelten nach seiner Thaten Werth.

Doch da er, schwer verwundet, sein Schwert dort nimmer fand,
Und er nichts weiter hatte, als seines Schildes Rand,
So nahm er ihn vom Brunnen und lief auf Hagen an,
Ihm konnte nicht entrinnen des Königs Gunther Mann.

Er schlug, obschon todtwund, doch kräftig noch und wild;
Viel Edelsteine sprangen heraus da aus dem Schild,
Und endlich noch zerbrach der ganze Schild ihm fast;
Wie gerne hätte sich gerächt der hohe Gast!

Zu Boden stürzte Hagen nach tapfrer Gegenwehr;
Es hallte von den Schlägen die Gegend rings umher.
Hatt' er das Schwert in Händen, so war es Hagens Tod.
Er zürnte sehr der Wunde, ihn zwang dazu die Noth.

Sein Antlitz war erblichen, er konnte kaum mehr stehn,
Und seines Leibes Stärke, sie drohte zu vergehn,
Da er des Todes Zeichen in bleicher Farbe trug.
Er ward nachher beweinet von schönen Frau'n genug.

Dort in die Blumen sank nun hin Chriemhildens Mann,
Ein großer Strom von Blut aus seinen Wunden rann,
Da fing er an zu schelten, ihn zwang dazu die Noth —
Auf Alle, die gerathen voll Untreu seinen Tod.

Da sprach er schwer verwundet: „Ihr Bösen, die ihr feig
Mich hier erschlugt, was helfen nun meine Dienste euch?
Ich war euch stets getreu, entgelten muß ich's nun;
Das hieß an eurem Freunde fürwahr sehr übel thun;

Ihr seyd dadurch beschimpft, ihr selbst und eu'r Geschlecht
Für alle Zeiten nun. Ihr habt zu sehr gerächt
Durch euern Zorn und Haß euch an dem Leibe mein;
Von guten Recken sollt ihr mit Schmach geschieden seyn."

Die Ritter liefen alle, wo er erschlagen lag;
So ward dies nun für viele ein freudenloser Tag,
Wer irgend hielt auf Treue, beklagt' ihn unverstellt,
Das hatt' er auch verdienet, der kühne, wackre Held.

Der König von Burgunden beklagte seinen Tod.
Da sprach er schwer verwundet: „Es thut hier gar nicht Noth,
Daß der um Schaden weinet, der selber ihn erzeugt.
Er ist zu tadeln; hätt' er ihm selber vorgebeugt."

Da sprach der grimme Hagen: „Was soll hier Klag
und Streit,
Hat doch mit ihm ein Ende für uns nun Sorg und Leid?!
Wir finden hier nur Wen'ge, die uns noch widerstehn;
Wohl uns, daß wir beendet nun seine Herrschaft sehn!"

„Ihr möget leicht euch rühmen," sprach Sigfried;
„hätt' ich nur
Jemals in euch geahnet die wilde Mordnatur,
So hätt ich wohl mein Leben geschützt und meinen Leib;
Mich dauert nichts so sehr als Frau Chriemhild mein Weib.

Es mag sich Gott erbarmen nun über meinen Sohn,
Ihn trifft für alle Zeiten der vorwurfsvolle Hohn,
Daß seine Anverwandten so grausam mich erschlagen;
Daß ich so sterben soll, muß ich mit Recht beklagen."

Mit Jammer sprach nun weiter der sterbensmatte Held:
„Wollt ihr, mein edler König, noch Treu' in dieser Welt
An irgend Jemand üben, so laßt die Traute mein
Für immer eurer Gnade noch anbefohlen seyn.

Und laßt es sie genießen, daß sie euch Schwester sey,
Mit eurer Fürstentugend steht ihr getreulich bei.
Lang wird mein Vater warten auf mich mit seiner Schaar;
Und keiner Frau geschah ein größeres Leid fürwahr."

Er krümmte bebend sich, ihn zwang dazu die Noth,
Und sagte noch im Jammer: „Mein Meuchelmord und Tod
Der wird euch noch gereu'n gar sehr in künft'gen Tagen;
Glaubt mir, bei meiner Treu', ihr habt euch selbst erschlagen."

Die Blumen wurden alle von seinem Blute naß.
Er rang schon mit dem Tode, nicht lange that er das;
Des Todes Waffe schnell zerschnitt die Lebenskraft:
Er konnte nicht mehr reden, vom Tode hingerafft.

Da legten, als die Herren nun sahen, daß er todt,
Sie ihn auf einen Schild, der ward vom Blute roth.
Sie dachten nach, wie man's verhehlte, daß es Hagen
Gewesen war, der dort den kühnen Mann erschlagen.

Da sprachen Viel': „Es hat sich Böses zugetragen,
Ihr Alle müßt's verhehlen und insgesammt nur sagen:
Als ganz alleine jagte im Wald Chriemhildens Mann,
Stieß er auf Mörder dort, die tödteten ihn dann."

Da sprach von Troneg Hagen: „Ich bring ihn in das Land,
Und wenig soll's mich kümmern, ob ihr es wird bekannt,
Die also sehr betrübet einst Brunehildens Muth;
Die acht' ich sehr geringe, wie sie auch weint und thut."

Von demselben Brunnen, da Sigfried ward erschlagen,
Sollt ihr die rechte Märe von mir hören sagen:
Vor dem Odenwalde ein Dorf liegt Odenheim [1])
Dort fließet noch der Brunnen an einem grünen Rain.

[1]) Ueber dieses Odenheim sagt F. J. Dumbech Geographia pagorum vet. Germaniae Cisrhenan. pag 44.: Sifridus ipse in saltu Ottonis diem supremum Haganonis cruenta manu obiit, atque ut poëtae canunt veteres, ad Odenhemium sepultus jacet. Sic Ms. B. carm. Nibell. testatur stropha, a Poëta paullo juniori, quae deest vulgatae lectioni (ap. Grimm a. t. Waelder B. II. p. 180.):

Von demselben Brunnen, da Sifrit wart erslagen,
Sult ir diu rehten maerẓ von mir hoeren sagen,
Vor dem Otenwalte ein Dorf lit Otenhaim
Da vliuzet noch der Brunne; des ist Zwifel dehein.

Quaestionem illam, multum tentatam, minime solutam, et nunquam solvendam penitus, de loco nempe, ubi reapse Sifridus caede periisset, decernere non audeam; sed haec pronuntio, nullo modo esse potuisse Ottinchheim vicum hodiernum, haud longe Rheno dissitum, quia vocabuli scriptio et situs loci a scriptorum traditione plane abhorret (vid. P. I. c. II. §. 8. O. coll. c. IV. §. 22. O.). Nam Ottincheim (h. Edigheim) non in saltu Ottonis (quod Dahlius false putat l. c.); sed in Forehahi (Fohrenwald), Rhenum inter atque Ottoniam sito, ambitus minoris, ab inde veterrimis tempp. dilucidato, agris circumjacentibus excultissimis, jacet: porro Sifrido in Haganonem criminationis hic loci opportunitas deesset, quâ in istum nebulonem invehitur (Nib. Liet. v. 3887. sqq.):

. . . . do des nicht mohte sin,
„Do solte man uns gesidelet haben naher an den Rin.“

Quod cum ita sit, Odenhemium Craichgoviae (ad hoc usque temporis Wormat. ditionis) convenientius adhiberi potest, ut remotius a Rheno, et venationis regioni opportunius atque proprius.«

A. L. Grimm (Vorzeit und Gegenwart S. 378) möchte die Jagd der Burgunder gern in das Weschnitz-Thal verlegen, und er sucht den Brunnen, wobei Sigfried erschlagen wurde, bei Lindenfels, wozu ihn der Vers verleitet:

„Da sie wollten dannen zu der Linden breit.“

Was Grimm vom Speßhart sagt, daß damit nämlich der Wald-Distrikt Speßhart auf der Groß-Ellenbacher Gemarkung gemeint seyn könne, hat etwas für sich, obgleich

das Senden des Weins nach dem eigentlichen Speßhart, jenseits des Mains, nicht das geringste Unwahrscheinliche für sich hat, Daß übrigens der Mord bei einem Dorfe Odenheim vorgefallen, sagt, wie wir gesehn, das Nibelungenlied ausdrücklich, und da das Odenheim im Kraichgau das einzige Dorf dieses Namens im Odenwalde oder in der Nähe desselben, so hat dasselbe alles, Lindenfels aber nur die ganz willkührliche Deutung des Namens für sich.

Das versunkene Kloster.

Von

Ludwig Uhland.

Ein Kloster ist versunken
Tief in den wilden See,
Die Nonnen sind ertrunken
Zusammt dem Pater, weh!
Der Nixen muntre Schaaren,
Sie schwimmen stracks herbei,
Nun einmal zu erfahren,
Was in den Mauern sey.

Das plätschert und das rauschet
In Kreuzgang und Dorment!
Am Locutorium lauschet
Der schäckernde Konvent;

Man hört Gesang im Chore
Und lustig Orgelspiel;
Das Glöcklein ruft zur Hore,
Wann's ihnen just gefiel.

Bei heitrem Vollmondglanze
Lockt sie der grüne Strand
Zu einem Ringeltanze
Im geistlichen Gewand;
Die weißen Schleier flattern,
Die schwarzen Stolen wehn,
Die Kerzenflämmchen knattern,
Wie sie im Sprung sich drehn.

Der Kobold dort im Schutte
Der hohlen Felsenwand,
Er nimmt des Paters Kutte,
Die er am Ufer fand;
Die Tänzerinnen schreckend,
Kommt er zur Mummerei,
Sie aber tauchen neckend
Hinab in die Abtei [1]).

[1]) In Schreibers bad. Wochenschrift, Jahrgang 1807. Nr. 2. S. 31 wird von A. P. — G. noch folgendes von diesem versunkenen Kloster erzählt:

„In einem einsamen Wiesenthale, nahe bei dem Flecken Neuenkirchen im Odenwalde, bemerkt man ein stehendes Wasser von wenig Umfang, aber so tief, daß es schwer zu ergründen ist; über dem Rande des kleinen Gewässers hängen die lieblichsten Vergißmeinnicht, und spiegeln sich im klaren See. Oft verweilte ich dort in den Tagen meiner Jugend, pflückte die freundlichen Blumen, und ließ Steine, an Fäden geknüpft, in die Tiefe. Eines Tages begegnete mir dort ein altes Mütterchen, aus dem nahe gelegenen Oertchen Breitenbronn und erzählte mir folgende Sage von dem kleinen See.

Vor vielen Jahren stand auf dieser Stelle ein Frauenkloster. In einer stürmischen Winternacht nahte sich der Pforte ein wankender Greis und bat um Obdach. Die gemächliche Pförtnerin wies ihn mit harten Worten ab; er flehte vergebens, selbst die Priorin und ihre Mitschwestern blieben taub bei seinen Klagen, nur eine Jungfrau, welche das Gelübde des Ordens noch nicht abgelegt hatte, bat bei den übrigen für ihn. Doch diese spotteten ihrer und die Pforte des Klosters blieb dem armen Wanderer verschlossen. Da berührte er mit seinem Stabe die Erde, und plötzlich versank das Kloster in ihren gähnenden Schoos, der sich flammensprühend öffnete; an der Stelle des prächtigen Gebäudes blieb zum ewigen Gedächtnisse der grundlose See.

Die Novize lebte im innigsten Verständnisse mit einem der edelsten Ritter des Gaues; oft wandelte er in nächtlicher Stille zum einsamen Kloster, und wenn alles rings umher in den Armen des Schlummers lag, sprach er durch das Gitter ihres Zellenfensters Stunden lang mit ihr. So kam er auch in dieser schrecklichen Nacht, um mit der Geliebten zu kosen. Von starrem Entsetzen ergriffen, erblickte er auf der verödeten Stelle nicht mehr die hohen Thürme des stattlichen Klosters; statt aller verschwundenen Pracht erscheint vor seinem Blicke jener geheimnißvolle See. Laut klagend erhob der Ritter

seine Stimme, rief den Namen der Geliebten, daß er weit und breit wiedertönte, und sprach: nur noch einmal kehre zurück in meine Arme! Da vernahm er eine Stimme aus dem See: „Morgen um die eilfte Stunde der Nacht kehre wieder zu dieser Stätte; auf der Oberfläche des Wassers gewahrst du dann einen Faden von blutrother Seide, nimm ihn auf und zieh ihn empor.“ Die Stimme verhallte, der Ritter schlich traurig nach Hause: doch um die bestimmte Stunde kam er wieder und that, was ihm die Stimme geheißen hatte. Kaum zog er den Faden empor, da stand die Geliebte vor ihm. Das unergründliche Schicksal, sprach sie, das mich schuldlos mit den Schuldigen versenkte, vergönnt mir, dich jeden Tag von der eilften bis zur zwölften Stunde der Nacht zu begrüßen; nie darf ich die bestimmte Zeit überschreiten, sonst siehst du mich nie wieder, und außer dir darf mich keines Mannes Auge erblicken, sonst schneidet eine unsichtbare Hand den Faden meines Lebens entzwei. Lange setzte der Ritter seine nächtlichen Wanderungen fort, allein der Neid und die Mißgunst belauschten seine Schritte. Eines Tages nahete er sich in einer mondhellen Nacht dem traulichen See. Doch ach! sein klares Wasser war in Blut verwandelt, bebend ergriff er den Faden, seine Farbe war verbleicht, und derselbe entzwei geschnitten. Da stürzte sich der trostlose Jüngling hinab in die Tiefe und versank. Einsam, verödet, unbesucht vom irrenden Wanderer, nur von wenigen Menschen gekannt, ist dieser abgelegene See, an dem Rande eines melancholischen Tannenwaldes, der seine dunklen Aeste ausbreitet über den geheimnißvollen Ort, der einst das Grabmal der beiden Liebenden ward.“

Vergleiche hiermit die Sage vom Nixenquell bei Epfenbach von Karl Simrock.

Der Nixenquell,

von

Karl Simrock.

Ein Ritter zieht mit hohem Muth,
Wenn sich der Schatten längt,
Wohl an des Brunnens kühle Fluth,
Wo Liebchen ihn empfängt.

Er fragt sie nicht, woher sie kam
Und nicht, wohin sie geht;
Das macht ihm wenig Sorg und Gram,
Wenn sie ihn traut umfaht.

Doch wenn das Nachtgeläute schallt,
Beim ersten Glockenschlag
Ist sie verschwunden in dem Wald,
Er blickt ihr trauernd nach.

Und länger hält sie nicht sein Flehn,
Sein Bitten nicht zurück:
„Und blieb ich noch, so wärs geschehn
Um unsrer Liebe Glück.“

Der Ritter nimmt ihr Wort in Acht
Geschreckt von ihrem Drohn,
Doch ach, in jeder Liebesnacht
Ist sie zu früh entflohn.

Zum Glöckner jagt er drum und beut
Ihm Gold und grüne Flur,
Verschöb er heut sein Nachtgeläut
Ein Viertelstündchen nur.

Da er sein Lieb am Brunnen fand,
Da nimmt er sie in Arm,
Hält sie mit Inbrunst fest umspannt
Und herzt und küßt sie warm.

Die Arme, die von Liebe glüht,
Vergißt der Stunden Lauf;
Doch am Gebirge blutig zieht
Der Vollmond schon herauf.

Und wie sie den Betrug erfand:
„Was hast du, Thor, gethan,
Zerrissen hast du unser Band
In blöder Liebe Wahn.“

Umsonst, daß er die Hände ringt,
Wie er auch fleht und thut,
Sein trautes Liebchen heulend schwingt
Sich in die Nixenfluth [1]).

[1]) Sagen und Mährchen von Nixen, die sich in die schönen Menschenkinder verlieben, sind fast durch ganz Europa verbreitet.

Fouqué's liebliches Mährchen „Undine" ist aus einer solchen Sage entsprungen. Das Volkslied vom Ritter Peter von Staufenberg und die Meerhexe, welches Arnim und Brentano in des Knaben Wunderhorn Bd. I. S. 407 mittheilen, behandelt einen ähnlichen Stoff. Viele Sagen von männlichen und weiblichen Nixen finden sich in der deutschen Sage der Brüder Grimm Bd. I. S. 66 u. flg. In der badischen Wochenschrift 1806 No. 21 erzählt Grimm die Sage von dem See bei Epfenbach verschieden von K. Simrock's Bearbeitung; ich theile sie hier in einem Auszuge mit:

„Vor Jahren versammelten sich die jungen Bauern und Bäuerinnen, wie jetzt, an den Winterabenden. Aber damals traten, seit dem Gedächtniß der Aeltermütter, jeden Abend drei wunderschöne, weiß gekleidete Jungfrauen in den fröhlichen Kreis. Man harrte jeden Abend mit Sehnsucht der Gewohnten, und wie gute Engel nahm man die holden Schwestern auf: denn sie brachten jeden Abend ein neues Lied, eine schöne Weise, ein munteres Spiel, oder ein unbekanntes Mährchen mit. Man liebte sie allgemein, und besonders verweilten die Blicke der jungen Bursche mit Wohlgefallen auf den schönen Zügen der Jungfrauen, aber eine besondere Hoheit in ihrem Wesen scheuchte alle Vertraulichkeit. Auch sie brachten immer ihre Rocken und Spindeln mit, und keine der Spinnerinnen übertraf sie an Behendigkeit und ihre Faden an Feine.

Sobald aber die Glocke elf schlug, packten sie ihre Rocken zusammen, und nichts konnte sie bewegen, auch nur eine Minute länger zu bleiben. Fröhlich und eilig verschwanden sie aus dem Kreise, wie sie gekommen waren. Keine Spur verrieth ihren Weg, wenn sie Abschied genommen hatten. Niemand wagte es auch, ihnen nachzugehen. Man wußte nicht woher sie gekommen waren, man wußte nicht, wohin sie gingen, man sah sie nur in die Stube tretend und hinausgehend, und wenn man von ihnen sprach, so hießen sie nur die Jungfrauen aus dem See, oder die drei Schwestern aus dem See.

Einige Bursche brannten besonders im Stillen für die wunderbaren Mädchen, und unter ihnen des Schulmeisters Sohn. Ihm that es besonders leid, wenn sie so frühe schieden, ihm währte immer der Tag zu lang, und war erst der Abend nahe, so dünkte ihm jede Stunde, ehe die Spinnstube besucht wurde, eine Ewigkeit. Um doch einmal ihres Anblicks eine Stunde länger zu genießen, stellte er eines Abends, ehe er in die Spinnstube ging, die Dorfuhr um eine Stunde zurück. Die Jungfrauen hatten diesmal ein neues Lied mit einer neuen Weise mitgebracht, und lehrten es die Anwesenden. Darüber wurde der längere Verzug der elften Stunde nicht bemerkt, die Jungfrauen blieben, bis die Glocke elfe schlug, und gingen also erst um zwölf Uhr weg. Sie schieden so fröhlich und heiter wie sonst. Darüber freute sich der gute Jüngling, und beschloß diesen Streich zu wiederholen. — Er hatte sich aber vergebens gefreut. Als am folgenden Tage einige Leute am See vorübergingen — jetzt ist eine schöne Wiese an seiner Stelle — so hörten sie ein klägliches Gewimmer, und auf dem flachen See gewahrte man drei große, blutige Stellen. Niemand wußte es zu deuten, jedes aber ahnete, was geschehen sei. Des Abends harrte man in der Spinnstube der drei Schwestern, aber nie sind sie wiedergekommen."

Mit der von Simrock bearbeiteten Sage vergleiche die Anmerkung zu „das versunkene Kloster (bei Neunkirchen) von Uhland."

Das Hündchen von Bretten.

Von

Karl Simrock.

Zu Bretten über'm Stadtthor steht
Ein Hündchen ohne Schwanz,
Und über seinem Haupte weht
Ein hart verdienter Kranz.
Wer sich umsonst zu Tode zieht
Vergnügt in schweren Ketten,
Dem sagt man: Wahrlich, dir geschieht
Noch wie dem Hund zu Bretten.

Dem Hündchen ward, dem treuen Thier,
Die Treue schlimm gelohnt,
Und sicher, so ergeht es dir,
Der sich im Dienst nicht schont.
Es war von seinem Herrn wie du,
Zu Manchem abgerichtet,
Der ließ ihm keine Stunde Ruh,
Die Chronik hat's berichtet.

Wohl mochte kein geplagtrer Gaul
Im ganzen Städtchen seyn:
Gab er ihm einen Korb ins Maul,
So liefs und kauft ihm ein:
Beim Metzger Fleisch und Bratwurst gar
Und Weisbrod bei dem Bäcker;
Im Korbe sagt' ein Zettel klar,
Was nöthig war dem Schlecker.

Das Hündchen lief von Haus zu Haus
Und ließ sich nie verführen,
Nur einen Bissen von dem Schmaus
Dem Herren anzurühren.
Wenn es ihn treulich heimgebracht, —
Doch hört es Niemand klagen, —
Durft es von seiner schweren Fracht
Ein Knöchlein nur benagen.

Sein Herr, der evangelisch war,
Hielt wenig auf die Fasten,
Und ließ den Speisekommissar
Nicht einen Freitag rasten.
Der Hund, der täglich fasten muß,
Geht seines Wegs bescheiden,
Nicht kann er wie ein Klerikus
Den Fasttag unterscheiden.

Da führt' ihn einst sein Mißgeschick
Zu einem Fleischer hin,
Der als ein ächter Katholik
Streng hielt die Disciplin.
Wie der den Zettel nimmt und liest
Von einer Wurst geschrieben,
Ihn das Gelüste bald verdrießt,
Hätt es ihm gern vertrieben.

Im frommen Eifer hat er gleich
Das arme Thier gepackt,
Ihm auf dem Block mit einem Streich
Das Schwänzlein abgehackt.
Das legt er in den Korb dem Hund:
„Da hast du Fleisch, nun trolle,
Und deinem Herren mache kund,
Daß ich's ihm schenken wolle."

Das Hündchen wund bis auf den Tod
Lief doch, der Pflicht gedenk,
Und trug dem Herrn, der ihm gebot,
Sein Schwänzlein zum Geschenk.
Legt' ihm den Korb noch vor den Fuß
Und streckte sich daneben:
Das war sein letzter stummer Gruß,
Er mochte nicht mehr leben.

Hier steht das Bild des armen Wicht's;
Den Lohn erwarb er doch,
Weil er sein Leben lang um Nichts
Im sauern Dienste kroch:
Du mühe dich nach seinem Brauch
Im Joch der Undankbaren,
So mag dir nach dem Tod wohl auch
Die Ehre wiederfahren [1]).

[1]) In Grimm's deutsche Sagen Bd. I. S. 154 und flg. lesen wir folgendes von dem Hündlein von Bretten: „In der Rheinpfalz, besonders im Kraichgau, geht unter den Leuten das Sprichwort um, wenn von übel belohnter Treue die Rede ist: „es geschieht dir, wie dem Hündchen zu Bretten.“ Die Volkssage davon muß schon alt seyn und namentlich spielt auch Fischart an zwei verschiedenen Stellen darauf an.

Andere erzählen so: „das Hündchen habe für seinen armen Herrn Fleisch und Würste gestohlen und ihm zugetragen, bis es endlich ein Fleischer ertappt und mit dem Verluste des Schwanzes bestraft.“

Letzteres klingt viel zu unwahrscheinlich und ist eine himmelschreiende Verläumdung des treuen Hündchens.

Die Riesen und die Zwerge [1]).

Von

Friedrich Rückert.

Es ging die Riesentochter,
Zu haben einen Spaß,
Herab vom hohen Schlosse,
Wo Vater Riese saß;
Da fand sie in dem Thale
Die Ochsen und den Pflug,
Dahinter auch den Bauern,
Der schien ihr klein genug.
Die Riesen und die Zwerge!

Pflug, Ochsen und den Bauern,
Es war ihr nicht zu groß,
Sie faßt's in ihre Schürze,
Und trug's auf's Riesenschloß.
Da fragte Vater Riese:
„Was hast du Kind gemacht?"
Sie sprach: „„Ein schönes Spielzeug
Hab ich mir hergebracht.""
Die Riesen und die Zwerge!

Der Vater sah's und sagte:
„Das ist nicht gut, mein Kind!
Thu' es zusammen wieder
An seinen Ort geschwind.
Wenn nicht das Volk der Zwerge
Schafft mit dem Pflug im Thal,
So darben auf dem Berge
Die Riesen bei dem Mahl."
Die Riesen und die Zwerge!

[1]) Die Brüder Grimm theilen uns in den deutschen Sagen I. 422. über den Stoff zu vorstehendem Gedichte Rückerts folgendes mit:

„Der Lichtenberg ist ein Bergschloß, das man später aus den uralten Trümmern wieder erneuert hat, und in allen Dörfern, die in seiner Nähe liegen, lebt noch die Sage fort, daß es hier vor alten Zeiten Riesen gegeben habe. Unter den Steinen befinden sich manche, die keine Menschenkraft den jähen Berg hinauf hätte tragen können. Ein Riese schleppte einen über achtzig Centner schweren Block auf seiner Schulter herbei, aber er zerbrach ihm unterwegs und blieb eine Stunde von Lichtenberg auf der Höhe liegen; er wird noch heutzutage Riesenstein genannt. Im Schloß wird ein Knochen, anderthalb Schuh im Umfang haltend und mit einem andern, einen halben Schuh dicken, einen Fuß langen Bein verwachsen aufbewahrt; auch soll daselbst vor fünfundzwanzig Jahren noch eine ungeheure Bettlade außer den Knochen zu sehen gewesen seyn. Es wird auch wiederum erzählt, daß die Riesenfrau einmal weiter als gewöhnlich von dem Lichtenberg weggegangen sey und einen Bauer getroffen habe, der mit Ochsen seinen Acker pflügte. Das hatte sie noch nie

gesehen, nahm also Bauer, Pflug und Ochsen zusammen in ihre Schürze und brachte es ihrem Mann auf's Schloß mit den Worten: „sieh einmal, Mann, was ich für schöne Thierchen gefunden habe."

Die Frau Ch. Engelhardt, geb. Schweighäuser, trug diese ursprünglich odenwäldische Sage auf das Schloß Nideck im Elsaß über; nach ihrem Vorgange auch Chamisso in seinem Gedicht „das Riesenspielzeug". Der schöne Gedanke, der im Gedichte ausgeführt ist, daß nämlich ohne den Bauer (der Zwerg) der Große (der Riese) nicht leben könne, scheint weder Eigenthum Rückert's noch Chamisso's, sondern der Frau Engelhardt zu seyn. Zur Vergleichung setzen wir ihr schönes Gedicht, welches allen Nachdichtern fast wörtlich als Stoff zu ihren Bearbeitungen gedient hat, in elsäßischer Mundart hierher:

„Im Waldschloß, dort am Wasserfall,
Sinn d'Ritter Risse gsin (gewesen);
E mol kummt's Fräule 'rab in's Thal,
Unn geht spaziere drinn.
Sie duet bis gehe (gegen) Haslach gehn,
Vorm Wald im Ackerfeld,
Do blibt sie voll Verwundrung stehn,
Unn sieht wie's Feld wurd' b'stellt,
Sie luejt (schaut) dem Ding e Wiel so zue,
Der Pfluei, die Roß, die Lytt
Sinn iehr ebbs Neu's, sie geht darzue,
Unn denkt: die nimm i mit!
Do hürt (halb niederknien) sie an de Bodde hin
Unn sprait iehr Firrdi (Schürze) us,
Fangt Alles mit der Hand, duet's nin,
Unn lauft gar froh noch Hus.
Dort, wo der Berry isch so gäh,
Daß merr nurr miejsam steit in d'Heh,

Springt sie de Waldwej nuff ganz frisch,
Und bruch' nurr eine Schritt.
Der Ritter sitzt just noch am Disch:
„Min Kind, was bringst de mit?
D'Freud luejt der us de Auje 'nus.
Se kram nur gschwind din Firrdi us,
Was hesch so Zowwli's drinn?"
„„O Vadder, Spieldings gar ze nett,
I ha noch nie ebbs Scheen's so ghett!""
Unn stellt=em Alles hin,
Unn uff de Disch stellt sie de Pflueï,
Die Buure hin unn iehri Roß,
Lauft drum 'erum, unn lacht derzue,
Iehr Freud ist gar ze groß.
„Ja, Kind, dis isch keen Spieldings nitt,
Do hesch ebbs Scheen's gemacht!"
Saat druff der Ritter glich, unn lacht:
„Geh, nimm's nurr widder mit!
Die Buure sorrje uns firr Brod,
Sunst wärde mier in großer Noth,
Drah (trag) Alles widder furt!"
'S Fräule grient, der Vadder schilt:
„E Buur mier nitt als Spieldings gilt,
I lied nitt, daß me murrt!
Pack Alles sachte widder ihn,
Unn drah's an's nämli Plätzel hin,
Wod' es genumme hest!
Böut nitt der Buur sin Ackerfeld,
Se fehlt's bi uns an Brod unn Geld,
In unserm Felsennest!"




